



Claus Neuber

MARSCH AUS DEM UNTERGANG

Erlebnisbericht eines
Rückkämpfers vom
Zusammenbruch der
»Heeresgruppe Mitte«
im Sommer 1944
in Weißrußland

DRUFFEL & VOWINCKEL

Claus Neuber

MARSCH AUS DEM UNTERGANG

Erlebnisbericht eines Rückkämpfers vom Zusammenbruch der Hgr. Mitte 1944 in Weißrussland

In diesem Buch wird der abenteuerliche Kampf beim Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte und das Rückfluten der deutschen Einheiten vom Dnjepr bis zur Reichsgrenze im Sommer 1944 anhand eigener Erlebnisse beschrieben.

Vor unseren Augen lässt der damals junge Leutnant, der während 70 Tagen fast 700 Kilometer hinter der russischen Hauptkampflinie zurücklegte, das Drama und die Tragödie des Anfangs vom Ende des Ostfeldzuges sich entwickeln und abrollen.

Wer lernen Kameraden kennen und ihre verzweifelte Hoffnung, dem Untergang durch Aufbieten der letzten Kräfte Einhalt zu gebieten und ihm dadurch zu entkommen.

Wir erleben in diesem Buch, das den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in den Bann schlägt, die Grenzen des Menschseins, den tragischen Marsch durch die Hölle der Stahlgewitter der Roten Armee, den Verlust von Kameraden, aber auch den Wert von Kameradschaft und Treue bis zum letzten Atemzug.

Ein eindringliches Erlebnisbuch, das dem Drama dieser in der Kriegsgeschichte einmaligen Katastrophe ein literarisches Denkmal setzt und den Leser nicht unberührt lässt.

Druffel&Vowinckel-Verlag

Talhofstr. 32

82205 Gilching

www.druffel-vowinckel.eu

E-Mail: drsudholt@t-online.de

ISBN: 978-3-8061-1182-8



9 783806 111828

ISBN 978-3-8061-1182-8

4. Auflage 2016
3. Auflage 2014
2. Auflage 2009
1. Auflage 2007

© 2007 by Druffel & Vowinckel-Verlag 82205 Gilching Talhofstr. 32

Alle Rechte vorbehalten:

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
das Buch oder Teile daraus zu vervielfältigen oder auf Datenträger
aufzuzeichnen.

Satz: Verlagsdienstleistungen Croon, Norderstapel
Bilder: Archiv des Verfassers
Gedruckt in der Europäischen Union

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader 16](#)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Einführung	15
1. Der Weg in die Katastrophe	22
Anfang Juni – Trügerische Ruhe im «Dnjepr-Balkon» 1944 zwischen Witebsk und Bobruisk	22
Noch bestehen Zuversicht und Selbstvertrauen Mitte Juni – Die Lage spitzt sich zu	30
22. Juni – Die Rote Armee startet ihre Sommer- offensive, die «Operation Bagration»	46
23./25. Juni – Bei den beiden Nachbararmeen ist die Hölle los	49
26. Juni – Wir werden zunehmend umgangen und müssen unsere Stellungen aufgeben	55
27. Juni – Kurzer Widerstand in der «Bären-Stellung» am Dnjepr	64
28. Juni – Nächstes Ziel der Drut, ein Nebenfluss des Dnjepr	70
29. Juni – Dramatische Episode am Fluss	72
30. Juni – Rückzug zur Beresina mit dem Feind im Nacken	80
1. Juli – Die Einschliessung bahnt sich an	84
2. Juli – Hinhaltender Widerstand in einem Brückenkopf an der Beresina	86

3. Juli – Partisanenüberfälle verursachen Verluste.... und verzögern den Weitermarsch	110
- Treibstoffmangel zwingt zur Aufgabe zahlreicher Fahrzeuge	
- Sowjets erobern Minsk und schliessen den Kessel	
4. Juli – Glühende Hitze, und immer wieder Partisanen	117
- Die Hälfte aller Geschütze muss gesprengt und ein Grossteil des Materials vernichtet werden	
5. Juli – Ein starker Sperr-Riegel wird verlustreich durchbrochen	125
- Überall beginnende Auflösung; das Ende zeichnet sich ab	
6. Juli – Permanente Luftangriffe begleiten den Untergang im Kessel zwischen Minsk und der Beresina	138
- Totales Chaos so weit das Auge reicht	
- Nächtlicher Kesselausbruch ohne Rücksicht auf Verluste	
11. Weiter Weg nach Westen	154
7./9. Juli – Nach Durchbruch keinerlei Hinweise auf eine stabile Front	154
- Versprengte schliessen sich zu Kampfgruppen zusammen	
- Bei Kämpfen mit Partisanen haben marschunfähige Verwundete keine Chance	
10./11. Juli – Zusammenstösse mit Suchkommandos der Roten Armee	168
- Aufteilung und Weitermarsch mit 30 Mann.	
12./13. Juli – Letzte Lebensmittel verbraucht; Landbevölkerung hilft vielfach bereitwillig	178
- Im Nalibocka-Wald jagen uns wieder die Partisanen	

14./17. Juli – Von einer Front nach wie vor keine Spur	193
- Nur in letzter Konsequenz wird zur Waffe gegriffen	
18. Juli – Hinter ausgedehntem Sumpfgebiet fehlt ein schützender Wald	204
- Gefangen! – Suchkommando der Roten Armee zwingt zur Aufgabe im deckungsarmen Gelände	
- Ereignisreicher Weg zum Durchgangslager in Wolozyn	
- Fluchtgedanken	
19. Juli – Arbeitseinsatz bei glühender Hitze.	233
20. Juli/1. August – Suche nach einem Begleiter führt nur bei Georg zum Erfolg	244
- Fluchtplan gerät plötzlich in höchste Gefahr	
- In einem Versteck wird weiterer Verlauf abgewartet	
2. August	309
3. August	311
4./5. August	314
6. August und einige Zeit danach	317
- Einwohner sprechen von Alliierten vor Paris und Sowjets auf dem Weg nach Warschau	
- Leuchtkugeln am Horizont, die ersten Zeichen der Front	
- Folgeschwerer Zwischenfall zersprengt die Gruppe – Wieder mit Georg allein	
- Nähe der Front fordert grösste Vorsicht und höchste Aufmerksamkeit	
- Es fehlt ein schützender Wald	

27./30. August	357
- Verhängnisvoller Irrtum führt zur Trennung von Georg	
- Bedrückende Einsamkeit	
- Überraschendes Zusammentreffen mit zwei Rotarmisten in einem Gutshof	
- Viele Hindernisse bei Versuchen, durch die russische Hauptkampflinie zu gelangen	
- Ein letzter grosser Sprung	
31. August / 1. September	374
Nachwort	389
Literaturverzeichnis	393
Abkürzungsverzeichnis	394
Karten	395
Zur Person	400

Vorwort

Das Manuskript des vorliegenden Berichtes entstand weitgehend bereits im Herbst 1944 noch unter dem Eindruck der nur wenige Wochen zurückliegenden persönlichen Erlebnisse im Zusammenhang mit dem Untergang der vier Armeen der «Heeresgruppe Mitte» in den Sommermonaten 1944, der grössten und folgenschwersten Katastrophe des deutschen Ostheeres auf dem Territorium der Sowjetunion. Der seinerzeit durch die Truppe kurzfristig angeforderte Erfahrungsbericht ermöglichte eine häufig bis ins Detail gehende Wiedergabe der Geschehnisse. Nachträgliche Änderungen und Ergänzungen beschränken sich auf Fakten, die dem Autor damals zwangsläufig verborgen bleiben mussten oder erst Jahre danach im Zuge der zeit- und militärgeschichtlichen Forschungsarbeit bekannt geworden sind. Ihre Einbeziehung dient der notwendigen Aktualisierung und, damit verbunden, auch einem besseren Verständnis der Zusammenhänge und Hintergründe der geschilderten Begebenheiten.

Sofern mit der Thematik konform gehend und damit für erwähnenswert erachtet, wird darüber hinaus auf Ereignisse und Sachverhalte hingewiesen, die sowohl weiter zurückliegen als auch bis in die Gegenwart hineinreichen. Die Ursprünglichkeit der Darstellung wird hierdurch keineswegs beeinträchtigt. Alles wird so wiedergegeben, wie es damals war, wie man die Dinge sah, wie über sie geredet und gedacht wurde, und wie man in den verschiedenen Situationen reagiert hat, wobei dem Verhalten unter extremen Bedingungen sicherlich besondere Relevanz zukommt.

Den dramatischen Verlauf eines in dieser Art bislang nicht in Erscheinung getretenen Szenariums festzuhalten und dabei die einzelnen Vorkommnisse nachvollziehbar zu machen, ist einer der Gründe, weshalb dieses Buch nach so

langer Zeit geschrieben wurde, wobei darauf hinzuweisen ist, dass man heute gewiss manches mit anderen Augen sehen und entsprechend beurteilen wird, wovon sich auch der Autor nicht ausschliesst.

Ein weiterer Grund besteht darin, dem unverändert vorhandenen Interesse an Veröffentlichungen bedeutsamer Ereignisse im Verlauf des 2. Weltkrieges entgegenzukommen, weniger an solchen in Form publikumswirksamer Romane, sondern vielmehr an authentischen Dokumentationen objektiver Historiker und insbesondere auch den um grösstmögliche Genauigkeit bemühten Berichten von Zeitzeugen. In Verbindung hiermit wird das vorliegende Buch sicherlich auch die relativ vielen noch lebenden Angehörigen und Verwandten jener zahllosen Verschollenen ansprechen, über deren so völlig aus dem Rahmen fallendes Schicksal beim Zusammenbruch der «Heeresgruppe Mitte» bisher kaum etwas Näheres bekannt geworden ist, weil hiervon nur die wenigen berichten können, welche als unmittelbar Beteiligte die Ereignisse überlebt haben und somit allein in der Lage sind, diese Informationslücke zu schliessen.

Darüber hinaus sollen die folgenden Zeilen aber auch eindringlich zum Frieden mahnen, der trotz allem, was geschehen ist und bis in unsere Gegenwart leider noch immer geschieht, keineswegs als weitgehend gesichert betrachtet werden kann!

Nicht zuletzt mögen sie dazu beitragen, jenen ebenso unqualifizierten wie unbegreiflichen Bestrebungen entgegenzuwirken, die darauf hinzielen, das Ansehen der Wehrmacht insgesamt durch eine verantwortungslose Verallgemeinerung von einzelnen verwerflichen Vorkommnissen, die es immer und überall gegeben hat – und offenkundig auch weiterhin geben wird – zu diskreditieren, um damit ein «volkspädagogisch erwünschtes» (d.h. verfälschtes) Geschichtsbild zu vermitteln, wie dies beispielsweise mit der in hohem Masse umstrittenen Wanderausstellung «Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944» bedenkenlos praktiziert und von bornierten Zeitgenossen auch noch protegert worden ist.¹

¹ Nach eingehender fachlicher Überprüfung der einzelnen Exponate hat sich herausgestellt, dass sich deren überwiegende Mehrzahl nicht auf die Wehrmacht, sondern auf die Rote Armee bezieht und eindeutig sowjetischer Provenienz ist. Sie wurden von dem polnischen Historiker Dr. Bogdan Musial und dem ungarischen Geschichtsforscher Krisztián Ungváry weitestgehend als Ganzfälschungen oder Manipulationen entlarvt und

Bleibt resümierend festzustellen, dass diese in höchstem Masse fälschungsbelastete Ausstellung neben einem eklatanten Mangel an Wissenschaftlichkeit lediglich als das Produkt eines hasserfüllten Bedürfnisses nach pauschaler Verunglimpfung zu betrachten ist.

Wie anders dagegen äusserte sich der damalige Kardinal Ratzinger (und spätere Papst Benedikt XVI.) in seiner Gedenkrede zum 60. Jahrestag der Invasion in der Normandie auf dem grossen deutschen Soldatenfriedhof von La Cambe am 6. Juni 2004: «In dieser Stunde verneigen wir uns in Ehrfurcht vor den Toten des 2. Weltkriegs; wir gedenken der vielen jungen Menschen aus unserer Heimat, deren Zukunft und Hoffnung in den blutigen Schlachten des Krieges zerstört wurde.

Es muss uns als Deutsche schmerzlich berühren, dass ihr Idealismus und ihr Gehorsam dem Staat gegenüber von einem ungerechten Regime missbraucht wurde. Aber das entehrt diese jungen Menschen nicht... Sie haben ganz einfach ihre Pflicht – wenn auch oft unter furchtbarem inneren Ringen, Zweifeln und Fragen – zu tun versucht, aber sie blicken uns nun an und reden zu uns: Und ihr, was werdet ihr tun, damit nicht wieder junge Menschen in solche Kämpfe getrieben werden? Was werdet ihr tun, damit die Welt nicht von Neuem durch Hass, Gewalt und Lüge verwüstet wird?»

Hierauf wäre u.a. zu antworten, dass Pauschalurteilen, Fälschungen und Lügen konsequent entgegenzutreten ist, da sie eine förderliche Aufarbeitung der Geschichte verhindern und nur zu neuen Irritationen, Missverständnissen und somit letztlich zu neuen Konflikten führen.

Überdenken wir also sehr sorgfältig, wozu der weithin bekannte israelische Schriftsteller J.G. Burg (alias Günzburg) in seinem mitreissenden und eine edle Gesinnung zum Ausdruck bringenden Werk «Schuld und Schicksal» auffordert: «Mithelfen, die Wahrheit zu finden, ohne die wir alle in einem Meer des Hasses und der Rache ertrinken werden!»

Und der ehemalige amerikanische Botschafter Arthur Burns ermahnt uns (1982), «die Ehre des deutschen Volkes wieder herzustellen und das Ge-

ihre Texte als Beugungen der historischen Sachverhalte disqualifiziert, wozu sich der Leiter des Münchener Instituts für Zeitgeschichte, Professor Horst Möller, wie folgt äussert: «Wir können es uns nicht leisten, diese Geschichtsklitterungen (!) ins Ausland zu exportieren; das wäre fatal. Die Grundthesen des Herrn Heer halte ich für wissenschaftlich indiskutabel.»



schichtsbild, das in den letzten 37 Jahren ‚von bestimmter Seite‘ geprägt worden ist, ins rechte Licht zu rücken.»

Bedauerlicherweise werden Bemühungen, unwahre Geschichten zu entlarven und somit ein gültiges Geschichtsbild zu vermitteln, immer wieder ganz bewusst ins falsche Licht gerückt oder als Apologie missdeutet!

Bemerkenswert, was in diesem Zusammenhang der israelische Historiker Professor Jehuda Bauer zu bedenken gibt: «Wir sollten nicht damit fortfahren, unwahre Geschichten zu glauben. Sie müssen rasch aufgedeckt werden, weil sonst eines Tages in den Augen vieler auch das tatsächliche Unrecht und die tatsächlichen Verbrechen zweifelhaft erscheinen.»

Unbedingte Objektivität, verbunden mit einer klaren Differenzierung der Dinge und einer sorgfältigen Analyse der Hintergründe, ist somit dringend geboten. Erfreulicherweise wird dies von einer allmählich hellhörig gewordenen Öffentlichkeit vermehrt gefordert und zunehmend vor allem auch von einer durch widersprüchliche Informationen verunsicherten und vielfach mit sichtlich nur unzulänglichen Geschichtskennntnissen ausgestatteten Jugend, die endlich einmal wissen möchte, wie es denn nun wirklich gewesen ist, und daher vermehrt an die jetzt schnell weniger werdenden Zeitzeugen herantritt.

Nur auf dieser Basis aber wird man verbindlich etwas aus der Geschichte lernen und dann auch ehrlich die Vergangenheit bewältigen können. Unabdingbar muss gelten, was uns der stets um grösstmögliche Sachlichkeit bemüht gewesene Historiker Leopold von Ranke (1795-1886) zu verstehen gegeben hat: «Die Wahrheit kann nur eine sein!» Und: «Wir müssen uns merken, dass die Historie eine Gewissenssache ist!»

In Wahrnehmung des Bemühens, der Objektivität und Aufrichtigkeit Geltung zu verschaffen, sei noch an ein weiteres nachdenkenswertes Wort Rankes erinnert, das auch von dem ehemaligen französischen Staatspräsidenten General Charles de Gaulle zitiert worden ist: «Den wahren Charakter einer Nation erkennt man daran, wie sie ihre Soldaten nach einem verlorenen Krieg behandelt.» Dem, was diesbezüglich in unserem Land dargeboten worden ist – und leider auch noch immer wird – sei gegenübergestellt, wie man uns eingedenk dieses

Zitats im Ausland von ernstzunehmender Seite beurteilt und mit verständnislosem Kopfschütteln verfolgt, dass wir – ebenso bedauerlich wie beschämend – für eine angemessene Würdigung der wahren Sachverhalte weitgehend auf die Meinungsäußerungen sogar unserer einstigen Gegner zurückgreifen müssen.

So wäre beispielsweise festzuhalten, was uns der amerikanische Diplomat und frühere Botschafter Vernon Walters u.a. zu sagen hat: «Vor den deutschen Soldaten ziehe ich den Hut... Eure Soldaten waren erstklassig!... Was ihr Deutschen braucht, ist mehr Selbstachtung und Patriotismus!... Ihr habt das Recht dazu... Ihr habt in der Wehrmacht eine Armee gehabt, welche die Welt bewundert.»

Anerkennend äussert sich auch der weltbekannte britische Militärschriftsteller Liddell Hart: «Reiste man nach dem Krieg durch die befreiten Länder, so hörte man allenthalben das Lob über die deutschen Soldaten, und nur zu oft wenig freundliche Betrachtungen über das Verhalten der Befreiertruppen.

Es hatte den Anschein, dass der durch die Besetzung entstandene enge und lange Kontakt viel mehr ein besseres Verständnis zwischen den einfachen Leuten beider Seiten herbeigeführt hat, als eine Vertiefung von überkommenem Vorurteil und Hass.»

Der Leser des vorliegenden Erlebnisberichtes wird diese Einschätzung Liddell Harts überzeugend bestätigt finden.

Abschliessend seien noch die gleichermassen ehrlichen wie versöhnlichen Begrüssungsworte eines Gründungsmitglieds des niederländischen «Nationalen Kriegs- und Widerstandsmuseums» van Daal erwähnt, die er 1985 an die Teilnehmer einer Reisegruppe ehemaliger deutscher Soldaten anlässlich einer Erinnerungsfahrt nach Holland gerichtet hat und in ihrer aufrichtigen Wertschätzung nur mit grosser Dankbarkeit und Genugtuung entgegengenommen werden können. Van Daal sagte u.a. Folgendes: «Meine Herren, Sie waren fair, ritterlich und gut, und strahlen auch als heutige Veteranen noch eine objektive Wärme und Menschlichkeit aus!»

Bonn, im Mai 2006

Der Verfasser

Einführung

Juni 1944 – in knapp drei Monaten wird das 5. Kriegsjahr zu Ende gehen, und in wenigen Wochen, am 22. Juni, jährt sich zum dritten Mal der Tag, an dem der Angriff auf die Sowjetunion erfolgte, das «Unternehmen Barbarossa».

Nach dem Fall von Stalingrad, am 2. Februar 1943, und dem Scheitern unserer letzten grossangelegten Offensive bei Kursk und Orel im Juli des gleichen Jahres, dem «Unternehmen Zitadelle», bestimmen nunmehr die Sowjets eindeutig und endgültig das Geschehen.

Überall stehen unsere schon längst ihrer vollen Kampfkraft beraubten Armeen in schweren, verlustreichen Abwehrkämpfen. Sie müssen dem Gegner bis Mitte Mai 1944, insbesondere im Südabschnitt der Ostfront, weite Gebietsteile überlassen, darunter die gesamte Halbinsel Krim mit der einst so heiss umkämpften Festung Sewastopol sowie die wichtige Hafenstadt Odessa am Schwarzen Meer und Kiew, die Hauptstadt der Ukraine.

Im Norden der Front gelingt es den Sowjets, den Ring um Leningrad zu sprengen und bis zum Peipus-See vorzudringen, und im Mittelabschnitt geht Smolensk verloren.

Nun endlich tritt an der gesamten Front eine Kampfpause ein. Die Sowjets nutzen sie, um ihr bisher grösstes Unternehmen vorzubereiten. Es erhält die Codebezeichnung «Operation Bagration», den Namen eines verdienstvollen russischen Generals im Krieg gegen Napoleon 1812, und zielt damit auf den Untergang der «Grande Armée» in eben jenen Gefilden, die in den nächsten Wochen erneut zum Schauplatz von Ereignissen mit in der Tat napoleonischen Dimensionen werden sollen.

Die Operation gilt den 4 Armeen der Heeresgruppe Mitte in Weissrussland (auch Weissruthenien oder Belorussland genannt), die sich in den letzten Monaten trotz ständiger und ausserordentlich heftiger Angriffe noch weitgehend behaupten konnten.

Von Norden nach Süden sind dies: die 3. Panzerarmee, geführt von Generaloberst Reinhardt, die 4. Armee unter dem Befehl von General der Infanterie von Tippelskirch, die 9. Armee, die General der Infanterie Jordan führt, und die 2. Armee unter Generaloberst Weiss.

Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte ist Generalfeldmarschall Busch, der sein Hauptquartier in Minsk aufgeschlagen hat, der Hauptstadt Weissrusslands.

Der Frontverlauf der Heeresgruppe ähnelt einem riesigen, rund 1.100 Kilometer langen Halbkreis, der nordwestlich von Witebsk bei Polozk beginnt und im Süden kurz vor Kowel endet. Im Zentrum dieses Frontbogens, also dem am weitesten nach Osten vorspringenden und damit besonders exponierten Abschnitt, dem sogenannten «Dnjepr-Balkon», verläuft die Hauptkampflinie (HKL) im Raum ostwärts von Mogilew und Orscha, der in den Wehrmachtberichten als «Kampfraum zwischen dem Dnjepr und Tschaussy» bezeichnet wird, und ragt dort bis zu 50 Kilometer weit über den Fluss hinaus. Von hier aus sind es 400 Kilometer Luftlinie bis nach Moskau und etwas mehr als 600 Kilometer bis zur ostpreussischen Grenze.

Zur Festlegung des sowjetischen Operationsplanes ruft Stalin am 22. Mai 1944 die Oberbefehlshaber der vier «Fronten», wie die Rote Armee ihre Heeresgruppen bezeichnet, zu sich in den Kreml. Es sind dies: Armeegeneral Bagramjan (1. Baltische Front), Armeegeneral Rokossowski (1. Belorussische Front), Generaloberst Sacharow (2. Belorussische Front) und Generaloberst Tschernjachowski (3. Belorussische Front). Dazu, als Koordinatoren für jeweils zwei dieser Fronten, die Marschälle Wassilewski für die 1. Baltische und 3. Belorussische Front und Schukow² für die 1. und 2. Belorussische Front sowie einige Generäle der Luftstreitkräfte und die Mitglieder der Kriebsräte.

² Schukow befahl 1945/46 die Truppen in der sowjetischen Besatzungszone. Von 1955 bis 1957 war er Verteidigungsminister. Danach verlor er seinen Posten, weil er dem Politbüro vorwarf, geduldet zu haben, dass Stalin die Leute wie Vieh zum Schlachten gejagt hat.

Neben den Militärs sind noch Aussenminister Molotow und Stalins langjähriger Berater Malenkow anwesend, woraus hervorgeht, welche Bedeutung man der geplanten Grossoffensive beimisst.

Stalin eröffnet die Besprechung kurz und bündig mit den Worten: «Sie haben die Aufgabe, die Befreiung Weissrusslands zu erkämpfen. Diese wird am 3. Jahrestag des Überfalls der Deutschen auf unser Vaterland beginnen.»

Als man am 23. Mai nach dreissigstündiger Beratung auseinandergeht, steht der Operationsplan fest: Die Rote Armee wird an sechs weit auseinanderliegenden Stellen in kurzen Abständen zu Grossangriffen antreten, die deutsche Verteidigung zerspalten und ihr dadurch die Möglichkeit nehmen, ihre Kräfte geschlossen zur Abwehr einzusetzen. Die aufgesplitterten Verbände sind einzuschliessen und zu vernichten. Die Operationen werden durch die Luftstreitkräfte, die belorussischen Partisanen und die Dnjepr-Flotte unterstützt.

Für das gewaltige Unternehmen werden, einschliesslich der Reserven, insgesamt 23 Armeen mit zusammen 185 Divisionen in einer Gesamtstärke von 2.500.000 Mann bereitgestellt, unterstützt von nicht weniger als 6.000 Panzern und Sturmgeschützen sowie etwa 45.000 Geschützen und Granatwerfern aller Kaliber.

Es ist dies der grösste Aufmarsch russischer Truppen in der Geschichte vor einem Frontabschnitt.

Hierzu kommen noch 240.000 gut ausgerüstete und straff geführte Partisanen im Hinterland der deutschen Front. Sie haben sich hier bereits höchst unangenehm bemerkbar gemacht und werden bald noch eine ganz besondere Rolle spielen.

Die Heeresgruppe Mitte hat diesen enormen Feindkräften lediglich ihre 4 Armeen mit 40 zum Teil nur eingeschränkt kampffähigen Divisionen, dabei 4 Res.Div. und 4 weniger kampfstärke Sicherungsdivisionen, insgesamt etwa 450.000 Mann, entgegenzusetzen. Ihre materielle Unterlegenheit ist, insbesondere bei den Panzern und der Artillerie, nicht minder erschreckend. Am schlimmsten aber sieht es bei der Luftwaffe aus, denn hier stehen ganze 40 deutsche Jagdflugzeuge einer Armada von über 6.000 feindlichen Maschinen aller

Art gegenüber, und diese 40 Jäger können aus Mangel an Betriebsstoff noch nicht einmal in vollem Umfang zum Einsatz gebracht werden.

Und zu alledem kommen dann auch noch gravierende Fehlbeurteilungen der Lage und die hieraus resultierenden Fehlentscheidungen der obersten Führungsebene. Das Oberkommando des Heeres (OKH) erwartet die russische Sommeroffensive nämlich nicht im Abschnitt der Heeresgruppe Mitte, sondern weiter südlich, im Raum Tarnopol-Kowel in Ostgalizien bei der Heeresgruppe Nordukraine, deren Oberbefehlshaber Generalfeldmarschall Model ist; denn hier, so meint man, stünde zum ersten Mal während des Ostfeldzuges «Schwerpunkt gegen Schwerpunkt».

Ein Argument für die Lagebeurteilung des OKH ist wohl auch die Tatsache, dass die Sowjets – ein raffiniertes Täuschungsmanöver – nachts grosse Mengen unbeladener Transportzüge in diesen Raum leiten, die dann, am Zielort scheinbar entleert, tagsüber wieder zurückrollen.

Zu der Auffassung, dass hier eine russische Offensive zu erwarten sei, hat vielleicht auch das Interesse beigetragen, das der Gegner an dem Besitz der Stadt Kowel zu haben scheint, die bereits von ihm eingeschlossen war und nach wochenlangem, erbittertem Ringen am 5. April wieder freigekämpft werden konnte.

Was auch immer, jedenfalls wird den Meldungen der Armeeeoberkommandos der Heeresgruppe Mitte, wonach sich vor ihren Frontabschnitten immer mehr Kampfverbände der Sowjets versammeln, keine Bedeutung beigemessen. Die Truppenbewegungen werden als Ablenkungsmanöver und Massnahmen zur Bindung der eigenen Kräfte betrachtet. Oder aber, schlimmer noch, sie werden ganz einfach ignoriert.

Bei solcher Sicht der Dinge kann es dann auch geschehen, dass die Heeresgruppe Mitte am 30. Mai, nur rund drei Wochen vor Beginn der russischen Offensive, sogar noch das komplette LVI. Panzerkorps mit seinen 6 Divisionen an die Heeresgruppe Nordukraine abtreten muss, womit sie über 80% ihres Bestandes an Panzern einbüsst!

Darüber hinaus ist ihr davor und danach noch eine Division nach der anderen abgenommen worden, und zwei ihrer Panzergrenadierdivisionen mussten 600% der Fahrzeuge abgeben, wodurch deren Beweglichkeit und damit Effektivität stark eingeschränkt wurde.

So kommt es, wie es kommen muss, und als die Rote Armee im Morgengrauen des 22. Juni zum Grossangriff antritt, nimmt das Schicksal unerbittlich seinen Lauf. Die Heeresgruppe Mitte wird das Opfer der grössten Katastrophe der deutschen Wehrmacht im Krieg gegen die Sowjetunion. Sie verliert innerhalb weniger Wochen nahezu 250.000 Mann an Toten und Vermissten sowie 90.000 Gefangene.

Ihre nie wieder zu ersetzenden personellen Verluste sind demnach doppelt so hoch wie die von Stalingrad, die ebenso schwerwiegenden materiellen Einbussen noch wesentlich höher. Und so wird ihr Untergang mit allen seinen Auswirkungen zum Anfang vom Ende der gesamten Ostfront und damit ein Meilenstein auf dem Weg zur endgültigen militärischen Niederlage Deutschlands.

Viele in der Heimat werden sich der Katastrophe überhaupt erst bewusst, als die Sowjets plötzlich Ende Juli vor der deutschen Ostgrenze erscheinen. Bis dahin war man noch nicht sonderlich beunruhigt, denn die Front verlief ja soeben noch ziemlich weit in Feindesland. Hinzu kommt, dass die Wehrmachtberichte auf das Geschehen im Mittelabschnitt der Ostfront meist nur relativ kurz und hinsichtlich des Ausmasses des Fiaskos mit betonter Zurückhaltung eingegangen sind, und nur jemand, der sich in kürzeren Abständen einmal die Lage der verloren gegangenen Städte und Gebietsteile anhand der Landkarte angesehen hat, wird zu der Erkenntnis gekommen sein, dass hier wohl etwas ganz anderes im Gange ist als eine «planmässige Absetzbewegung».

Ausserdem richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auch mehr auf die spektakuläre Entwicklung an den Invasionsfronten im Westen und in Italien sowie auf die Begebenheiten im Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler am 20. Juli, Ereignisse, die zunächst einmal bestens geeignet waren, von dem Desaster im Osten abzulenken.

Als dann aber immer mehr unzustellbare Feldpostbriefe zurückkommen, zuletzt sind es unzählige, beginnt man zu begreifen, was sich da zwischen dem Dnjepr und der ostpreussischen Grenze abgespielt haben muss.

Unglaublich hoch ist die Zahl der Vermissten, und einem Teil von ihnen wird ein ganz besonderes, in dieser Art wohl einzig dastehendes Schicksal auf-erlegt.

Gemeint sind schätzungsweise 10.000 bis 15.000 Mann – ihre Zahl wird sich niemals mehr auch nur annähernd genau ermitteln lassen –, die das Inferno zunächst überlebt haben, ohne in Gefangenschaft geraten zu sein. Sie kommen aus dem riesigen Kessel ostwärts von Minsk, aus dem sie haben ausbrechen können, oder gehören zu den Resten der vielen Divisionen, die bereits in den ersten Tagen der russischen Offensive bei Witebsk, Orscha, Mogilew und Bobruisk zerschlagen wurden. Wie auch immer, sie sind abgeschnitten von jeglicher Verbindung und stehen ohne Ausnahme vor der Alternative, sich entweder mit allen hiermit verbundenen und nur zu gut bekannten Risiken in Gefangenschaft zu begeben oder aber unter Inkaufnahme grösster Belastungen und ständiger Gefahren zu versuchen, sich im Rücken des immer weiter nach Westen vordringenden Gegners durch das von ihm besetzte Gebiet zu schlagen in der Hoffnung, irgendwo und irgendwann wieder auf eine feststehende Front zu stossen und hier, nach Überwindung der russischen HKL, dem letzten und schwierigsten Hindernis, endlich die eigenen Linien zu erreichen.

Die überwiegende Mehrzahl der Versprengten wählt diesen Weg, nicht ahnend, wie lang und gnadenlos er sein wird, und die meisten von ihnen werden früher oder später den überall gegen sie aufgebotenen Jagd- und Suchkommandos oder den zahllosen, vorwiegend in den riesigen Waldgebieten Weissrusslands auf sie angesetzten Partisanen zum Opfer fallen.

Viele werden in den auf ihrem Wege liegenden Flüssen und Seen ertrinken, in den ausgedehnten Sumpfgebieten spurlos verschwinden oder irgendwo in Wald und Feld einsam und hilflos an Verwundungen, Krankheiten, Hunger und Erschöpfung zugrunde gehen.

So mancher wird in hoffnungsloser Lage den Freitod wählen, und einige werden, dem heissersehnten Ziel schon so nahe, in den Stellungen des Gegners und hier mitunter auch durch die Wirkung der eigenen Waffen ihr Ende finden oder, schrecklichste der vielen Tragödien, wenige Meter vor dem rettenden Graben durch die Hand der eigenen Kameraden fallen, weil diese in der Dunkelheit nicht oder zu spät erkannten, wen sie da vor sich haben.

Am Ende waren es dann nur noch sehr wenige, die nach Wochen oder gar Monaten zurückgekommen sind.

Seit dem 10. August, als man die russische Sommeroffensive im Wesentlichen als beendet betrachten konnte, hat man sie gezählt: ganze 80 Offiziere und etwas mehr als 800 Unteroffiziere und Mannschaften waren es, die dann noch eingetroffen sind, die letzten im Spätherbst, und was diesen «Rückkämpfern», wie man sie nennen wird, auf ihrem langen Weg widerfahren ist, das kann man wirklich nur als unvorstellbar bezeichnen.

Die folgenden Zeilen sind allen gewidmet, die in jenen heissen Sommermonaten des Jahres 1944 dabei gewesen sind, denen, die das grosse Glück hatten, die Heimat wiederzusehen und das Leben vorerst neu zu gewinnen, in erster Linie aber den unendlich vielen, die hiervon nur haben träumen dürfen, darunter die zahllosen unbekannt Verschollenen, von denen bis auf den heutigen Tag keine Spur mehr gefunden worden ist.

In Besonderheit widme ich den vorliegenden Bericht meinem Schicksalsgefährten Georg Maag, der über nahezu sechs dramatische Wochen mein treuer und zuverlässiger Begleiter war.

Mit grosser Dankbarkeit und Hochachtung muss an dieser Stelle aber auch jener Männer und Frauen in Weissrussland und insbesondere in Litauen gedacht werden, die in Erkenntnis der hiermit verbundenen höchsten Gefahr für Leib und Leben unerschrocken und selbstlos Hilfe geleistet haben. Ihnen verdankt es ohne jeden Zweifel die Mehrzahl der Rückkämpfer, dass sie ihr Ziel glücklich haben erreichen können.

Der Autor war einer der Glücklichen. Begleiten wir ihn nun auf seinem Weg, der am 26. Juni 1944 in Weissrussland ostwärts des Dnjepr begann.

I.

Der Weg in die Katastrophe

Anfang Juni 1944

Wir befinden uns auf der Beobachtungsstelle (B-Stelle) der 1. Batterie des Artillerieregiments 18 unserer vorwiegend aus Schlesiern bestehenden 18. Panzergrenadierdivision, einer der 12 Divisionen der 4. Armee, die einen 260 Kilometer breiten Frontabschnitt, den bis zu 50 km über den Fluss nach Osten vorspringenden sogenannten «Dnjepr-Balkon», zu verteidigen haben. Dieser seit Wochen und Monaten immer wieder im Wehrmachtbericht genannte «Kampfraum zwischen dem Dnjepr und Tschaussy» ist der am weitesten nach Osten hineinragende Teil der gesamten Front zwischen der nördlich des Peipus-Sees am Finnischen Meerbusen gelegenen Stadt Narwa im Norden und dem Schwarzen Meer vor Odessa im Süden.

Die 4. Armee gehört zusammen mit der 3. Panzerarmee, der 9. Armee und der 2. Armee zur «Heeresgruppe Mitte», die mit ihren 1.100 km Frontlänge etwa ein Drittel der Ostfront umfasst.

Wir, die Unteroffiziere Meischner und Laska, die Fernsprech-Obergefreiten Hofmann und Koch sowie die beiden Funker, Obergefreiter Wild und Gefreiter Glaser sind zusammen mit mir, dem Beobachtungsoffizier, also sieben Mann.

Unsere B-Stelle befindet sich einige Kilometer südlich von Ssutoki, einem grösseren Ort rund 35 km südostwärts der am Dnjepr gelegenen, etwa 100.000

Einwohner zählenden Stadt Mogilew, oder, sicherlich besser vorstellbar, etwas mehr als 200 Kilometer ostwärts von Minsk, der Hauptstadt Weissrusslands, wo der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Generalfeldmarschall Busch, sein Hauptquartier aufgeschlagen hat.

Um das Gelände möglichst weit einsehen zu können, haben wir die Beobachtungsstelle am Vorderhang eines flachen, fast völlig kahlen Höhenzuges eingerichtet, ungefähr 800 Meter hinter der Hauptkampflinie (HKL), die in diesem Abschnitt von den Männern des Panzergrenadierregiments 30 unserer Division gehalten wird.

Knapp 3 Kilometer hinter uns stehen am Ortsrand des Dorfes Dawydowitschi die vier leichten 10,5 cm Feldhaubitzen unserer von Hauptmann Trost geführten Batterie, deren Feuer wir zu leiten haben.



Unsere leichte 10,5cm Feldhaubitze leFH 18

In den letzten acht Wochen war dies aber nur verhältnismässig selten erforderlich, denn seit Anfang April hat sich bei uns nicht mehr allzuviel ereignet, wozu sicher auch das Einsetzen der Schlammperiode beigetragen hat. In Anlehnung an Erich Maria Remarque's Roman könnte man fast sagen: Im «Osten» nichts Neues.

Von Oktober bis Dezember 1943 aber sind hier im Bereich der 4. Armee in den vier sogenannten «Rollbahnschlachten» und danach bis Ende März 1944 massive Angriffe der Sowjets nach wechselvollen und mit grosser Verbissenheit geführten Kämpfen unter schweren Verlusten für den weit überlegenen Gegner gescheitert. Die letzte Phase dieser Abwehrkämpfe wurde im Wehrmachtbericht vom 3. April besonders gewürdigt, wo es – auszugsweise – heisst:

Zwischen dem Dnjepr und Tschaussy haben die unter dem Befehl des Generals der Infanterie v. Tippelskirch und des Generals der Artillerie Martinek stehenden Truppen in siebentägigen schweren Kämpfen die Durchbruchversuche von 17 feindlichen Schützen-Divisionen, einer motorisierten und zweier Panzer-Brigaden vereitelt und damit einen hervorragenden Abwehrerfolg errungen... In diesen Kämpfen hat sich die schlesische 18. Panzergrenadier-Division unter Führung des Generalmajors Zutavern besonders bewährt.

Das wurde als hohe Ehre empfunden, ohne aber dabei zu vergessen, dass auch wir empfindliche Verluste zu beklagen hatten, die bei der immer angespannter werdenden Personallage nur unzureichend ersetzt werden konnten.

Nun, die momentane Ruhe haben wir uns also redlich verdient, aber was unsere Geschütze weitgehend schweigen lässt, ist auch ein spürbarer Mangel an Munition. Mitte April wurde daher befohlen, dass pro Rohr und Tag vorerst nur noch 5 Schuss verfeuert werden dürfen, also ganze 20 Granaten für die gesamte Batterie. Damit kann man jedoch nur schwerlich ein Ziel wirksam bekämpfen, allenfalls ein müdes Störungsfeuer schiessen, von dem man sich da drüben wohl kaum sonderlich belästigt fühlen dürfte. Also verzichten wir auch hierauf und sparen uns die Munition für die wenigen, etwas dringlicher erscheinenden Fälle auf. Hiermit ist man sicherlich auch vorn bei der Infanterie einverstanden, denn wenn wir in ruhigen Zeiten ständig in der Gegend herumbal-

lern, schießt man üblicherweise gleich ein meist wesentlich stärkeres Vergeltungsfeuer auf unsere Stellungen, und das muss man ja nicht unbedingt herausfordern. Also stören wir die Ruhe möglichst nicht und konzentrieren uns auf die Beobachtung des Gegners, der sicherlich in absehbarer Zeit wieder zu neuen Taten schreiten wird.

Unteroffizier Meischner, mein Hilfsbeobachter, hat mich gerade am Scheerenfernrohr abgelöst, mit dem wir beide abwechselnd für jeweils eine Stunde sorgfältig die russische Hauptkampflinie und deren Hinterland absuchen, wobei wir alles festhalten, was da drüben passiert und für eine Meldung in Betracht kommt. Diese Mitteilungen der Artilleriebeobachter stellen zwar nur einen begrenzten, aber mitunter doch sehr wertvollen Beitrag zur Beurteilung der Feindlage dar.

Die «Schere» muss also durchgehend besetzt bleiben, vom frühen Morgen an, sobald man etwas erkennen kann – in dieser Jahreszeit also etwa ab 3 Uhr – bis zum Einbruch der Dunkelheit. Bei nur knapp 5 Stunden Schlaf sind die frühen Morgenstunden die unangenehmsten, und mitunter können wir uns dann nur durch Kettenrauchen wach halten. Einpennen darf man da auf keinen Fall, denn wenn der Rummel wieder einmal losgeht, dann erfahrungsgemäss meistens um diese Zeit, aber danach sieht es eben im Augenblick nicht aus.

Ausserdem ist uns «höheren Orts» ein verhältnismässig ruhiger Sommer prophezeit worden, denn man erwartet eine russische Offensive weiter südlich bei der Heeresgruppe Nordukraine, weshalb wir auch bereits einige unserer Divisionen an diese abgegeben haben. Überdies soll unsere 18. Panzergrenadierdivision in aller Kürze «entmotorisiert» werden, ebenso wie die 25. am linken Flügel unserer 4. Armee, und das bedeutet, dass ihre Beweglichkeit auf 40% reduziert wird. Es wurden daraufhin umgehend angefordert: 6 Veterinäroffiziere, 35 Beschlag-Unteroffiziere, 35 Futtermeister, 41 Mannschaften und 75 «Fahrer vom Bock»! Das Ganze liest sich wie ein makabrer Witz, insbesondere wenn man bedenkt, dass unsere 18. ursprünglich eine Infanteriedivision war und eben erst, nämlich Mitte 1943, in eine Panzergrenadierdivision umgewandelt worden ist, um ihre Effektivität zu erhöhen.

Die Bezeichnung «Panzer» ist allerdings irreführend, denn wir besitzen davon keinen einzigen, und künftig natürlich erst recht nicht.

Also, wenn das alles auf einen «ruhigen Sommer» hindeutet, dann soll uns das recht sein. Aber irgendwie hat man das Gefühl...

Doch jetzt habe ich erst einmal meine Stunde Pause. Unteroffizier Meischner löst mich am Scherenfernrohr ab, und ich setze mich vor dem Bunkereingang zu einem kleinen Sonnenbad gut geschützt in den etwa 1,5 Meter tiefen Verbindungsgraben, der in mehreren Windungen über den Höhenzug führt und auf dessen Rückseite endet. Ab hier ist dann keine Feindeinsicht mehr möglich, und von da aus geht es auf einem schmalen Feldweg weiter zur Feuerstellung unserer Batterie. Auf diesem Wege bringt man uns einmal täglich die Verpflegung und was sonst noch alles benötigt wird, und natürlich auch die ersehnte Feldpost.

Ein paar Meter vom Bunker entfernt zweigt der Verbindungsgraben scharf ab und läuft von hier aus im Zickzack nach vorn zur HKL. Das Stück bis zur Abzweigung haben wir für eine eventuell nötige Verteidigung der B-Stelle ausgebaut und somit auch zur Abwehr eines eingedrungenen Späh- oder Stosstrupps, womit immer gerechnet werden muss. So befindet sich hier auch ein Maschinengewehrstand für unser leichtes russisches Beute-MG, ein etwas antikiert wirkendes Modell mit einem Trommelmagazin, das 72 Schuss fasst. Leider haben wir nur dieses eine Magazin und darüber hinaus auch keine weitere passende Munition zum Nachladen, weshalb wir uns letzten Endes auf unsere Maschinenpistolen verlassen müssen. Das trifft allerdings aufgrund ihrer Störanfälligkeit nicht immer zu. Ganz anders dagegen die viel primitiver wirkende russische MP. Von ihr wird gesagt, dass man sie ruhig 4 Wochen im Sande vergraben könne und sie danach immer noch funktionieren würde. Na gut. Zu beiden Seiten des MG-Standes befinden sich Schützenstände, und gleich daneben, bis ungefähr 60 cm tief in die zur Front weisende Grabenwand eingelassen, sogenannte «Fuchslöcher», die auch im Stehen einen sehr guten Schutz insbesondere gegen die fast senkrecht herabfallenden Geschosse der Granatwerfer bieten, es sei denn, dass so ein Ding in unmittelbarer Nähe des Loches im Graben niedergeht oder gar direkt davor.

Eines dieser «Fuchslöcher» haben wir, etwas verbreitert und vertieft, mit einem «Donnerbalken» als Latrine eingerichtet, sicher ein beachtlicher Komfort für Frontverhältnisse.

Als komfortabel kann auch unser Bunker bezeichnet werden, der fast bis in Höhe seiner mehrschichtigen Balkendecke tief im Boden steckt. Diese wurde zuletzt noch reichlich mit Erde bedeckt und zur Anpassung an die Umgebung mit Grasfladen belegt, die wir in mühevoller Arbeit nach und nach unbemerkt jenseits des Höhenzuges ausgestochen und durch den Verbindungsgraben herangeschafft haben. Somit ist die B-Stelle auch aus der Luft kaum zu entdecken.

Da wir uns, wie erwähnt, an einem Vorderhang eingerichtet haben, der von drüben voll eingesehen werden kann, mussten alle Arbeiten an dem Bunker im Schutz der Dunkelheit durchgeführt werden.

Und auch jetzt noch darf sich niemand bei Tageslicht ausserhalb des Grabens sehen lassen, denn der Gegner könnte hieraus seine Schlüsse ziehen, und wenn eine Beobachtungsstelle der Artillerie erst einmal als solche erkannt oder auch nur vermutet worden ist, dann kann man sich mit Sicherheit auf einiges gefasst machen und sie meistens ganz schnell vergessen.

Auch die Innenausstattung unseres Bunkers ist mit viel Liebe, Sorgfalt und Sachverstand hergerichtet worden, wie immer, wenn es eine Zeitlang etwas ruhiger zugeht und man nicht gleich wieder mit einem Stellungswechsel rechnen muss. Für uns 7 Mann haben wir drei zweistöckige hölzerne Kojen zurechtgezimmert, also nur 6 Schlafstellen, da ja einer von uns immer am Scherenfernrohr sitzen und nachts vor dem Bunker und im Graben Wache stehen muss.

Die Balkenwände wurden, wie auch die Decke, innen noch mit Brettern verkleidet, so dass man sich fast wie in einer kleinen Skihütte vorkommt, zumal in der Mitte zwischen zwei kräftigen Stützbalken noch ein Kanonenöfchen steht, das uns in der zurückliegenden kalten Jahreszeit eine behagliche Wärme spendet hat. Etwas deplatziert wirken allerdings die an den Bettgestellen hängenden Maschinenpistolen, Stahlhelme und Gasmaskenbüchsen.

In dem direkt angeschlossenen Beobachtungsstand mit dem Scherenfernrohr befindet sich eine kleine, mit einer Decke gepolsterte Sitzbank mit dem Feldfernsprecher zur Durchgabe der Feuerkommandos an die Batterie. Wie der Boden des «Wohn- und Schlaftraktes» ist auch der Beobachtungsstand voll mit Brettern ausgelegt.

Ganz eindeutig manifestiert sich in alldem der immer wieder zu verspürende heimliche Wunsch nach einem Hauch von «Normalität». An einem der beiden Stützbalken hängt ein kleiner Abreisskalender, den jemand von uns in einem Feldpostpäckchen mitgeschickt bekommen hat, auch ein Zeichen dafür, wie relativ ruhig es hier seit Wochen zugeht. Auf der Rückseite eines jeden Kalenderblattes steht ein Zitat oder irgendein Sinnspruch, meistens ein «Kernspruch», markig, ganz dem Zeitgeist – und der Lage – entsprechend, wie zum Beispiel: «Du bist nichts, dein Volk ist alles» oder «Ewig ist der Toten Tatenruhm». Und sogar von Schiller, aus dem «Siegesfest»: «Von des Lebens Gütern allen, ist der Ruhm das höchste doch; wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der grosse Name noch». Na, ob das wohl auch mal für unsere ruhmreichen Leiber zutreffen wird?

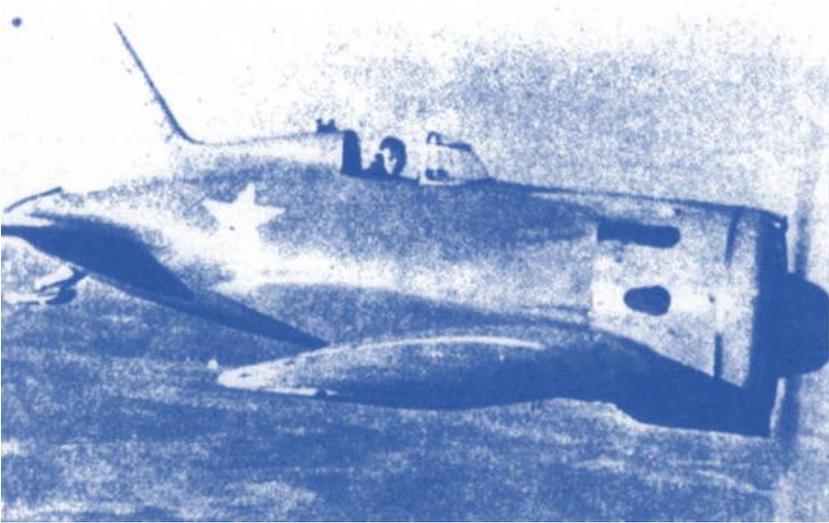
Bleibt noch zu erwähnen, dass die Bunkerwände reichlich mit Zeitungsausschnitten, vorwiegend Bildern von Filmstars, geschmückt sind, wozu ich mit zwei Klassefotos von Ilse Werner und Hannelore Schroth beigetragen habe.

Die Bilder stammen u.a. auch aus unserer Frontzeitung «Der Stosstrupp», die wir in ruhigeren Zeiten ziemlich regelmässig erhalten. Also man kann es hier schon aushalten, und weil die derzeitige Kampfpause vielleicht schon bald ein jähes Ende finden könnte, heisst die Losung: Carpe diem! Nutze den Tag!

Unteroffizier Laska meint dies wohl auch und setzt sich zu mir in die Sonne. Er ist für die Nachrichtenverbindungen zuständig, also die Arbeit und den Einsatz unserer Funker und Fernsprecher, und er bringt auch gleich eine tolle Meldung mit: «Die Invasion hat begonnen, gestern in der Normandie.» Am 6. Juni also.

«Na prima, endlich», erwidere ich, und wir sind beide fest davon überzeugt, dass unsere Truppen den Invasoren da am Kanal einen heissen Empfang bereiten und sie postwendend wieder zurück ins Meer jagen werden, zumal unter der Führung zweier solcher Koryphäen wie Rommel und v. Rundstedt.

«In Italien sieht's allerdings ziemlich mulmig aus», meint Laska. «Tja, kann man wohl sagen; vor ein paar Tagen sind die Alliierten ja in Rom einmarschiert, und vorher haben wir auch noch Monte Cassino aufgeben müssen», antwortete



Jagdflugzeug Polikarpow I-16 «Rata»

ich und denke dabei an den volle vier Monate währenden zähen Abwehrkampf unserer Fallschirmjäger, der «Grünen Teufel», wie der Gegner sie respektvoll nennt. Aber auch an den gewaltigen Trümmerhaufen, in den 229 «Fliegende Festungen», «Marauders» und «Mitchells» die uralte Benediktinerabtei und Keimzelle des abendländischen Mönchtums verwandelt haben, obwohl sich, wie der Erzabt Gregorio Diamare dies glaubwürdig versichert hat, «zu keinem Zeitpunkt deutsche Soldaten innerhalb der Mauern des geheiligten Klosters von Monte Cassino befunden haben». Nach Auffassung des namhaften britischen Kriegshistorikers Generalmajor Fuller war die sinnlose Bombardierung der Abtei «nicht so sehr ein Stück Vandalismus als vielmehr ein reiner Akt taktischer Dummheit».

Glücklicherweise hatte der deutsche Oberstleutnant Schlegel im Oktober 1943 noch rechtzeitig die Auslagerung und somit Rettung des grössten Teils der Kunstschätze sowie von ca. 70.000 Bänden der Bibliothek und des Archivs in die Wege leiten können.

«Da, hören Sie mal!» Wir unterbrechen unser Gespräch und lauschen dem

Geräusch näherkommender Flugzeuge. Zwei «Rata»-Jäger³ sind es, die in aller Ruhe und unverschämt tief die HKL entlang fliegen. «Die wollen wohl mal nachsehen, ob wir noch da sind», meint Laska leicht sarkastisch, und damit hat er nicht ganz unrecht, denn seit einigen Tagen erscheinen vermehrt feindliche Aufklärer über unserem Frontabschnitt. Sicherlich, um festzustellen, ob hier irgendwelche Umgruppierungen stattfinden, wohl aber auch, wo sich unsere Artilleriestellungen befinden und was es sonst noch alles zu erkunden gibt.

«Von unseren Jägern sieht man überhaupt nichts mehr», bemerkt Laska ärgerlich. «Die sind sicher alle an den Invasionsfronten und über dem Reichsgebiet», antworte ich, und keiner von uns weiss, dass sich im gesamten Bereich der Heeresgruppe Mitte tatsächlich nur ganze 40 Jagdflugzeuge befinden. Kein Wunder also. Damit beenden wir erst einmal unser Gespräch und geniessen weiter unser Bad in der Sonne. Ich träume noch ein wenig von der Möglichkeit, in nächster Zeit einen zweiwöchigen Heimaturlaub antreten zu können. Mein Urlaubsgesuch ist vom Chef, Hauptmann Trost, befürwortet worden, und in Anbetracht der ruhigen Lage müsste ihm eigentlich auch entsprochen werden, meine ich.

Bei dem herrlichen Wetter kommt man richtig in Urlaubsstimmung. Wie schon in den vergangenen Tagen brennt die Sonne auch heute wieder mit aller Macht vom knallblauen Himmel, und es sieht so aus, als würde es einen sehr heissen Sommer geben. Und was für einen heissen! –

Mitte Juni

In der russischen HKL wird deutlich mehr als üblich geschantzt, und ebenso weiter im Hinterland der Front.

Fast könnte man meinen, dass die Sowjets mit einem deutschen Angriff rechnen und sich hierauf entsprechend einrichten. Oder wollen sie uns das vielleicht nur glauben machen und arbeiten stattdessen an den Bereitstellungsräumen für eine eigene Offensive? Irgendetwas ist da offensichtlich im Gange! Auch die übliche Lautsprecherpropaganda, die bei uns nichts bewirkt, nimmt

³ Jagdflugzeug vom Typ «Polikarpow 1-16», das schon im Spanischen Bürgerkrieg (1936-1939) eingesetzt worden ist. Die Spanier nannten es «Rata» (Ratte). Bei den Sowjets heisst es wegen seiner Robustheit «Ischak» (Eselchen).



Von Partisanen gesprengter Zag

zu. Wie immer fordert man uns zum Überlaufen auf, diesmal jedoch mit dem Zusatz: «ehe es zu spät ist!» Und noch etwas lässt aufhorchen: Am 10. Juni wurde ein Funkspruch an den uns schon lange bekannten Partisanenoberst Grischin aufgefangen, in dem er zu massenhaften Zerstörungen von Eisenbahnlinien aufgefordert und dabei noch darauf hingewiesen wird, dass die Aktionen am 20. Juni von besonderer Bedeutung wären!

Unverständlich, dass man in Kenntnis seiner Operationsräume die russische Sommeroffensive nicht hier bei uns, sondern nach wie vor weiter südlich im Bereich der Heeresgruppe Nordukraine erwartet. Sicher wäre auch zu bedenken gewesen, warum wohl unsere beträchtlichen Abgaben an diese in keiner Weise von den Partisanen behindert worden sind.

In der russischen HKL und deren Hinterland bewegt man sich mit auffallender, ja geradezu herausfordernder Sorglosigkeit. Da wird beispielsweise, sozusagen vor meinen Augen, eine Panzerabwehrkanone (Pak) von vier Rotarmisten, wenn auch im Eiltempo, mindestens 100 Meter über völlig freies Gelände nach vorn in eine offenbar vorbereitete Feuerstellung gebracht. Und auf einer Strasse, zwar ein ganzes Stück hinter der Front, aber eindeutig im Wir-



*Partisan beim Anbrennen der Zündschnur
für die Sprengung einer Eisenbahnlinie*

kungsbereich unserer Geschütze, fahren nachts die Lastkraftwagen voll aufgebündelt in beiden Richtungen, als befänden sie sich im tiefsten Frieden! Dies alles kommt natürlich in die tägliche Meldung, wobei es mir schwerfällt, nicht darauf hinzuweisen, dass hiergegen wegen des bestehenden Munitionsmangels nicht ausreichend wirksam vorgegangen werden kann.

Die Versorgung unserer 4. Armee mit Artilleriemunition ist nun wirklich völlig unzureichend. So wurde z.B. dem Kommandeur der 57. Infanteriedivision, Generalmajor Trowitz, auf eine dringende Anforderung mitgeteilt, er brauche sich nicht um eine Sache zu kümmern, die er nicht beeinflussen kann. Artilleriemunition dürfe jetzt nur schwerpunktmässig zugeführt werden. Wenn er angegriffen würde, könne er sich darauf verlassen, dass er die gewünschte Menge erhalte. Seine Division, unser übernächster rechter Nachbar, bekam jedoch auch dann nichts!

Und so geht es schon seit geraumer Zeit. Bereits im Jahr zuvor konnte man im Kriegstagebuch unserer 18. Panzergrenadierdivision unter dem 5. Mai 1943

lesen: Die Munitionsanforderungen der Artillerie erscheinen reichlich hoch und lassen kein Verständnis für die Schwierigkeiten der Versorgung erkennen!

Ich bin gerade dabei, mich mit meiner Tagesmeldung zu befassen, da ruft der Obergefreite Hofmann zu mir herüber: «Herr Leutnant, da bringen sie einen gefangenen Iwan!» Daraufhin verlasse ich kurz den B-Stand und begeben mich in den zur HKL führenden Verbindungsgraben, durch den zwei «30-er» den Gefangenen an uns vorbei weiter nach hinten bringen. Donnerwetter nochmal, denke ich, der sieht ja unwahrscheinlich gut aus, ganz anders, als man das sonst gewohnt ist. Ein frisches, ausgeruhtes Gesicht hat er, der Iwan, und noch einiges mehr: Seine Uniform ist nagelneu, Stiefel, Lederkoppel, alles taufrisch und in bester Ordnung. Der Mann macht wirklich einen ganz ausgezeichneten Eindruck, kein Offizier, nein, ein ganz einfacher Soldat! So sieht eine Elite-Truppe aus, die man anscheinend für besondere Aufgaben vorgesehen hat, jedenfalls für mehr als nur ein örtliches Unternehmen mit vielleicht ein paar Kilometern Geländegegnung.

Wir erfahren, dass der Gefangene zu der uns gegenüberliegenden und als besonders kampfstark bekannten 50. Armee unter Generalleutnant Boldin gehört, der unserer 4. Armee schon im Winter 1941/42 während der Rückzugskämpfe vor Moskau so arg mitgespielt hat. Wird er es nun erneut tun? Er wird es.

Aber jetzt wollen wir erst einmal festhalten, was sich heute, am 12. Juni, bei uns getan hat. Zwei Ereignisse verdienen es, besonders hervorgehoben zu werden.

Zunächst einmal wird die «Entmotorisierung» unserer Division verifiziert, d.h. 60% der Kraftfahrzeuge entschwinden per Bahntransport und werden nicht mehr gesehen. Entsprechende Mengen von Panjewagen und munteren Pferdchen, die natürlich nicht wissen können, was ihnen bevorsteht, füllen die Lücken und erinnern an vergangene Zeiten.

Unsere Panzergrenadierdivision heisst zwar weiter so, hat aber nun den Charakter einer sogenannten «I.D.44», also eben den einer Infanteriedivision. Panzer haben wir ja, wie schon erwähnt, ohnehin nicht.

Während dieses Ereignis vorprogrammiert war, trifft uns das zweite doch völlig unerwartet. Durch einen Anruf unseres Chefs erfahren wir, dass ab sofort

für alle Heeresverbände Urlaubssperre angeordnet worden ist; für mich und viele andere natürlich eine zutiefst enttäuschende Nachricht. Wir erkennen aber nun, dass sich die Lage bedenklich zugespitzt haben muss, weniger bei uns als wohl mehr im Bereich der Heeresgruppe Nordukraine, denn an diese haben wir ja schliesslich unsere Fahrzeuge abgeben müssen, wie zuvor schon eine Division nach der anderen, ja sogar das komplette LVI. Panzerkorps mit seinen 6 Divisionen. Somit verbleibt unserer Heeresgruppe Mitte eine einzige Panzerdivision, die 20.P.D., und die steht ziemlich weit im Hinterland der Front in Reserve, um von hier aus als «Feuerwehr» an den Brennpunkten eingesetzt zu werden. Da kann man nur hoffen, dass es von diesen nicht allzu viele geben wird bei 1.100 Kilometern Frontlänge!

Mit Verstärkungen ist nicht mehr zu rechnen, nachdem Hitler bereits am 3. November 1943 in seiner «Weisung 51» entschieden hat, dass der Westen künftig in der personellen und materiellen Ausstattung Vorrang vor dem Osten habe. «Die Ostfront muss mit dem auskommen, was sie hat!» Aber das ist eben völlig unzureichend, um auf die Dauer wenigstens einen erfolgreichen Abwehrkampf zu führen, geschweige denn, eine auch nur begrenzte Offensive in die Wege zu leiten.

In diesen Tagen hat sich unser Divisionskommandeur, Generalleutnant Zuttavern, bereits von der Einsatzbereitschaft seiner beiden Grenadierregimenter, dem G.R.30 und G.R.51, überzeugt und besucht nun auch unser Artillerieregiment 18. Hauptmann Trost ruft uns aus der Feuerstellung an, dass man auch meine B-Stelle besichtigen will und wir uns hierauf einrichten mögen, d.h. einen angemessenen Empfang vorzubereiten und einen guten Eindruck zu hinterlassen. Schnell wird nochmal das Innere unseres Bunkers überprüft, die Uniformen natürlich auch, und das Scherenfernrohr auf einen für interessant erachteten Bereich in der russischen HKL eingestellt. Wenig später ist es dann soweit. Unser allerseits geschätzter, hochverdienter und stets um das Wohl seiner Soldaten bemühter Divisionskommandeur kommt mit seiner Begleitung durch den Verbindungsgraben zu unserer Beobachtungsstelle. Ich gehe ihm ein Stück entgegen und melde, wie das so üblich ist: «B-Stelle der 1. Batterie, besetzt mit 1 Offizier, 2 Unteroffizieren und 4 Mann; keine besonderen Vorkommnisse.»

Er dankt mir für die Meldung und reicht dann freundlich, aber mit erkennbar ernstem Blick, jedem von uns die Hand. Wir gewinnen den Eindruck, dass er recht besorgt zu sein scheint, und finden diesen bestätigt, als er uns zu verstehen gibt, dass wir sehr wahrscheinlich wieder vor einer ernsthaften Bewährungsprobe stünden und er fest davon überzeugt sei, dass wir diese ebenso vorbildlich wie bisher meistern würden. Und dann, zum Abschied mir zugewandt: «Machen Sie Ihre Sache gut, Leutnant, und viel Soldatenglück für Sie alle.»

Ein fester Händedruck, ein deutlich nachdenklicher, irgendwie mitleidig anmutender letzter Blick, und damit ist der Besuch beendet. Der Bunker und der B-Stand wurden nicht in Augenschein genommen.

Als Divisionskommandeur weiss er natürlich etwas besser als wir, was sich hier abspielen wird, wenn die Sowjets ihre Sommeroffensive starten werden. Allein seiner Division liegt die Masse eben jener erprobten 50. Armee gegenüber, ein Kräfteverhältnis wie leider überall an der Front der Heeresgruppe Mitte. Insgesamt 23 russische Armeen mit 185 voll einsatzfähigen Divisionen stehen gegen ganze 4 deutsche Armeen mit 40 mehrfach angeschlagenen und personell unterbesetzten Divisionen, von denen sich einige sogar noch in der Auffrischung befinden. 2.500.000 Rotarmisten gegen 450.000 Deutsche! Von der materiellen Unterlegenheit ganz zu schweigen. Allerdings verfügen wir weiterhin noch über das II. ungarische Reserve-Korps mit seinen 5 Divisionen hinter der 2. Armee ganz im Süden der Heeresgruppe, bei Kobryn unweit Brest-Litowsk und am Rande der Pripjet-Sümpfe. Gewiss, alles recht brave Leute, die aber verständlicherweise lieber den vertrauten Liedern der ach so fernen Pussta lauschen würden als dem weitaus weniger gemütvollen Klang der Stalinorgeln in den eisenhaltigen Gefilden Russlands. Also, bei einem Einsatz, etwa an einem Brennpunkt, sollte man da wohl nicht allzu viel erwarten.

Am 16. Juni wird einige Kilometer südlich von Orscha ein als V-Mann⁴ abgesetzter russischer Offizier aufgegriffen und vernommen. Mit erstaunlicher Offenheit, so, als gäbe es da überhaupt nichts zu verheimlichen, berichtet er, dass hier in 14 Tagen die Sowjetarmee durchmarschieren werde. Durch Orscha?

⁴ Verbindungsmann, der zur Erkundung und Nachrichtenübermittlung im Hinterland des Gegners in der Regel durch ein Flugzeug abgesetzt wird.

Diese Stadt liegt nicht etwa im Bereich der Heeresgruppe Nordukraine, sondern in dem unserer 4. Armee, am Dnjepr, an der grossen Rollbahn nach Minsk, keine 100 Kilometer nördlich meiner B-Stelle!

Soll man ihm glauben? Offenbar nicht, denn nach wie vor ist man der festen Überzeugung, dass die russische Sommeroffensive im Raum Tarnopol-Lemberg-Kowel beginnen wird, eben bei der Heeresgruppe Nordukraine! Auch die immer eindringlicher werdenden Meldungen der Befehlshaber unserer 4 Armeen über eine ständig zunehmende Versammlung starker Feindverbände vor ihren Frontabschnitten scheinen zu keiner Änderung der Lagebeurteilung auf höchster Ebene zu führen, und auch bei unserem Heeresgruppenkommando in Minsk wird dieser bedrohlichen Entwicklung keine besondere Bedeutung beigemessen. Sie wird vielmehr heruntergespielt oder, wie erwähnt, überhaupt nicht zur Kenntnis genommen; und was soll man wohl dazu sagen, wenn schlicht und einfach behauptet wird: «Ist ja alles gar nicht wahr», oder «Keine Rede davon»!

Von alledem aber erfahren wir hier natürlich nichts und sind sogar durchaus zuversichtlich und voller Selbstvertrauen. Wenn der Iwan mal wieder kommt, so heisst es, dann werden wir ihm schon zeigen, mit wem er es zu tun hat! Schliesslich haben wir ihm ja gerade erst eine gehörige Abfuhr erteilt, und das wollen wir, so gut es geht, auch weiterhin! Und warum sollte das nicht möglich sein, zumal doch nunmehr endlich die lange angekündigten «Wunderwaffen» in Aktion treten werden; haben wir doch soeben voller Hoffnung und auch Erleichterung die Nachricht erhalten, dass die erste «V 1» am 13. Juni in Richtung England in Marsch gesetzt worden ist.

Unsere Stimmung kann also im Augenblick, ungeachtet aller Rückschläge und Mangelercheinungen, noch keineswegs als pessimistisch bezeichnet werden, wenngleich wir mit herber Enttäuschung und einer nicht geringen Überraschung die Tatsache zur Kenntnis genommen haben, dass die Westalliierten an der Küste in der Normandie wenn auch unter hohen Verlusten erfolgreich gelandet sind und hier weitere Fortschritte machen. Wir sind aber der Meinung, dass man sie noch rechtzeitig zum Stehen bringen und dann zurückschlagen kann, was in Einschätzung der legendären Fähigkeiten Rommels eigentlich für ziemlich sicher gehalten wird.

Schliesslich wurden ja auch – zu unserer nicht geringen Besorgnis – etliche Divisionen aus der Ostfront abgezogen und in Erwartung der Invasion nach Frankreich verlegt, und so können wir uns nicht vorstellen, dass dies alles umsonst gewesen sein soll.

Nichtsdestoweniger: «Die Moral der Truppe ist ausgezeichnet», wie man das so zu nennen beliebt.

Wenn auch nach Lage der Dinge hier im Osten an keine grossartigen Offensiven mehr gedacht werden kann und im Gegenteil früher oder später mit Sicherheit auch weiterhin Boden preisgegeben werden muss, so sind wir doch alle fest entschlossen, auf jeden Fall dafür zu sorgen, dass die Rote Armee den Grenzen des Reiches nicht zu nahe kommt oder sie sogar überschreitet, denn jeder weiss nur zu gut, was dies für Land und Leute und vornehmlich die Frauen bedeuten würde.⁵

Einsatzbereitschaft, Pflichtbewusstsein und Verantwortungsgefühl bleiben daher nach wie vor bestimmend, nicht nur eingedenk des einst geleisteten Fahnenweises, dem wir uns ohne Einschränkung verpflichtet fühlen, sondern sicherlich auch, weil – unbeschadet der vermehrt in Erscheinung getretenen antiklerikalen Aktivitäten des NS-Regimes – noch vielen von uns die ebenso plausiblen wie eindringlichen Verlautbarungen beider Konfessionen bezüglich der in uns gesetzten Erwartungen vor allem in Anbetracht des Kampfes gegen die atheistische Sowjetunion gegenwärtig geblieben sind. So liest man in den Feld-Gebetbüchern u.a.: «Wahre Soldatenehre kann ohne Treue bis in den Tod und ohne Erfüllung der Pflichten – und auch der anscheinend kleinsten – nicht bestehen... Wehrpflicht ist Ehrenpflicht... Was Deutschland gross gemacht hat, ist nicht zuletzt dem Soldatenstande zu verdanken... Dass Gott diesen Stand hochschätzt, geht aus verschiedenen Stellen in der Heiligen Schrift hervor... Freue dich von

⁵ In schrecklicher Weise sind diese Befürchtungen bei der Eroberung und Besetzung der deutschen Ostprovinzen durch die Rote Armee zur Realität geworden, da schätzungsweise zwei Millionen Frauen (vom Kind bis zur Greisin) vergewaltigt wurden, davon eine grosse Anzahl mit Todesfolge. Hierzu haben die Hetztiraden eines Iija Ehrenburg massgebend beigetragen, wenn er dazu aufforderte: «Vergewaltigt die deutschen Frauen und Mädchen... brecht mit Gewalt den Rassehochmut der germanischen Frauen... nehmt sie euch als rechtmässige Beute!» – Manifestationen eines signifikanten Schreibtäters.

Herzen über die Ehre, einem so hochgeschätzten Stande angehören zu dürfen. Fahnenruf ist Gottesruf... Wisse, dass du einst bei Gott, auf dessen Namen du auf die Fahne geschworen hast, über deine Soldatenzeit gerichtet werden wirst!» Oder in einem Gebet: «Segne die deutsche Wehrmacht und gib ihren Angehörigen die Kraft zu höchstem Opfer. Lass uns ein heldenhaftes Geschlecht sein, und unserer Ahnen würdig werden!»

Diesen Ansinnen und Wünschen ist also durchaus überzeugend entsprochen worden. Hierzu haben aber ganz gewiss auch so stark beeindruckende Bücher über den 1. Weltkrieg beigetragen wie z.B. «In Stahlgewittern» von Ernst Jünger oder «Verdun, das grosse Gericht» von P.C. Ettighoffer, ebenso wie Werner Beumelburgs Buch «Douaumont» und sein authentisches Geschichtswerk «Sperrfeuer um Deutschland», wo es zuletzt heisst: «...dass aus den Gebeinen der Toten eine Generation erwachse, so treu, tapfer und männlich wie jene; das ist unser Gebet».

Im Augenblick also können wir nur noch darum bemüht sein, die Rote Armee unter Einsatz aller noch verfügbaren Mittel von unseren Fluren fern zu halten.

Angesichts der ernsten Lage sind Fälle von Desertion eine Seltenheit. Sie würden dann auch als besonders verwerflich verurteilt werden, und daher wäre hier ein so absurder Gedanke wie die Errichtung von Denkmälern für den «Unbekannten Deserteur» ohne jeden Zweifel nur als die abstruse Idee eines armen Irren zu begreifen gewesen.

Bis zu diesem Zeitpunkt ist wohl kaum jemand – zumindest auf unserem Level – der Ansicht, dass der Krieg bereits verloren sei, auch weil dies einfach nicht sein kann, zumal man jahrelang mitunter kaum vorstellbare Belastungen und Fährnisse bereitwillig ertragen hat. So vertraut man noch immer Hitlers viel gepriesener Feldherrnkunst und denkt dabei an die Blitzsiege über Polen und Frankreich.

Und weil man jetzt auch noch einiges von den neuen «Wunderwaffen» erwarten kann, müsste sich doch alles zum Besseren wenden. Daher glaubt wohl noch mancher unter uns, dass er am Ende bei der Siegesparade unter dem Jubel der Bevölkerung durch das Brandenburger Tor marschieren wird. Den meisten allerdings würde es auch genügen, wenn der Krieg nur rechtzeitig zu Ende gin-

ge, noch ehe die deutsche Grenze überschritten und die rote Fahne vielleicht sogar auf dem Reichstagsgebäude hochgezogen werden könnte.

Wie auch immer, die Moral der Truppe ist nach wie vor ungebrochen, was nicht zuletzt auch darauf zurückzuführen ist, dass wir uns, ungeachtet der so bedenklich gewordenen Lage, hinsichtlich der Leistungsfähigkeit und damit Effizienz des Gegners augenblicklich noch als durchaus ebenbürtig betrachten.

Kehren wir nun zurück in den «Dnjepr-Balkon», wo die Aktivitäten der Sowjets jetzt weiter zunehmen, neben ihrer völlig ungestörten Luftaufklärung insbesondere die nächtliche Stosstrupptätigkeit in neuerdings schwarzen Tarnanzügen. In den frühen Morgenstunden des 18. Juni dringt eine stärkere Gruppierung durch unsere HKL in ein Waldstück bei Dawydowitschi ein, also nicht allzu weit von unserer Feuerstellung entfernt, aber bis zum Mittag kann die Sache, zweifellos ein Erkundungsunternehmen, durch das Grenadierregiment 30 im Gegenstoss wieder bereinigt werden.

In den Verbindungsgräben zur feindlichen HKL beobachten wir vermehrt Bewegungen in beiden Richtungen, die als Ablösungen zu betrachten sind, wobei die neu eintreffenden Rotarmisten Sturmgepäck mitführen. Demnach müssen wir wohl mit einem örtlichen Angriff rechnen, wahrscheinlich mit dem Zweck, uns hier zu binden, wenn es bei der Heeresgruppe Nordukraine losgehen wird. Warum aber mit Sturmgepäck?

Der Rest des Tages verläuft ohne besondere Vorkommnisse. Ich begeben mich in unseren Bunker, wo sich der Obergefreite Wild und der Gefreite Glaser gerade mit ihrem Tornisterfunkgerät «D» befassen, kurz «Dora-Gerät» genannt, das aus zwei gewichtigen Kästen besteht. Der eine stellt das eigentliche Funkgerät dar, in dem anderen befinden sich der Akkumulator sowie die Kopfhörer und das sonstige Zubehör. Leider ist dieser Apparat nicht sonderlich leistungstark. Seine Reichweite beträgt nur etwa 5 Kilometer, was zwar im Allgemeinen ausreicht, aber in hügeligem Gelände kommt mitunter keine Verbindung zustande oder nur auf kürzere Distanz. Unteroffizier Laska hat den Auftrag erteilt, ihn vorsorglich auf seine Funktionsbereitschaft zu überprüfen, denn wenn es zu grösseren Kampfhandlungen kommen sollte, werden die Fernsprechkabel nicht

selten schon bald durch Artillerie- und Granatwerferfeuer unterbrochen, wonach auf Funkverkehr übergegangen werden muss. Wenn dann kein intaktes Gerät zur Verfügung steht, müssen die Fernsprechleute auf Störungssuche gehen und die zerrissenen Kabel flicken, was sehr häufig unter Feindeinwirkung geschieht und dann immer wieder zu Verlusten führt. Und wie viele Störungssucher sind nicht mehr heil zurückgekommen! Ihr Einsatz aber ist eben unverzichtbar, denn ohne Nachrichtenverbindung ist das «Auge der Artillerie» blind, und die Batterie bleibt wirkungslos.

Ich habe gerade meine tägliche Meldung fertiggestellt, da fällt mein Blick auf unseren Kalender, an dem sich noch das Blatt vom Vortage befindet. Also reisse ich es ab und lese auf der Rückseite: «Das ist der Weisheit letzter Schluss: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muss.» J.W von Goethe, Faust 2. Teil, 5. Akt, Grosser Vorhof des Palastes. Mann, das war doch mal das Thema eines Deutsch-Aufsatzes in der Untersekunda, sage ich zu mir und erinnere mich, dass ich damals den Gebrauch des Wortes «täglich» in diesem Zusammenhang als leicht übertrieben empfunden habe. Nun, inzwischen kommt es der Wirklichkeit sicher recht nahe, aber dass man es in aller Kürze – und dies für längere Zeit – sogar durch «stündlich» würde ersetzen können, das kann ich in diesem Augenblick nicht ahnen!

Der 19. Juni sieht uns noch etwas früher als sonst im Beobachtungsstand. Obwohl es beim Gegner auffallend ruhig bleibt oder vielleicht auch gerade deshalb, dürfen wir ihn keinen Moment aus den Augen lassen. Wir spüren, dass etwas in der Luft liegt. Ich habe mir eine Geländeskizze angefertigt und im B-Stand vor dem Scherenfernrohr angebracht, auf der alles eingezeichnet ist, was mit diesem erfasst werden kann. Zunächst unsere eigene HKL, ein Teilstück der in diesem Frontabschnitt verlaufenden sogenannten «Panther-Stellung», dann die russische, in welche man die Reste des Ortes Grjasiwez einbezogen hat, und schliesslich deren Hinterland.

Für alle markanten und für wichtig erachteten Punkte sind bereits die Feuerkommandos errechnet, wodurch ein schnellstmöglicher Beschuss gewährleistet wird.

An diesem Tag tritt Generalfeldmarschall Busch einen Heimaturlaub an.

Das erscheint recht merkwürdig angesichts der doch deutlich angespannten Lage, führt aber logischerweise zu der Auffassung, dass die Dinge dann wohl nicht so ernst zu nehmen sind, wie man das in den letzten Tagen glaubte tun zu müssen. Also, wenn der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte Urlaub macht, dann kann man ja wieder etwas ruhiger durchatmen, meinen wir jedenfalls. Nachdenklich stimmt nur, dass für uns weiterhin Urlaubssperre besteht!

Ich kann in dieser Nacht keinen Schlaf finden und begeben mich daher kurz vor Mitternacht noch einmal in unsere Stellung vor dem Bunker, wo der Obergefreite Hofmann seinen Wachdienst versieht. Er meldet mir «keine besonderen Vorkommnisse», was im Augenblick noch zutrifft. Wie an den vergangenen Tagen blickt man in einen sternklaren Himmel. «Schöne warme Nacht heute wieder», bemerkt Hofmann, «und keine einzige Wolke», ergänze ich. Plötzlich dumpfes Donnern in unserem Rücken, weit hinten im Westen. «Komisch, bei diesem Wetter ein Gewitter», meint Hofmann, und ich bin der gleichen Auffassung. Als wir uns umdrehen, erkennen wir am Horizont eine schwarzgraue Wolke, die, von weiteren Donnerschlägen begleitet, langsam emporsteigt und sich zu einem riesigen Pilz ausdehnt. «Kein Gewitter, mein Lieber, da muss ein Munitions- oder Treibstofflager in die Luft geflogen sein», stelle ich fest, und Hofmann fährt fort: «Da war sicher wieder Genosse Grischin am Werk.» Und recht hat er. Es war aber nicht nur der Genosse Grischin, der hier tätig geworden ist. In dieser Nacht vom 19. zum 20. Juni werden von den 240.000 Partisanen im Hinterland der Heeresgruppe Mitte zwischen dem Dnjepr und der Beresina und sogar noch westlich von Minsk an 10.500 Stellen Eisenbahnlinsen, Flugplätze, Brücken, Versorgungslager aller Art, Funk- und Fernsprecheinrichtungen, Elektrizitätswerke und was sonst noch von Bedeutung ist, in die Luft gesprengt oder anderweitig unbrauchbar gemacht, mit gravierenden Auswirkungen. Unfassbar, dass selbst diese grösste Partisanenaktion des Krieges, die sich ganz gezielt gegen die Heeresgruppe Mitte gerichtet hat, noch immer nicht zu der Erkenntnis führt, dass die Sommeroffensive der Sowjets hier, und nicht im Bereich der Heeresgruppe Nordukraine, stattfinden wird! Erinnern wir uns nochmals an den am 10. Juni aufgefangenen Funkspruch, in dem der Partisanenführer Grischin darauf hingewiesen wird, dass seinen Aktivitäten am 20.



Zur Unterstützung der Partisanen wurden auch viele Kinder herangezogen. Ihre Dienste waren unschätzbar, da sie sich überall frei bewegen konnten ohne Misstrauen zu erwecken.

Juni besondere Bedeutung zukommt. Er hat also seinen Auftrag pünktlich ausgeführt, ebenso wie auch alle anderen Partisanenverbände in Realisierung jenes «Befehl des obersten Befehlshabers Nr. 95», den Stalin zum 25. Jahrestag der Roten Armee am 23. Februar 1943 erteilt hat und in dem es u.a. in Ziffer 3 heisst: «Die Flamme des Partisanenkampfes im Rücken des Feindes ist noch stärker zu entfachen, die Verbindungswege des Feindes sind zu zerstören, die Eisenbahnbrücken zu sprengen, die Beförderung von feindlichen Truppen sowie die Zufuhr von Waffen und Munition zu vereiteln, die Heereslager zu sprengen und in Brand zu setzen und die feindlichen Besatzungen zu überfallen; ...mit allen Kräften, mit allen Mitteln ist der angreifenden Roten Armee zu hel-

fen... Es lebe unsere ruhmvolle Rote Armee, unsere heldenhafte Kriegsmarine, es leben unsere kühnen Partisanen und Partisaninnen...!»

Die kühnen Partisanen und Partisaninnen haben also glänzend funktioniert und werden auch weiterhin ihren Beitrag zu den katastrophalen Ereignissen leisten, die in aller Kürze auf uns zukommen.

20. Juni

Im Bereich unserer Division, die am rechten Flügel der 4. Armee eingesetzt ist, bleibt es weiterhin verhältnismässig ruhig. Lediglich im linken Abschnitt, an der Grenze zur 3. Panzerarmee, unternimmt der Gegner bei der 78. Sturmdivision und der gleich uns «entmotorisierten» 25. Panzergrenadierdivision einige Erkundungsvorstösse, die alle abgewiesen werden.

Bei der 3. Panzerarmee geht es schon etwas lebhafter zu. Seit drei Tagen kommt es beiderseits Witebsk zu begrenzten, aber von den Sowjets mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit geführten Kampfhandlungen, wobei z.B. der Ort Sharki mehrfach den Besitzer wechselt. Die Iwans kämpfen bis zum letzten Mann, wird berichtet! Das war zwar auch bisher häufig der Fall, aber diesmal wirkt sich zweifellos auch noch die in letzter Zeit besonders intensiv betriebene politische Schulung bei der Truppe aus. In jeder Kompanie sorgt eine kleine Gruppe von Politorganen dafür, dass die Soldaten «wissen, worum es geht».

Vor dem Angriff werden zündende Aufrufe der Oberbefehlshaber verlesen und sogar jedem Mann persönlich ausgehändigt!

Während also beim linken Nachbarn schon einiges über die Bühne geht, geschieht wie gesagt bei uns nichts von Belang. Dessen ungeachtet beobachten wir den Gegner nach wie vor mit der gebotenen Aufmerksamkeit. In seiner HKL bewegt sich kaum etwas und seine Artillerie schweigt vollständig. Offenbar will man deren Feuerstellungen nicht unnötig preisgeben, denn wir sind durch ein sehr gut funktionierendes Schall- und Lichtmessverfahren in der Lage, den Standort einer in Tätigkeit befindlichen Batterie ausreichend genau zu lokalisieren.

Im Moment haben wir also genügend Zeit, uns etwas näher mit den Nachrichten zu befassen, die «Der Stosstrupp» zu vermitteln hat. Verständlicherweise

se sind es in erster Linie die erfolgreich verlaufenen Begebenheiten zu Lande, zu Wasser und in der Luft, die eine Frontzeitung dem Landser nahebringt, wohl auch die etwas weniger erfreulichen, und diese dann mit entsprechender Zurückhaltung. Die soeben erst erfolgten Sabotageakte der kühnen Partisanen können natürlich jetzt noch nicht berücksichtigt worden sein.

Neben den militärischen, politischen und auch kulturellen Nachrichten finden schliesslich noch die wichtigsten Sportereignisse ihren Platz. Herausragende Meldung: Im Spiel um die Deutsche Fussballmeisterschaft im Berliner Olympiastadion schlägt der Dresdner SC den Luftwaffensportverein Hamburg (den späteren HSV) klar mit 4:0. Bei den Dresdnern wird Helmut Schön (der einst Trainer unserer Nationalmannschaft) als der überragende Spieler und Torschütze begeistert gefeiert.

«Eigentlich toll, dass jetzt in Berlin überhaupt noch eine Fussballmeisterschaft ausgetragen werden kann», meint Glaser, und Meischner gibt zu bedenken, was wohl passiert wäre, wenn man während des Spieles ein paar Bomben in das Olympiastadion geschmissen hätte!

«Die Hamburger haben da ja auch schon allerhand mitgemacht», sagt Laska, wobei man insbesondere an die vom britischen Bomberkommando zynisch als «Action Gomorrha» benannten Feuersturmangriffe Ende Juli 1943 denkt, die allein fast 45.000 Tote gefordert haben. «Die Dresdner werden für ihr schönes Elbflorenz sicher kaum so was befürchten müssen», werfe ich ein. «Weil's da ja auch keine kriegswichtigen Ziele gibt», ergänzt Wild, und keiner von uns kann in diesem Augenblick ahnen, dass sich gerade hier die schrecklichste Tragödie im Verlauf des mit infamer Akribi konzipertem Luftterror abspielen wird, das deutsche Hiroshima.

Chefredakteur Rudolf Augstein dazu im «Spiegel» vom 7. Januar 1985 u.a.: «Nach den Masstäben des Nürnberger Kriegsverbrechertribunals hätten auch die Sieger allesamt hängen müssen;... Truman für die völlig überzogene Bombardierung von Nagasaki – wenn nicht schon zuvor für Hiroshima, und Churchill zumindest als Ober-Bomber von Dresden zu einem Zeitpunkt, als Deutschland schon erledigt war.»

21. Juni

Auch heute bleibt es bei uns ungewöhnlich ruhig, abgesehen von etwas lebhafterer Flugtätigkeit, wobei auch Maschinen amerikanischer Herkunft⁶ beobachtet werden. Dagegen kommt es bei der 3. Panzerarmee im Raum um Witebsk wiederum zu Kampfhandlungen. Der Begriff «Panzerarmee» wirkt hier besonders irreführend, weil auch deren Divisionen über keinerlei Panzer, sondern lediglich über einige ähnlich aussehende Sturmgeschütze verfügen, die man – zumal sie keinen drehbaren Turm besitzen – realiter als eine Artillerie auf Selbstfahrlafette betrachtet.

Neben der auffälligen Ruhe wird beim Gegner jetzt auch eine absolute Funkstille eingehalten, und das ist höchst verdächtig! Ist dies die Ruhe vor dem Sturm? Der Zeitpunkt wäre ja auch klug gewählt, denn morgen schreibt man den 22. Juni, und an diesem Tag begann vor drei Jahren der Krieg gegen die Sowjetunion, das «Unternehmen Barbarossa». Ein Präventivkrieg, mit dem man der – nicht allein Deutschland bedrohenden – sowjetischen «Operation Gewitter» um zwei Wochen zuvorgekommen ist, wie dies u.a. auch von russischen Historikern und Militärs unmissverständlich dokumentiert wird. Und der Geschichtsforscher Ernst Topitsch, Professor an der Universität Graz, bemerkt hierzu: «Wenn die Rote Armee Europa überrollt haben würde, dann hätten die Amerikaner Frankreich nicht von deutschen, sondern von sowjetischen Truppen befreien müssen.» Bis zum 22. Juni 1941 war die Rote Armee sukzessive bereits mit über 4 Millionen Mann aufmarschiert in der Absicht, sich – wie ins Kalkül gezogen – des durch die Kriegereignisse hinreichend geschwächten Kontinents zu bemächtigen.⁷ Das «Unternehmen Barbarossa» war somit keineswegs ein unprovocierter «Überfall auf die friedliebende und unvorbereitete Sowjet-

⁶ Nach dem «Leih- und Pachtgesetz» vom 11. März 1941 haben die USA insgesamt über 18.000 Flugzeuge, sowie mehr als 10.000 Panzer, 9.600 Geschütze, 400.000 Kraftfahrzeuge aller Art und Unmengen sonstigen Materials an die Sowjet-Union geliefert.

⁷ Der russische Armeegeneral S.P. Iwanow – ein absolut integerer und kompetenter Militärhistoriker – schreibt hierzu in seinem Werk «Die Anfangsphase des Krieges» (Moskau 1974): «Den deutschen Truppen war es gelungen, uns buchstäblich um zwei Wochen zuzuvorkommen. – Wäre das nicht passiert, hätte die Geschichte einen anderen Verlauf genommen... Die Rote Armee hätte das Ziel Berlin sehr bald erreicht – und auch noch andere Ziele weiter im Westen Europas.»



Sturmgeschütz

union», wie dies noch immer durch die etablierte Geschichtsschreibung und von den törichten Verfechtern jener geschichtsklitternden «political correctness» wider besseres Wissen verbreitet wird.

22. Juni

Seit 3 Uhr früh beobachte ich gespannt die feindliche HKL. Keinerlei Bewegung; unheimliche Stille. Dann zeigt die Uhr die 4. Stunde, und mit ihr beginnt die erwartete russische Sommeroffensive. Vorerst noch nicht hier bei un-



In Erwartung der russischen Offensive...



Auf dem Weg in die Katastrophe

serer 4. Armee, auch nicht bei der rechts anschliessenden 9. und 2. Armee, und sie beginnt auch nicht etwa bei der Heeresgruppe Nordukraine, wie man das tatsächlich noch bis ganz zuletzt geglaubt hatte, sondern sie richtet sich nun doch gegen unsere Heeresgruppe Mitte, und zwar zunächst gegen die 3. Panzerarmee im Grossraum um Witebsk. Hier also eröffnen in diesem Augenblick nicht weniger als 6.000 Geschütze und Granatwerfer das Feuer, unterstützt durch den Einsatz ungewöhnlich starker Fliegerverbände, wie man dies bisher noch nirgendwo erlebt hat. Und dann tritt die 1. Baltische Front unter General Bagramjan, verstärkt durch Teile der 3. Belorussischen Front, zum Angriff an. Eigentlich müsste man annehmen, dass ein derart überlegener Gegner nach dieser gigantischen Artilleriesvorbereitung und den massiven Luftangriffen einfach durchmarschieren könnte, weil es keinen Widerstand mehr geben würde, aber es gibt ihn tatsächlich noch, vorerst wenigstens. Selbstverständlich ist es unter diesen Gegebenheiten nicht zu vermeiden, dass die Sowjets an verschiedenen Stellen Einbrüche erzielen, aber es besteht kein Grund zu grösserer Beunruhigung, meint man jedenfalls noch zu diesem Zeitpunkt.

Generalfeldmarschall Busch ist natürlich eiligst aus dem Urlaub in sein Hauptquartier nach Minsk zurückgekehrt, wo man zu der kaum glaubhaften Feststellung kommt, dass der Grossangriff nordwestlich von Witebsk eine vollständige Überraschung bedeutet!

Aber hat denn nicht gerade der Oberbefehlshaber der 3. Panzerarmee, Generaloberst Reinhardt, schon seit Wochen immer wieder beim Heeresgruppenkommando in Minsk ausdrücklich und mit wachsender Besorgnis darauf hingewiesen, dass sich die Sowjets vor seinem Frontabschnitt laufend verstärken und früher oder später ein Angriff mit weit überlegenen Kräften zu erwarten sei? Doch alle Warnungen wurden ja in den Wind geschlagen mit so brüskierenden Bemerkungen wie: «Ist ja alles gar nicht wahr», oder: «Keine Rede davon».

Dabei hätte man doch bedenken müssen, dass die Sowjets schon in den vergangenen Wintermonaten im Verlauf der vier «Rollbahnschlachten» den Raum um Witebsk und die Stadt selbst als deutlich erkennbaren Schwerpunkt betrachtet haben, und schliesslich sind sie in der letzten Zeit hier weitaus mehr als anderswo mit Aufklärungs- und Stosstruppunternehmen aktiv geworden.

Und nun ist er da, der Grossangriff, das «Unternehmen Bagration», und jetzt nimmt das Schicksal unerbittlich seinen Lauf!

Bei uns ereignet sich auch im weiteren Verlauf dieses Tages kaum etwas von Bedeutung. Über die Ereignisse beiderseits Witebsk liegen uns natürlich noch keine Nachrichten vor, und Kanonendonner ist nicht zu hören in einer Entfernung von über 200 Kilometern.

23. Juni

An diesem Tag greift die stärkste der vier «Fronten», die 3. Belorussische Front unter Generaloberst Tschernjachowski, mit ihren vier Armeen voll in das Geschehen um Witebsk ein und erfasst hierbei auch die 78. Sturmdivision und die 25. Panzergrenadierdivision auf dem äussersten linken Flügel unserer 4. Armee. Er verfügt über rund 1.800 Panzer und Selbstfahrlafetten (Sturmgeschütze), mehr als 7.500 Geschütze und Granatwerfer aller Kaliber und fast 2.000 Flugzeuge.

Gegen 5 Uhr morgens vernehmen wir weit nördlich von uns ein dumpfes Grummeln wie bei einem heraufziehenden Gewitter. In diesem Augenblick geht auf die Stellungen dieser beiden württembergischen Divisionen ein dreistündiges Trommelfeuer von solcher Heftigkeit nieder, dass sogar hier auf unserer B-Stelle – in einer Entfernung von mehr als 80 Kilometern – eine leichte Vibration des Bodens zu verspüren ist. Der dann folgende massive Angriff trifft sie mit voller Wucht und drängt sie entlang der grossen Rollbahn Smolensk-Minsk auf Orscha zurück, wobei ein Durchbruch nur mit grösster Mühe verhindert werden kann.

Drei Stunden später greift die 2. Belorussische Front unter Generaloberst Sacharow mit ihren drei Armeen, zu denen auch die uns gegenüber liegende 50. Armee gehört, schwerpunktmässig die am weitesten nach Osten hineinragende Stelle des «Dnjepr-Balkons» bei der 337. Infanteriedivision an. Der Gegner erzielt hier gleichfalls einen tiefen Einbruch, und damit wird auch für uns die Lage langsam kritisch, denn dieser Angriff zielt eindeutig auf Mogilew, das nur 35 Kilometer nordwestlich entfernt liegt.

Im Bereich unserer 18. Panzergrenadierdivision, die nicht unmittelbar an einem der Schwerpunkte liegt, kommt es nur zu begrenzten Fesselungs- und Er-

kundungsunternehmen mit schwächeren Kräften, und zwar vor Wetrenka beim Grenadierregiment 51 und hier bei uns im Abschnitt des Grenadierregiments 30, hinter dem sich unsere Beobachtungsstelle befindet.

In der viel zu dünn besetzten HKL ist dem Gegner ein Einbruch gelungen, und durch das Scherenfernrohr beobachte ich, wie sich eine kleinere Gruppe auf uns zu bewegt, kann aber auf sie nicht das Feuer eröffnen, da sie sich noch zu nahe an der HKL befindet und somit die Gefahr besteht, dass bei der Streuung unserer ausgeleiteten Rohre die eigenen Leute unter Beschuss geraten.

Für alle Fälle lasse ich unser Beute-Maschinengewehr in Stellung bringen und die Schützenstände besetzen. Aber es kommt weder artilleristisch noch infanteristisch zu einer Auseinandersetzung mit dem Gegner, denn nun erhebt sich der Führer des Spähtrupps zu voller Grösse, blickt sich gemächlich nach allen Seiten um und gibt dann seinen Leuten das Zeichen zum Rückzug, indem er mit ausgestrecktem Arm nach Osten weist. Auftrag ausgeführt, mag er dabei gedacht haben. Beim Übergang durch die HKL hat es, dem Gefechtslärm nach zu urteilen, wohl noch einen Schusswechsel mit den 30-ern gegeben. Danach tritt wieder Ruhe ein, aber besorgt erkennt man, mit welcher offensichtlich aus einem Gefühl der Überlegenheit resultierenden Unbefangenheit, ja Unverfrorenheit, man sich soeben hinter unseren Linien zu bewegen erlaubt hat.

Das war dann aber auch schon alles, was sich heute bei uns getan hat.

24. Juni

In den frühen Morgenstunden, um halb drei und vier Uhr, beginnt nun an zwei Stellen auch bei der 9. Armee, unserem rechten Nachbarn, beiderseits von Bobruisk der russische Grossangriff, wiederum durch stärkstes Artilleriefeuer eingeleitet.

Danach tritt die erste Belorussische Front mit Teilen der zweiten, eine ungeheuere Übermacht, zum Angriff an. Damit ist, von der noch nicht betroffenen 2. Armee abgesehen, die Heeresgruppe Mitte in einer Breite von fast 800 Kilometern von der sowjetischen Sommeroffensive erfasst.

Wie an den anderen Schwerpunkten werden auch bei der 9. Armee Einbrüche erzielt, die nur zum Teil abgeriegelt werden können.

Nun zeigt sich unumstösslich, dass dem deutschen Soldaten eben nicht mehr «nichts unmöglich» ist, dies auch nicht mehr sein kann, denn dazu ist die Überlegenheit des Gegners an Menschen und Material viel zu gross geworden. Was nutzt es schon, wenn z.B. ein Regiment mit bravourösem Einsatz von 100 angreifenden Panzern 10 oder auch 20 ausser Gefecht setzen kann und dann von den übrigen überrollt und aufgerieben wird! Der Gegner bricht durch, und letztlich war alles umsonst. Während wir unsere Verluste, wenn überhaupt, nur völlig unzureichend ersetzen können, verfügen die Sowjets über enorme Reserven, die sofort eingesetzt werden, alle Lücken schliessen und noch darüber hinaus in die Einbruchstellen geworfen werden, um diese zu erweitern und zu vertiefen.

Und genau das ist die Situation, in der wir uns in diesen Tagen befinden!

Die Rote Armee ist also im Anmarsch auf die zu «Festen Plätzen» erklärten vier grossen Städte Witebsk, Orscha, Mogilew und Bobruisk oder steht bereits vor ihren Toren. In jeder von ihnen wird eine ganze Division dazu ausersehen, sich «bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone» zu verteidigen, auch wenn die rote Flut über sie hinwegbrausen sollte.

Als gegen Mittag die Essenholer bei uns eintreffen, bringen sie die Nachricht mit, dass am linken Flügel unserer Armee «eine Riesenschweineerei» passiert sei. «Der Iwan ist durch, überall durch!», berichten sie ziemlich erregt. Gemeint ist der gestrige Stoss auf Orscha und der Durchbruch bei der 337. I.D. in Richtung Mogilew. Beides erfahren wir also erst jetzt und wissen natürlich nicht, was inzwischen noch geschehen ist. Die Angriffe auf Orscha und Mogilew können unter Einsatz von Teilen unserer beiden letzten Reserven, der 14. Infanteriedivision und der Panzergrenadierdivision «Feldherrnhalle», gerade noch aufgefangen werden. Letztere befand sich eben noch hinter der Front westlich Mogilew in Auffrischung. Vermutlich in Anbetracht des bedeutsamen Namens (früher hiess sie schlicht 60. Infanteriedivision) erfreut sie sich einer offensichtlich besonders hochwertigen materiellen Ausstattung und besitzt – ab-

gesehen natürlich von der 20. Panzerdivision, unserer «Feuerwehr» – als einzige Division der Heeresgruppe Mitte stolze 11 Panzer und wurde auch als einzige der Panzergrenadierdivisionen nicht «entmotorisiert».

Bezüglich der Panzerkräfte wäre noch zu ergänzen, dass gegenwärtig neben den o.g. 11 Panzern der «Feldherrnhalle» und den 40 der 20. P.D. nur noch 29 «Tiger» der schweren Pz.Abt. 505 als Armeereserve zur Verfügung stehen. Auch bei der hohen Qualität der «Tiger»-Panzer nicht gerade viel! Die Sowjets dagegen sind vor der gesamten Front der Heeresgruppe Mitte mit immerhin 4.000 Panzern aufmarschiert, die «Selbstfahrlafetten» nicht mitgerechnet.

Kommen wir zurück auf die Ereignisse dieses Tages bei der 9. Armee. Von besonderem Interesse für uns ist die Entwicklung an deren Nahtstelle zu unserer 4. Armee, denn wenn hier etwas schief läuft, dann ist auch unsere rechte Flanke in Gefahr. Genau dort aber, bei der 57. und 134. Infanteriedivision, liegt einer der Brennpunkte, und hier kommt es dann auch zu einem bedrohlichen Einbruch. Kein Wunder!

Man erinnere sich nur an die erst kürzlich erfolgte dringliche Munitionsanforderung des Kommandeurs der 57. Infanteriedivision, Generalmajor Trowitz, und den «beruhigenden» Bescheid, wonach man ihm die gewünschte Menge schon zuführen werde, sobald er angegriffen würde. Er erhielt jedoch wie gesagt nichts, und nun ist der Angriff da. Noch schwerer aber wiegt es wohl, dass diese Division erst vor kurzer Zeit, am 18. Februar nämlich, unter empfindlichen personellen Verlusten und Preisgabe sämtlicher schweren Waffen aus dem Kessel von Tscherkassy ausgebrochen ist und jetzt sozusagen vom Regen in die Traufe kommt. Ihre Neuaufstellung ist noch nicht abgeschlossen und das Personal nur unvollständig ausgebildet und schon gar nicht aufeinander eingespielt.

Denkbar unglücklich ist auch die Situation bei der 134. Infanteriedivision, wo wenige Tage vor dem Beginn der russischen Offensive nicht nur mehrere Regiments- und Bataillonskommandeure zwecks Verwendung an der westlichen Invasionsfront ausgewechselt worden sind, sondern auch der Divisionskommandeur General Schlemmer eine neue Aufgabe erhalten hat. Sein Nachfolger, Generalleutnant Philipp, bislang als Kommandeur der Artillerieschule effizient tätig gewesen, verfügt jedoch in seiner neuen Position nur über eine

unzureichende Fronterfahrung, und bis zum Beginn der russischen Offensive bleibt noch nicht einmal genügend Zeit für eine ordnungsgemässe Übergabe der Division, geschweige denn für die Möglichkeit, sich in das ungewohnte Aufgabengebiet zumindest hinlänglich einzuarbeiten.

Dies alles kann nur in Verbindung mit der völligen Fehleinschätzung der Lage an höchster Stelle verstanden werden, und sogleich hat man hieraus auch die Konsequenzen zu ziehen, denn die beiden genannten Divisionen müssen nach aufopferndem Widerstand und schweren Verlusten tiefe Einbrüche der weit überlegenen Sowjets hinnehmen, womit unsere 4. Armee in Gefahr gerät, jetzt auf beiden Seiten umgangen und eingeschlossen zu werden.

Daraufhin wird die im Raum westlich Bobruisk in Reserve liegende 20. Panzerdivision zum Einsatz gebracht – wie man weiss, die einzige Panzerdivision im gesamten Bereich der Heeresgruppe Mitte –, sie muss dann aber umgehend Teile an einen weiteren Brennpunkt bei der Ortschaft Paritschi südlich von Bobruisk verlegen, was dazu führt, dass die «Feuerwehr» weder im Norden noch im Süden den Brand löschen kann und schliesslich selber in den Flammen umkommt.

Hat sich an diesem Tag die Lage bei der 9. Armee schon bedenklich genug entwickelt, so sieht sie bei der 3. Panzerarmee, unserem linken Armee-Nachbarn, wesentlich bedrohlicher aus. Hier steht nun deren LIII. Korps im Mittelpunkt des Geschehens. Zum besseren Verständnis der Dinge ist-ergänzend zu bemerken, dass sich die einzelnen Armeen aus 3 Korps (Armeekorps) zusammensetzen, die ihrerseits entsprechend den Gegebenheiten ihres Auftrages über bis zu 6 Divisionen verfügen.

Das LIII. Korps mit seinen 4 Divisionen also hat einen Verteidigungsring um Witebsk gelegt, das als «Fester Platz» gemäss «Führerbefehl Nr. 11» bis zum letzten Mann zu halten ist. Die an der Düna gelegene Stadt ist mit ihren 160.000 Einwohnern die bekannteste und grösste im Frontbereich der Heeresgruppe Mitte, und, wie man glaubt, ein «Prestigeobjekt», dessen Verlust im Ausland entsprechend eingeschätzt und propagiert werden dürfte. Insbesondere aber wird befürchtet, dass Finnland als Bundesgenosse abspringen könnte, wenn Witebsk und weitere Gebietsteile im Norden der Front preisgegeben werden. Die Existenz von 4 Divisionen wird da offensichtlich weniger hoch bewer-

tet, und diese sind nun in höchster Gefahr. Nachdem die Sowjets bereits beiderseits der Stadt durchgebrochen sind und das LIII. Korps von seinen beiden Nachbarn, dem IX. im Norden und dem VI. im Süden getrennt haben, sind sie jetzt im Begriff, Witebsk mitsamt dem LIII. Korps einzuschliessen.

Generaloberst Reinhardt, der Oberbefehlshaber der 3. Panzerarmee, bemüht sich daraufhin um die Genehmigung für einen jetzt noch erfolgversprechenden Ausbruch. Er wird, wie zu erwarten war, aus den genannten Gründen abgelehnt, und so bahnt sich eine der grössten Tragödien dieser Tage und Wochen an.

Bei unserer 4. Armee haben die Sowjets eine Reihe weiterer Erfolge erzielen können, die ein Ausweichen auf die gut befestigte Dnjepr-Stellung, die «Bären-Stellung» am Westufer des Flusses, für angezeigt erscheinen lässt. Ein entsprechender Antrag des Armee-Oberbefehlshabers, General der Infanterie von Tippleskirch, wird jedoch von Generalfeldmarschall Busch abgelehnt. Die Lage der 4. Armee sei an diesem Tage als noch keineswegs bedenklich zu betrachten, meint man. Aber die von den Kampfhandlungen betroffenen Divisionen haben eben erneut z.T. empfindliche personelle und materielle Verluste hinnehmen müssen. So hat beispielsweise die 337. I.D., die dem tiefen Einbruch in Richtung Mogilew ausgesetzt war, inzwischen 3/4 ihrer gesamten Artillerie eingebüsst.

Unsere 18. Panzergrenadierdivision, die mit der rechts anschliessenden 267. I.D. und der 57. I.D. das XII. Korps bildet, ist von grösseren Angriffen verschont geblieben. Sie hat das Glück, etwa in der Mitte zwischen zwei der sechs Schwerpunkte der russischen Offensive zu liegen und ist aufgrund dessen bisher mit relativ geringen Verlusten davongekommen, läuft aber Gefahr, auf beiden Seiten umgangen zu werden.

25. Juni

Obwohl ich vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Dunkelheit abwechselnd mit Unteroffizier Meischner die feindliche HKL genau auf jede verdächtige Bewegung absuche, kann nirgendwo etwas bemerkt werden, was auf kurzfristige Angriffs absichten hindeuten würde. Auch im Hinterland regt sich nichts, keine Artillerie in Aktion, nicht einmal leichtes Störungsfeuer. Es herrscht eine absolute, unheimlich anmutende Ruhe. Man gewinnt den Ein-

druck, dass der Gegner, zumindest im Augenblick, keinerlei Interesse daran hat, irgendwelchen Druck auf uns auszuüben. Im Gegenteil. Wir sollen wohl ruhig da bleiben, wo wir sind, denn je länger das dauert, umso besser für ihn, weil sich mit jeder Stunde, die wir hier verbringen, unsere Lage verschlechtert, sofern sich die Einbrüche beiderseits von uns vergrössern. Und das tun sie, denn in den Räumen von Mogilew und insbesondere Orscha macht der Feind weiter bedrohliche Fortschritte. An unserer linken Flanke zur 3. Panzerarmee, deren schwer angeschlagenes VI. Korps längst den Anschluss an das LIII. Korps bei Witebsk verloren hat und dessen Reste daher unserer 4. Armee unterstellt worden sind, klafft eine riesige Lücke, durch welche die Panzer mit dem roten Stern ohne grösseren Widerstand gen Westen brausen!

Die 4 Divisionen des LIII. Korps in und um Witebsk sind bereits gestern endgültig eingeschlossen und wenig später überrannt worden. Heute endlich, viel zu spät, erhalten die zusammengeschlagenen Teile die Genehmigung zum Ausbruch, aber nur wenige der überall versprengten Reste werden schliesslich eines Tages nur mit viel Glück die Front wieder erreichen. 10.000 Soldaten aller Dienstgrade treten den Weg in die Gefangenschaft an, 20.000 Gefallene werden von den Sowjets verscharrt und tausende von Vermissten werden für immer verschollen bleiben.

Die 3. Panzerarmee ist praktisch nur noch ein Torso!

Und wie sieht es rechts von uns aus, bei der 9. Armee in den Räumen beiderseits Bobruisk? Auch hier kommt der Gegner überall voran und nähert sich der Stadt von allen Seiten. Bahnt sich ein gleiches Drama wie das von Witebsk an?

Und wir sitzen noch immer in unseren alten Stellungen weit im Osten, im «Dnjepr-Balkon»!

26. Juni

In den Morgenstunden läutet im Beobachtungsstand der Feldfernsprecher. Unteroffizier Meischner, der gerade an der «Schere» sitzt, ruft mir zu: «Der Chef will Sie sprechen.» Ich übernehme und bin gespannt, was mir Hauptmann Trost so früh am Morgen mitzuteilen hat. «Hören Sie?» – «Jawohl, ich höre», antworte ich, und dann sagt er, betont langsam und mit gedämpfter Stimme:

«A-l-p-e-n-v-e-i-l-c-h-e-n ... v-e-r-m-i-e-t-e-n, haben Sie verstanden?» – «Habe verstanden, Alpenveilchen vermieten.» – «Gut, Ende». –

Ich greife zur Tarntafel, auf der die wichtigsten, vorwiegend im militärischen Bereich gebräuchlichen Begriffe mit einem Code-Namen bezeichnet sind. Die Liste ist geheim und wird uns jeden Tag mit einem geänderten Code versehen zugestellt. Im Klartext steht heute für «Alpenveilchen» = Stellungswechsel und für «vermieten» = vorbereiten. Nun ist es also so weit. Ich rufe meinen Leuten die Neuigkeit zu, und wir sind alle doch ziemlich überrascht, da ja bei uns nicht allzu viel passiert ist und wir von dem, was sich um uns herum oder gar noch weiter entfernt ereignet hat, kaum etwas Näheres erfahren haben, lediglich undifferenzierte Äusserungen wie «Riesenschweineerei» oder «Der Iwan ist durch», die man mehr oder weniger gelassen zur Kenntnis genommen hat. Nun aber meint der Obergefreite Koch etwas drastisch, aber durchaus zutreffend: «Na Leute, dann muss ja ganz woanders die Kacke ordentlich am Dampfen sein!» Wie ordentlich, das weiss allerdings keiner von uns.

Wenig später kommt ein erneuter Anruf, diesmal im Klartext: «Alles entbehrliche Gerät sofort zurück in die Feuerstellung.» Jeder packt nun erst einmal seine Privatsachen zusammen, und danach beginnen die beiden Fernsprechleute die Doppelleitungen zu einer einfachen abzubauen. Ich ordne an, was sonst noch zurück kann, und sodann wird alles durch den Verbindungsgraben hinter den Höhenrücken gebracht, wo bereits ein VW-Kübelwagen wartet, der die Sachen weiter zur Feuerstellung bringt.

Die Lage am Dnjepr spitzt sich dramatisch zu. Orscha ist von drei Seiten umgangen und steht vor dem Fall. Südlich der Stadt hat der Gegner den Dnjepr erreicht und an mehreren Stellen bereits überschritten, und nördlich Mogilew, das von der 12. I.D. unter Generalleutnant Bamler verteidigt werden soll, dringt er rasch gegen den Fluss vor. Es wird also allerhöchste Zeit, dass wir hier abbauen, oder ist es vielleicht schon zu spät?

Hierüber länger nachzudenken, dazu haben wir jetzt keine Zeit mehr und wäre ja auch völlig sinnlos. Wir müssen uns mit dem befassen, was hier und jetzt zu tun ist.

In der russischen HKL bewegt sich nach wie vor so gut wie nichts, und doch ist davon auszugehen, dass man dort bereit ist, in jedem Augenblick zum Angriff anzutreten, spätestens aber dann, wenn bemerkt wird, dass wir damit beginnen, unsere Stellungen zu verlassen, weil wir uns dann in einer schwachen Position befinden.

Gegen Mittag ruft der Chef erneut an und gibt uns 400 Schuss zur Bekämpfung der russischen HKL und Niederhaltung des Gegners frei, damit unsere Absetzbewegung, die in den Abendstunden beginnen soll, möglichst ungestört erfolgen kann. Nun, 400 Schuss sind hierfür nicht gerade viel, wenn man bedenkt, dass bisher bei grösseren Kampfhandlungen der Tagesverbrauch mitunter fünfmal so hoch gewesen ist.

Aber 400 Schuss sind immerhin das Zwanzigfache der bislang freigegebenen Menge, und auf einen «schwarzen Bestand», über den bekanntermassen jede Batterie verfügt, kann ja gegebenenfalls immer noch zurückgegriffen werden.

Also gehen wir nun ans Werk, wie das unsere Aufgabe ist; und in der gegenwärtigen Situation geht es darum, die eigenen Verluste so gering wie möglich zu halten, wobei man natürlich nicht zuletzt auch an sich selber denkt. Fazit: Je mehr da drüben ausser Gefecht gesetzt wird, desto besser für uns alle.

Auf meiner Geländeskizze sind, wie gesagt, alle Punkte vermerkt, denen eine erhöhte Bedeutung zukommen könnte. Da wäre insbesondere der sehr solide wirkende «Zwei-Scharten-Bunker», ein auffallendes Objekt in der feindlichen HKL, dem ich diesen Namen gegeben habe. Ich hatte ihn schon immer im Visier, aber wegen der völlig unzureichenden Munitionszuweisung von einer Bekämpfung Abstand nehmen müssen. Im Hinblick auf die abgenutzten Rohre unserer Haubitzen und die damit verbundene Streuung der Granaten ist man häufig dazu gezwungen, vorsichtshalber zunächst einige hundert Meter zuzulegen und sich dann allmählich an das Ziel heranzuschliessen, wodurch sich der Munitionsverbrauch wesentlich erhöht. Nur so kann die Gefahr von Kurzschüssen, der Albtraum eines jeden Artilleriebeobachters, vermieden werden und das von der Infanterie in uns gesetzte Vertrauen erhalten bleiben.

Nun aber steht ja erst einmal genügend Munition zur Verfügung, und damit ist das Schicksal des «Zwei-Scharten-Bunkers» besiegelt. Schon nach relativ

kurzer Zeit erhält er einen Volltreffer, der die Balken der Decke durch die Luft wirbeln lässt und den Pulverdampf, begleitet von zuckenden Flammen, durch die zwei Schiessscharten bläst. Aus der Traum, sage ich zu mir. Nächstes Ziel ist das von mir so bezeichnete «Dreiecksdorf», genauer gesagt sind es die kümmerlichen Reste des Dorfes Grjasiwiez, welches die Sowjets, wie bereits erwähnt, in ihre HKL einbezogen und entsprechend befestigt haben. So wird nun Punkt für Punkt unter Beschuss genommen, aber nachdem etwa die Hälfte der zugewiesenen Munition verbraucht ist, muss eine Feuerpause eingelegt werden, da eine starke Rauchentwicklung über der russischen HKL ein beobachtetes Schiessen nicht mehr zulässt.

Nach einiger Zeit haben sich die Qualmwolken so weit verzogen, dass ich mit dem Beschuss fortfahren kann. Diesmal ist das Hinterland der HKL das Ziel, und hier sind es vorerst die zu ihr führenden Verbindungsgräben. Eine Stelle, an der zwei von ihnen zusammenlaufen, wäre vielleicht von einiger Bedeutung, weil sich hier möglicherweise Truppenbewegungen konzentrieren könnten. Also gebe ich hierfür das Feuerkommando durch, und gleich danach hört man auch schon das dumpfe Poltern der Abschüsse. Sekunden später rauschen die Granaten über unsere B-Stelle hinweg, und in diesem Augenblick sehe ich, wie zwei Sanitäter mit ihrer Feldtrage im Laufschrift genau der Stelle zustreben, die ich als Zielpunkt vorgesehen habe. Wenn ich die 4 Granaten zurückholen könnte, ich würde es sofort tun, aber die sind ja nun einmal unterwegs, und ich kann nur hoffen, dass sie ihr Ziel verfehlen und die beiden sich noch rechtzeitig in Deckung werfen können. In diesem Moment schlagen sie drüben auch schon ein, alle sehr nahe, jedoch keine im Graben, und in buchstäblich letzter Sekunde sind die beiden Sanis blitzschnell untergetaucht. Ich bin sehr erleichtert und wirklich heilfroh, dass die Sache so und nicht anders ausgegangen ist, denn der Gedanke, dass zwei wehrlose Sanitäter, die sicherlich auf dem Weg zu einem verwundeten Kameraden gewesen sind, wenn auch ungewollt zu Tode gekommen wären, hätte mich ehrlich betroffen, und so dürfte wohl jeder von uns reagiert haben! Sicher, man hätte vielleicht sagen können «c'est la guerre» oder sich vergleichsweise die schrecklichen Vorkommnisse in Erinnerung bringen können, welche sich die Rote Armee erwiesenermassen

ganz bewusst gegenüber unseren Sanitätseinrichtungen hat zuschulden kommen lassen, wie das z.B. in Lysowka am 2. September 1941 geschehen ist, wo der Hauptverbandplatz von Panzern beschossen und dann samt den Verwundeten, Ärzten und dem Pflegepersonal in den Boden gewalzt worden ist, obwohl die Dorfbewohner unter Hinweis auf die Sanitätseinrichtung, in der auch russische Verwundete und Kranke versorgt wurden, ihre Landsleute davon abzubringen versucht haben, diesen Angriff durchzuführen.

Auch an das Massaker im Ortslazarett von Feodosia (Krim) hätte man denken können, wo nach dessen Zurückeroberung am 18. Januar 1942 die grauenvoll verstümmelten Leichen hunderter dort verbliebener nicht transportfähiger Verwundeter vorgefunden wurden und man weitere in den eiskalten Fluten des Schwarzen Meeres entdeckte, in das man sie, offenbar noch lebend, kurzerhand geworfen hatte.

Und hierzu gehören nicht zuletzt auch die zahllosen Partisanenüberfälle auf Sanitätskraftwagen, Lazarettzüge und sonstige Einrichtungen des Roten Kreuzes. Aber an das alles denkt man dann eben nicht, sondern verhält sich so, wie es der Augenblick gebietet.

Derartige Fälle von Verbrechen unsererseits an Sanitätseinrichtungen sind indessen nirgendwo bekannt geworden. Sie wären wohl auch kaum denkbar.

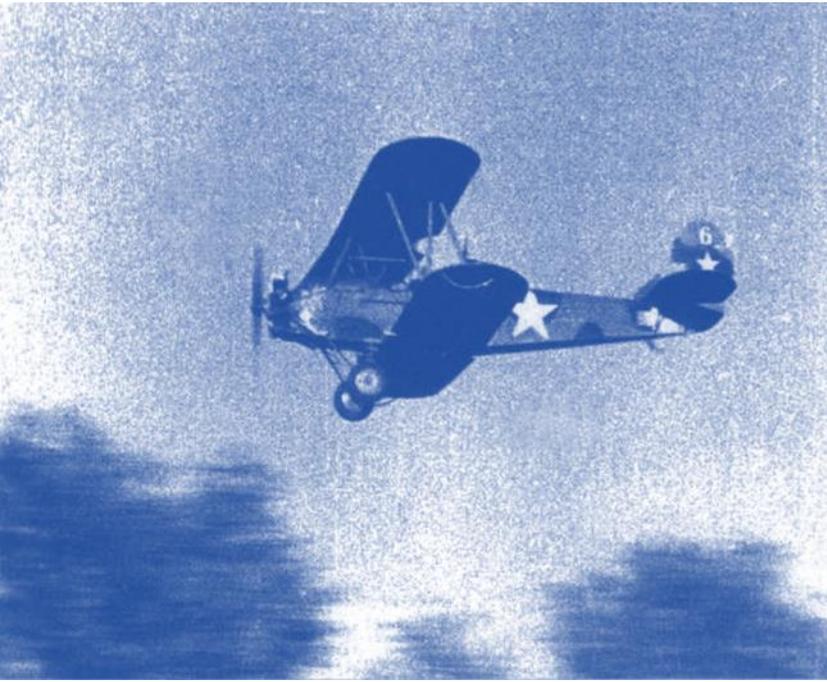
Entgegen allen bisherigen Erfahrungen hat der Gegner während des ganzen Tages mit keinem einzigen Schuss Vergeltungsfeuer geantwortet. Gegen Abend verlassen nun die ersten Teile des vor uns eingesetzt gewesenen Grenadierregiments 30 nach wie vor ohne jede Feindeinwirkung ihre Stellungen und ziehen durch den von der HKL ausgehenden Verbindungsgraben langsamen Schrittes an unserer B-Stelle vorbei. Sie winken uns zu, einige lächeln etwas gequält, fragen sich vielleicht, warum sie wohl aus ihren gut ausgebauten Stellungen heraus müssen, wofür doch eigentlich gar keine Notwendigkeit zu bestehen scheint. Sie haben, ebenso wie wir, keinen Begriff von dem, was sich bei unseren beiden Nachbarn, der 3. Panzerarmee und der 9. Armee, inzwischen abgespielt hat, und so können sie auch nicht wissen, dass sie das Feld schon längst hätten räumen müssen!

Nachdem die letzten Granaten ihre Rohre verlassen haben, machen auch wir

uns langsam fertig zum Abmarsch. Zuvor gehe ich noch einmal durch unseren Bunker und prüfe, ob auch nichts vergessen worden ist. Es fällt nicht leicht, ihn nun zurücklassen zu müssen, nachdem er uns monatelang Schutz und Geborgenheit gewährt hat und wir so viel Arbeit in seinen Aufbau und die Gestaltung der Inneneinrichtung investiert hatten. Es besteht keine Veranlassung, diese jetzt unbrauchbar zu machen, zumal ausdrücklich befohlen worden ist, in der HKL und deren Hinterland keinerlei Sprengungen durchzuführen, um den Sowjets nicht unseren Abzug zu signalisieren. Eine Bedeutung als B-Stelle kommt dem Bunker ohnehin nicht mehr zu, da er ja aus der Sicht des Gegners auf dem Hinterhang liegt und der Beobachtungsstand nach Osten ausgerichtet ist.

Eben will ich ihn verlassen, als mein Blick auf die Bilder unserer Filmschönheiten fällt. Nein, sage ich zu mir, die soll der Iwan nicht bekommen, und so reisse ich sie nacheinander von den Wänden, die Ilse Werner, Marika Röck, Hannelore Schroth, Kristina Söderbaum, Winnie Markus, Elfi Meyerhofer, Paula Wessely und die tolle La Jana im «Tiger von Eschnapur». Mann, waren das noch Zeiten! Ich knülle die Bilder zu einer Papierkugel zusammen, gehe damit nach draussen und drücke sie – etwas abseits von meinen Leuten – in ein Loch in der Grabenwand, das ich sodann unauffällig mit Erde verschliesse. Eine Art von «Begräbnis mit militärischen Ehren», kommt es mir dabei in den Sinn, vielleicht ein etwas merkwürdig anmutender Gedanke, aber so war es nun einmal. «Honi soit qui mal y pense».

Schliesslich sind wir mit allem fertig. «Gerät aufnehmen», und los geht's in Richtung Feuerstellung mit einem letzten Blick zurück. Noch reagieren sie drüben nicht auf die Absetzbewegungen, doch schon sehr bald dürften die ersten Rotarmisten hier erscheinen und unseren schönen Bunker in Besitz nehmen, vielleicht aber auch gleich an ihm vorüberziehen, ihn womöglich weit hinter sich lassen. Wie weit wohl? Unglaublich weit! – Hinter dem Höhenzug, und somit vor Feindeinsicht geschützt, werden wir von einem bereitstehenden Wagen unserer Batterie aufgenommen, und als wir in der Feuerstellung eintreffen, ist hier alles schon marschbereit. Nunmehr vollzählig, rollen wir zu dem Sammelpunkt unserer I. Abteilung.



*Verbindungs- und Störflugzeug
Polikarpow P-2 (U2) die «Nähmaschine»*

Dies zur Erläuterung: Ein Artillerieregiment gliedert sich in 3 Abteilungen, zu denen jeweils 3 Batterien gehören, unsere 1. also zur I. Abteilung, die von Hauptmann Schubert geführt wird.

Anschliessend geht es weiter zum Sammelpunkt des Regiments in Tscheryony-Ossowez. Überall haben sich kleinere Gruppen unserer Infanterie postiert, um die Sowjets, die jetzt leichte Störungsfeuer aus Granatwerfern zu schiessen beginnen, an einem schnelleren Nachrücken zu hindern. Generalleutnant Zuta-vern, unser Divisionskommandeur, verfolgt an Ort und Stelle den Verlauf der Absetzbewegungen. An einen Rückzug denkt in diesen Stunden noch niemand.

Die Division hat den Auftrag erhalten, den etwa noch 20 Kilometer entfernten Dnjepr bei Daschkowka südlich Mogilew zu überschreiten und in der am

Westufer verlaufenden, gut ausgebauten «Bärenstellung» zur Verteidigung überzugehen. Die nächtliche Fahrt, nunmehr im Divisionsverband, verläuft ohne grössere Zwischenfälle. Wir überholen lange Kolonnen bespannter Einheiten, wodurch der Marsch auf der relativ schmalen Strasse ab und zu ins Stocken gerät.

Weithin ist der Himmel vom Feuerschein brennender Ortschaften gerötet. Einzelne Flieger werfen ihre Bomben auf die Dörfer, durch die wir hindurch müssen. Auch die wohlbekannte «Nähmaschine» ist wieder am Werk, wegen ihres eigentümlichen Motorgeräusches auch als «Kaffeemühle» bezeichnet. Da dieses Flugzeug fast ausschliesslich bei Nacht und dann pünktlich immer zur gleichen Stunde erscheint, wird es auch «U.v.D» (Unteroffizier vom Dienst) genannt. Etwas geringschätzig hat man es auch «Rollbahnkrähe» und «Nebelkrähe» getauft.

Die Vielzahl der Bezeichnungen lässt erkennen, welcher «Popularität» sich diese Maschine bei uns erfreut. Es handelt sich um einen älteren einmotorigen Doppeldecker vom Typ Polikarpow Po-2 (U2), der als Verbindungs- und Störflugzeug eingesetzt wird, insbesondere wohl mehr als das letztere. Weil seine nächtlichen Bombenangriffe in sehr geringer Höhe erfolgen, ist es auf seiner Unterseite ausreichend gegen Beschuss aus Infanteriewaffen gepanzert – daher auch als «Eiserner Gustav» bekannt; und so geht die Sache vonstatten: Kurz vor dem Abwurf der Bombe wird der Motor abgestellt, damit ihr Rauschen auch deutlich genug vernommen und hierdurch unbestritten ein psychologischer Effekt erzielt wird. Man nimmt das Aussetzen des Motors wahr, weiss, dass jetzt die Bombe kommt, und hofft mit gemischten Gefühlen, dass sie nicht allzu nahe einschlägt.

Und da schlägt es auch tatsächlich nicht weit vor uns ein. Diesmal jedoch entfiel bei dem Lärm, den unsere Fahrzeuge verursachen, die übliche Vorwarnung. Ein voll besetzter VW-Kübelwagen hat einen Volltreffer erhalten und ist mit allen Insassen in den Strassengraben geflogen, wo er brennend liegen bleibt, und für niemanden gab es hierbei eine Überlebenschance.

Die weitere Fahrt der riesigen Marschkolonnen verläuft überraschenderweise auch in den frühen Morgenstunden ohne Feindeinwirkung.



*Auf dem Weg zum Dnjepr.
Noch denkt man an eine örtliche Absatzbewegung*

27. Juni

Bei Tagesanbruch kommt das silbern glänzende Band des Dnjepr in Sicht, und da ist auch schon die hölzerne Brücke von Daschkowka. Unsere Pioniere haben sie vor längerer Zeit gebaut, ein sehr solide wirkendes wahres Meisterwerk, das auch optisch als gelungen bezeichnet werden kann. Nur schade, dass sie das Auge nicht mehr allzu lange erfreuen wird. Vor Beginn der russischen Offensive ist sie mehrfach durch Luftangriffe beschädigt, danach aber sofort wieder repariert worden. Auch heute ist sie erfreulicherweise völlig in Ordnung, so dass wir den Fluss problemlos überschreiten können.

An mehreren Stellen hat man bereits Sprengladungen angebracht und sie miteinander verbunden, denn wenn alle Fahrzeuge und die Nachhuten der Infanterie die Brücke passiert haben, wird man sie in die Luft jagen; bedauerlich, aber leider nicht zu vermeiden.

Am Ortsrand von Daschkowka geht unsere Batterie in Stellung. Ich erhalte den Auftrag, mich als Vorgeschobener Beobachter (VB) in die «Bärenstellung» zu begeben.

Ein VB wird immer direkt bei der Infanterie in deren HKL eingesetzt, wo er bei einem Feindangriff ein Sperrfeuer mehr oder weniger nahe vor die eigenen Linien anzufordern hat, was bei der Streuung der Geschütze nicht selten mit erheblichem Risiko verbunden ist. Ausserdem bekämpft er erkannte Ziele in der feindlichen HKL und gegebenenfalls auch dahinter. Bei einem eigenen Angriff begleitet er diesen und leitet über Funk das Feuer entsprechend der sich entwickelnden Lage nach seinem Ermessen oder im Einvernehmen mit der Infanterie.

Im vorliegenden Fall besteht der Auftrag natürlich darin, einen Übersetzversuch des Gegners über den Fluss nach Möglichkeit zu verhindern und eventuell auf das Westufer gelangte Teile im Zusammenwirken mit der Infanterie niederzukämpfen.

Mit Unteroffizier Meisner, meinem bewährten Hilfsbeobachter, und den Funkern Unteroffizier Laska und Gefreiter Glaser geht es nun los in Richtung «Bärenstellung». Das Gelände ist ziemlich hügelig, weshalb wieder einmal mit Problemen bei der Herstellung der Funkverbindung gerechnet werden muss. Auf eine Fernsprechverbindung müssen wir zumindest vorerst noch verzichten,

weil das Verlegen der Kabel zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde und der Gegner ja in aller Kürze auf der Bildfläche erscheinen dürfte. Und das sieht auch ganz danach aus, denn plötzlich schlugen unangenehm nahe die ersten Granaten ein. Nur ein leichtes Störungsfeuer, das schon bald wieder aufhört. Vielleicht hat sich aber auch eine Batterie kurz auf die Dnjepr-Stellung eingeschossen, die wir nunmehr unbeschadet erreichen. Sie macht einen recht guten Eindruck, jedenfalls der Abschnitt, in dem wir uns befinden. Ein durchgehender Graben verläuft am Vorderhang eines Höhenzuges fast in Kammhöhe, mehrere sehr stabil wirkende Bunker sind zu erkennen sowie zahlreiche Schützenstände. Sogar ein Beobachtungsstand für einen VB, also für uns, ist vorhanden, allerdings ohne jeden Schutz von oben. Dafür befindet sich ein grosser halbkugelförmiger Betonbunker, ähnlich einer Panzerkuppel, ganz in der Nähe, den man notfalls aufsuchen kann. Werfen wir noch einen Blick auf das Vorfeld, das sich bis zu dem etwa 300 Meter weit entfernten Flussufer leicht abfallend und vollkommen deckungslos hinzieht. Ein ideales Schussfeld. Hätte man – in Realisierung der beantragten, aber abgelehnten sogenannten «Kleinen Lösung» – den kräftezehrenden «Balkon» rechtzeitig vor Beginn der russischen Offensive aufgegeben und sich auf diese so günstig gelegene Stellung von rund 100 Kilometer Länge am Westufer des Dnjepr zurückgezogen, dann wäre wohl manches anders gelaufen. Nun aber ist es wieder einmal «zu spät»!

Wenige Meter neben unserem Beobachtungsstand ist eine 7,5cm Panzerabwehrkanone in Stellung gebracht worden, und ein Stück weiter hat sich das Sprengkommando mit seinem Zündapparat eingerichtet, um die Brücke, die halblink vor uns liegt, im richtigen Moment hochgehen zu lassen.

Meine Funker haben inzwischen ihr Gerät aufgebaut und versuchen, mit der Feuerstellung Verbindung aufzunehmen. Erfolg: wie befürchtet gleich Null. Man muss sich einmal vorstellen, was es für einen Artilleriebeobachter bedeutet, in einer solchen Situation mit einem doch immerhin recht bedeutsamen Auftrag zur Tatenlosigkeit verurteilt zu sein, auch wenn der Gegner sich noch nicht hat blicken lassen und wir den ausdrücklichen Befehl erhalten haben, wegen des Mangels an Munition erst bei einem Angriff, also einem Übersetzversuch, in Tä-

tigkeit zu treten. Dies aber besorgt nun die Artillerie der Sowjets. Wir erhalten nämlich in diesem Augenblick ein sehr gut liegendes Feuer einer 12,2 cm-Batterie auf unsere Stellung, und als sich die Einschläge auf meine VB-Stelle zu konzentrieren scheinen, müssen wir davon ausgehen, dass man sie als solche erkannt hat und nun auszuschalten versucht. Wir bauen daraufhin sofort das Funkgerät und die «Schere» ab und suchen den Betonbunker neben uns auf. Ein MG-Schütze, der vor diesem seinen Stand hatte, ist durch einen Granatsplitter schwer verwundet worden und wird von zwei Kameraden hereingetragen. Unter den bereits anwesenden Infanteristen ist auch ein Sanitäter, der sich leider vergeblich um den blutjungen Schwerverletzten bemüht. Er ruft noch einmal laut nach seiner Mutter, und dann ist sein Leben beendet.

Die russische Batterie schießt hervorragend exakt, denn nun detoniert eine Granate genau auf der Betonkuppel, aber ohne sie zu durchschlagen. Es dröhnt ohrenbetäubend, als hätte eine gigantische Glocke angeschlagen. Als das Feuer wenig später aufhört, beziehen wir sofort wieder unsere Beobachtungsstelle. Unteroffizier Laska und der Gefreite Glaser bauen ihr Funkgerät an einer anderen Ecke auf und versuchen nochmals, Verbindung zu bekommen. Diesmal gelingt es tatsächlich, wenn auch der Empfang nicht gerade der beste ist. Aber hörbares Aufatmen!

Obwohl unsere Batterie jetzt feuerbereit wäre, entfällt das eigentlich erforderliche Einschiessen auf das Ostufer des Dnjepr, nicht nur aufgrund des bestehenden Befehls sondern auch deshalb, weil sich dort immer noch Nachhuten unserer Infanterie einfänden. Genauer gesagt handelt es sich hierbei um deren Reste, denn nun kommen sie in kleinen Gruppen und zuletzt auch einzeln aus einem mehrere hundert Meter vom Flussufer entfernten Waldstück hervor, laufen mit Riesenschritten der rettenden Brücke entgegen, sicher befürchtend, dass diese jeden Augenblick in die Luft fliegen könnte. Aber die Eile hat noch einen anderen Grund, denn plötzlich tritt russische Infanterie in Kompaniestärke eben aus diesem Waldstück, überwindet sehr schnell das freie Gelände bis zum Ufer und setzt sich hier beiderseits der Brücke fest, die eigentlich jetzt hochgehen müsste. Das vermuten wohl auch die Sowjets, denn keiner wagt es, über die Brücke auf das Westufer zu gelangen, oder haben sie auf den Panzer gewartet,

der jetzt aus dem Wald hervorkommt? Einer der neuen T 43 «Stalin» ist es, der nun mit hoher Geschwindigkeit der Brückenauffahrt entgegenrollt und dessen Besatzung wohl schon an den Rotbanner-Orden denkt. Aber sie bekommt ihn nicht, denn unmittelbar davor trifft ihn gleich der erste Schuss der 7,5 cm Pak, die neben uns in Stellung gegangen ist. Der Panzer dreht sich noch um 90 Grad, wohl eine letzte Reaktion des Fahrers, und bleibt dann, die Auffahrt zu der Brücke blockierend, stehen. Aus dem Turm quillt dünner Rauch, und keiner der Insassen steigt aus. Der erfolgreiche Kanonier eilt freudig erregt zu uns, um sich von mir den Abschuss bestätigen zu lassen, was ich gern tue, etwas überrascht allerdings, dass man in einer solchen Situation gleich an derartige Formalitäten denkt.

Aber dann blicke ich besorgt hinüber zu der Stelle, an der sich das Sprengkommando niedergelassen hat, denn dort herrscht helle Aufregung. Der Zündmechanismus scheint nicht zu funktionieren, denn mehrfach wird der Hebel, der die Zündung auslösen müsste, wie wild heruntergedrückt, aber nichts geschieht. Und da drüben steht «Hannibal ante portas»! Weil nun jeden Augenblick mit einem Übergangsversuch gerechnet werden muss, wird uns sofort klar, dass jetzt nur noch die Möglichkeit besteht, die Brücke durch Artilleriebeschuss rechtzeitig zu zerstören. Also los – Feuerkommando an die Batterie – Funkverbindung klappt – Junge, Junge, wenn das in diesem Moment nicht hingehauen hätte! Kurz darauf hören wir die Abschüsse unserer vier Geschütze, und dann rauschen die Granaten heran. Fast gleichzeitig wird die Brücke auch von einer anderen Batterie unter Feuer genommen, und völlig unerwartet fliegt sie schon wenig später mit einer gewaltigen Detonation in die Luft. Balken werden wie Streichhölzer hochgewirbelt, und nachdem sich die Rauchwolken verzogen haben, wird erkennbar, dass sie bis auf Reste an den Ufern und zahlreiche, langsam stromabwärts treibende Holzteile von der Bildfläche verschwunden ist. Eine Granate muss wohl eine der miteinander verbundenen Sprengladungen und somit zugleich auch alle anderen zur Explosion gebracht haben, denn selbst mehrere Treffer unserer leichten Feldhaubitzen hätten niemals eine so schnelle und totale Zerstörung bewirken können. Allgemeine Erleichterung, denn nun kommt an dieser Stelle ein rascher Flussübergang nicht mehr in Betracht.

Mit dem Scherenfernrohr suche ich nun das Ostufer nach weiteren Aktivitäten der Sowjets ab. Ein schweres Maxim-Maschinengewehr wird dort auf seinen beiden Rädern in Stellung gebracht. Auf die kurze Distanz kann man jeden Handgriff des MG-Schützen verfolgen, und da ansonsten im Augenblick nichts weiter geschieht, möchte ich mich noch etwas genauer mit ihm befassen.

Sein Verhalten lässt einen erfahrenen und selbstsicheren Soldaten vermuten, der sein Handwerk beherrscht und entschlossen ist, seinen Beitrag zu einem erfolgreichen Ablauf der Ereignisse zu leisten. Ohne also momentan grösseren Gefahren ausgesetzt zu sein, kann ich sozusagen jedes Augenzwinkern meines Gegenüber beobachten und dabei ungestört meinen Gedanken nachgehen.

Er macht einen durchaus sympathischen Eindruck, der Iwan, könnte glatt einer von uns sein, und keineswegs der Typ des «jüdisch-bolschewistischen Untermenschen», wie das im «Stürmer», dem antisemitischen Hetzblatt Julius Streichers, propagiert wird.

Nein, mit diesem hier könnte man gewiss eine Partie Schach spielen, vielleicht auch ein Tennis-Match austragen, und bei solchen Gedanken kommt einem der ganze Irrsinn eines Krieges zum Bewusstsein. Aber der Krieg ist nun einmal da, und wir stecken mittendrin. Und daran wird man auch gleich wieder erinnert, denn in diesem Augenblick verdichtet sich der dünne Rauch, der aus dem Panzer entweicht, zu einer dicken, schwarzen Qualmwolke, als er mit lautem Knall von der Explosion seiner eigenen Munition zerrissen wird.

Da sich am Flussufer zunächst nichts Auffälliges ereignet, betrachte ich jetzt das Hinterland, und hier verstärkt sich der Gegner nun zusehends, und dies im wahrsten Sinne des Wortes, denn wegen des Schiessverbots können wir nur tatenlos zusehen, wie dort Geschütze und Flugabwehrkanonen in Stellung gebracht werden und lange Lastwagenkolonnen heranrollen, alles unter unseren Augen und so exakt wie auf dem Manöverfeld, als wüsste man, dass unsere Geschütze nur bei einem Übersetzversuch in Aktion treten dürfen.

Dann konzentriert sich die russische Infanterie auf den Raum um die gesprengte Brücke, und mehrere tollkühne Rotarmisten versuchen tatsächlich, mit Hilfe der am Ufer herumliegenden Holztrümmer den Fluss zu überqueren. Alle



Das russische schwere Maxim-Maschinengewehr

Achtung, denke ich, das würde ich bei Helligkeit nicht riskieren, und kann in diesem Moment nicht im Entferntesten auch nur ahnen, dass ich dies einige Wochen später auf ähnliche Weise würde tun müssen, allerdings bei Nacht und – an der Memel!

Wir betrachten die Versuche als «Feindangriff» und schicken ein paar Granaten hinüber, worauf sich die noch an Land beschäftigten Iwans schleunigst in Deckung begeben, während die bereits im Wasser treibenden nach und nach dem Feuer unserer Infanterie zum Opfer fallen. Weitere Versuche, das Westufer auf diese doch vollkommen hoffnungslose Weise zu gewinnen, finden daraufhin nicht mehr statt.

Am späten Nachmittag wird, viel schneller als erwartet, unsere Stellung aufgegeben, da die Rote Armee inzwischen beiderseits von uns den Dnjepr an verschiedenen Stellen überschritten hat.

Der am Fluss gelegene «Feste Platz» Orscha ist bereits am Vormittag von den Sowjets eingenommen worden, und aus Mogilew, ebenfalls am Dnjepr und,

wie man weiss, gleichermassen «Fester Platz», kommt ein letzter Funkspruch: «Kann nur noch Stadtkern halten.» Dann ist auch hier Feierabend.

Bevor wir den Weitemarsch antreten, findet noch eine eilige Besprechung im Abteilungsgefechtsstand statt. Hauptmann Schubert hat alle Offiziere zusammengerufen und gibt einen kurzen Lagebericht, soweit er über die Dinge unterrichtet ist. Es klingt nicht gerade ermutigend, als er u.a. bekannt gibt, dass befehlsgemäss unverzüglich sämtliche Personenkraftwagen ziviler Herkunft nach Übernahme ihres Betriebsstoffes zu vernichten sind und der Sprit so einzuteilen ist, dass die Batterien eine Marschstrecke von etwa 150 Kilometern zurücklegen können. 150 km? Das müsste die Beresina sein! Na klar, dort gibt es ja eine zwar nur unfertige Stellung, aber hier werden wir dann sicherlich unsere neue HKL einrichten, denken wir. Während wir auseinandergehen, kommt Hauptmann Schubert noch einmal auf mich zu, legt mir, als jüngstem Offizier seiner Abteilung, mit väterlicher Geste seinen Arm auf die Schulter und gibt mir sehr nachdenklich zu verstehen, dass nun sicher die schwersten Stunden unseres Soldatenlebens vor uns liegen würden. Und damit sollte er nun wirklich recht behalten!

Mit gemischten Gefühlen gehen wir sodann an die Zerstörung der betroffenen Fahrzeuge und setzen uns danach in Richtung auf den nächsten Fluss, den rund 40 Kilometer entfernten Drut, einem etwas grösseren Nebenfluss des Dnjepr, in Bewegung.

Die nächtliche Fahrt verläuft verhältnismässig reibungslos, wenn auch einzelne feindliche Flugzeuge ihre Bomben auf die brennenden Ortschaften werfen, die an unserer Rückzugsstrasse liegen. Sie können dies offenbar völlig unbehindert, denn von unserer Luftwaffe ist weit und breit nichts zu sehen.

28. Juni

Nach recht zügig verlaufendem Marsch gibt es am Nachmittag, nicht mehr allzu weit vom Drut entfernt, einen plötzlichen Halt, obwohl sich nichts Besonderes ereignet hat. Vielleicht ist man besorgt, in der Nähe der Brücke auf Feindwiderstand zu stossen, oder sie selbst ist nicht passierbar, was kein Wunder wäre.

Die Stunden vergehen, jedenfalls bei uns, ohne Feindberührung, und es ist fast nicht zu glauben, dass wir auch von Luftangriffen verschont bleiben.

Ganz anders dagegen die Verhältnisse bei unserem rechten Nachbarn, der 9. Armee, und hier zunächst einmal bei der 134. Infanteriedivision an der Nahtstelle zu unserer 4. Armee. Die Division wurde, wie erinnerlich, unmittelbar vor Beginn der russischen Offensive durch eine ganze Reihe gravierender personeller Umbesetzungen bis hinauf zum Divisionskommandeur, dessen Nachfolger Generalleutnant Philipp sich wie gesagt nicht mehr einarbeiten konnte, in ihrer Effektivität so stark beeinträchtigt, dass sie dem weit überlegenen Gegner an diesem Schwerpunkt nicht gewachsen war und nunmehr in völliger Auflösung begriffen ist. Generalleutnant Philipp hat den Untergang seiner Division nicht verkraftet und sich das Leben genommen, wie einst Varus, als seine Legionen im Teutoburger Wald von Arminius vernichtet wurden; und er sollte nicht der Letzte sein, der in den nächsten Tagen freiwillig in den Tod geht. «Varus, gib mir meine Legionen wieder!», klagte damals Kaiser Augustus, und heute könnte man statt «Legionen» ohne Weiteres «Divisionen» setzen.

Katastrophal geradezu sieht es um Bobruisk herum aus. Hier strömen, von der Einschliessung bedroht, Truppenteile aller Art nach Vernichtung ihrer schweren Waffen und zahlloser Fahrzeuge ungeordnet und teilweise nahezu panikartig dem «Festen Platz» entgegen und dann in diesen hinein, während andere wiederum versuchen, sich nach Westen durchzukämpfen. In der Stadt selbst, die laufend von russischen Bombern und Schlachtflugzeugen angegriffen wird, herrschen bereits chaotische Zustände.

Wie hoffnungslos man die Lage beurteilt, ist dem Kriegstagebuch des Armeeoberkommandos zu entnehmen, in dem festgestellt wird: Die 9. Armee hat als Kampfverband praktisch zu bestehen aufgehört. Sie hat keinen einsatzfähigen Verband mehr.

So also sieht es gegenwärtig bei unseren beiden Nachbararmeen aus, und dazwischen unsere 4. Armee, wohl schon schwer angeschlagen, aber noch nicht «am Boden zerstört», wie man das gern so nennt.

In dieser Situation der Heeresgruppe Mitte verabschiedet sich ihr Oberbe-

fehlshaber Generalfeldmarschall Busch und übergibt sie Generalfeldmarschall Model, der zusätzlich auch weiterhin den Oberbefehl über seine Heeresgruppe Nordukraine beibehält. «Der Mann kann eben unglaublich viel und ist im Augenblick unsere einzige Hoffnung hier», äussert sich Generalleutnant Krebs, der Chef des Generalstabes im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte, über ihn. Und eine gehörige Portion gesunden Selbstvertrauens hat er auch. Als er nämlich in der Nacht zum 29. Juni in seinem neuen Hauptquartier in Lida eintrifft – Minsk war schon nicht mehr sicher genug! – und man ihn erwartungsvoll fragt, was er denn mitbringe, erwidert er kurz und bündig: «Mich!» – Aber das Schicksal der Heeresgruppe Mitte kann er nicht mehr wenden, nur noch Schlimmeres verhindern.

Wir aber hier vor dem Drut sind zunächst einmal froh, dass man uns auch für den Rest des Tages in Ruhe lässt.

Gegen Abend werden noch einige verdächtig erscheinende Zivilisten aufgegriffen und bis zum Weitermarsch festgehalten.

Es war wirklich ein gänzlich unerwartet ruhiger Tag, den wir dazu benutzen konnten, uns endlich wieder einmal, wenn auch nicht gerade gründlich, zu waschen und zu rasieren. Unser Koch hat uns zuletzt noch ein wunderbares warmes Essen bereitet, und dann können wir sogar völlig ungestört schlafen, denn auch während der Nacht kommt es zu keinerlei Zwischenfällen. Aber irgendwie haben wir das Gefühl, bei einem so langen Aufenthalt wertvolle Zeit zu verlieren, und wissen nicht, dass wir bereits uneinholbare Zeit verloren haben!

29. Juni

Nachdem wir die festgehaltenen Zivilisten, Männer aus zwei benachbarten Orten, die man durchaus für Partisanen hätte halten können, wieder entlassen haben, wird der Marsch in den frühen Morgenstunden endlich fortgesetzt. Ich habe meinen Platz auf dem Beifahrersitz einer unserer Zugmaschinen gefunden, an welche die 4 leichten Feldhaubitzen der Batterie angehängt sind.

Wir sind nur wenige Minuten gefahren, als plötzlich der Motor mit einem lauten, metallisch kreischenden Geräusch stehen bleibt. «Mensch, Petersen, was

ist los?»), wende ich mich erschrocken an den Fahrer, und der weiss sofort, was los ist: «Scheisse, verdammte, die Nockenwelle is' im Arsch – abschleppen müssen wir die Kiste!» Dies aber ist nicht ganz einfach, denn die defekte Maschine muss nun – da wir sie keinesfalls aufgeben wollen – mitsamt ihrem Geschütz von einer anderen gezogen werden, während deren Haubitze behelfsmässig mittels eines Drahtseiles hinter einen unserer Fünftonner-Lkw gehängt wird, wodurch bei einem schnell erforderlich werdenden Einsatz unter Umständen kostbare Zeit verloren gehen könnte.

Wenig später steht die lange Fahrzeugkolonne erneut, denn wir haben nun den Drut erreicht. Die Holzbrücke aber ist, vermutlich durch Partisanen, stark beschädigt worden, und unsere Pioniere sind bereits dabei, sie notdürftig zu reparieren.

Die ständigen Fahrtunterbrechungen führen zu einer spürbar um sich greifenden Nervosität. Schliesslich will man ja so schnell wie möglich weiterkommen, denn niemand zweifelt daran, dass die Sowjets uns im Nacken sitzen und jederzeit hier erscheinen können, mit unabsehbaren Folgen, wie sich denken lässt. Plötzlich aufgeregte, entsetzte Rufe: «Der Iwan kommt! Der Iwan kommt!» Daraufhin verlieren einige Fahrer die Beherrschung, brechen aus der Kolonne aus und rasen wie wild über die Felder beiderseits der Fahrbahn, weitere Wagen mit sich reissend. Eine Panik droht zu entstehen. Sofort lassen wir unsere Batterie zu beiden Seiten der Strasse in Stellung gehen, um einem Angriff in direktem Schuss begegnen zu können. Aber nichts geschieht, der Iwan kommt nicht. Schliesslich stellt sich heraus, dass falscher Alarm gegeben worden ist, und bald steht die riesige Fahrzeugschlange wieder in bester Ordnung auf der Strasse. Einige Wagen jedoch liegen, wahrscheinlich festgefahren und daraufhin gesprengt oder angezündet, brennend im Gelände.

Während wir hier, noch vom Gegner unbehelligt, auf den Weitermarsch warten, spielt sich im Raum Bobruisk ein Drama ab, das die Ereignisse um Witebsk noch deutlich übertrifft. In drei Wellen versuchen hier fast 100.000 Mann, die Teile von 11 Divisionen der 9. Armee, aus dem weitgespannten Ring um die brennende Stadt und aus dieser selbst auszubrechen, darunter zahlreiche Einwohner, die mit uns kooperiert haben und nun die Rache ihrer Landsleute be-

fürchten müssen. Aber nur etwa 30.000 gelingt es, dem Inferno zu entrinnen, während 70.000 hier ihr Ende finden oder in Gefangenschaft geraten. Unvorstellbare Dinge spielen sich dabei ab. In der Zitadelle der Stadt, in der man ein grosses Lazarett eingerichtet hat, mussten über 5.000 Schwerverwundete mit ihrem Pflegepersonal zurückgelassen werden. Als die Sowjets in Bobruisk und hier in die Zitadelle eindrangen, stürmten sie in die Räume des Lazaretts und schossen die Verwundeten der Reihe nach in ihren Betten mit ihren Maschinenpistolen zusammen. Nur zwei konnten dem Massaker entkommen, von denen der eine sich im Keller eines der Lazarettgebäude befand und später hiervon Bericht erstattete.

In einem anderen Lazarett mit 700 nicht transportfähigen Verwundeten haben nur etwa 100 überlebt, als plötzlich mehrere Rotarmisten in ölverschmiereten Monturen hereinstürzten und die Magazine ihrer Maschinenpistolen wahllos in die Betten leerschossen. Vermutlich handelte es sich dabei um Panzerbesatzungen, die hier eine Art Racheakt verübten, denn bei den Kämpfen um die Stadt haben die Sowjets unerwartet hohe Panzerverluste hinnehmen müssen.

Aus gleichem Anlass erfolgte wohl auch die grausige Tötung von über 200 Flak-Soldaten, deren 8,8 cm-Geschütze, die überaus wirksam auch zur Panzerabwehr eingesetzt werden, beim Gegner besonders gefürchtet sind. Diese Unglücklichen mussten sich nach ihrer Gefangennahme in zwei Reihen Kopf an Kopf mit Panzerkettenabstand dicht nebeneinanderlegen, wonach ihre Köpfe mit Panzern plattgewalzt wurden. Einer von ihnen konnte gerade noch mit viel Glück entfliehen und von diesem unglaublichen Vorfall berichten.

Über die Massentötung von mehr als 500 Schwerverwundeten durch Partisanen in einem Feldlazarett bei Swislotsch nahe Bobruisk berichtet ein überlebender Leutnant, der sich mit einem Lungenschuss im letzten Augenblick noch unter einer Tanne verbergen und dann entkommen konnte. Ohne helfen zu können, musste er zusehen, wie die Banden, teils in deutschen Uniformstücken, die hilflosen Verwundeten zusammenschossen oder mit Spaten und sonstigen Werkzeugen erschlugen.

Kehren wir nun zurück zu unserer Division, die am Drut noch immer auf ihren Flussübergang wartet. Die Sowjets schießen nun ein leichtes Artilleriestörungsfeuer, aber es erscheint keine Infanterie. Man hat den Eindruck, dass

sie uns nur zögernd folgen und sich auf keine grösseren Kampfhandlungen einlassen wollen. Vorläufig jedenfalls nicht!

Am Nachmittag ist die Brücke nach einem mehrstündigen Aufenthalt behelfsmässig repariert, und langsam rollt nun Fahrzeug um Fahrzeug im Einzelgang hinüber. Da sie nur sehr schmal ist und dazu auf der rechten Seite ziemlich schräg und ganz knapp über der Wasseroberfläche hängt, müssen insbesondere die Zugmaschinen und die schweren Lkw mit grösster Vorsicht und im Schritt-Tempo übersetzen. Als unser Schleppzug an der Reihe ist, tritt mir der kalte Schweiß auf die Stirn, aber es geht «in Zentimeterarbeit» alles gut. Unvorstellbar, wenn die beiden Zugmaschinen mit dem Geschütz in den Fluss gestürzt wären!

Wir erwarten jeden Augenblick, auch aus der Luft angegriffen zu werden, doch kein einziges Flugzeug lässt sich blicken. Einfach nicht zu glauben!

Nach erfolgtem Übergang wird die Brücke gesprengt, aber leider nur recht unvollkommen. Sie liegt jetzt, sehr stark geneigt, zur Hälfte im Wasser. Für Fahrzeuge ist sie nicht mehr passierbar, auf jeden Fall aber für einzelne Infanteristen. Unsere Batterie erhält daher den Auftrag, den Brückenraum gegen nachdrängenden Feind zu sichern, und geht auf einem Acker am Rande eines etwa 2 Kilometer vom Westufer entfernten Dorfes in Feuerstellung. Ich erhalte den Befehl, in Ufernähe eine B-Stelle einzurichten und die Batterie so schnell wie möglich einzuschüssen. Da die Zeit also drängt und meine Funker sich erst noch mit dem Abladen und Fertigmachen ihres Gerätes befassen müssen, gehe ich schon voraus, um mich in dem völlig deckungslosen Gelände nach einer geeigneten Stelle umzusehen. Ich habe Glück und finde schon bald einen Schützenstand, den man wohl einst für die Brückenwache angelegt hat. Schnell richte ich mich ein und beobachte dann gespannt das Gelände auf dem anderen Ufer und insbesondere den Rand eines Waldstückes einige hundert Meter weiter hinten. Nichts bewegt sich dort. Wo nur meine Funker bleiben! Sie wissen doch, dass sie mich nur hier in der Nähe der Brücke zu suchen haben!

Ich beginne schon mal das Feuerkommando für den Raum zwischen dem Fluss und dem Waldrand zu ermitteln. Nach der Karte sind es etwa 2.200 Meter, aber in Anbetracht der Streuung unserer Rohre erscheint es ratsam, erst einmal

noch 200 Meter zuzulegen. Im Endeffekt könnte das Ganze aber durchaus auf ein «Feuer auf den eigenen Standort» hinauslaufen, denn ich sitze ziemlich nahe an der Brücke. Aber was soll's, mein Schützenstand macht einen recht soliden Eindruck, und ein Volltreffer wäre reiner Zufall, zumal ja hier lediglich unsere 4 Feldhaubitzen in Aktion treten werden. Doch sie werden das eben nur dann, wenn meine Funker endlich hier erscheinen, zum Donnerwetter nochmal!

Die Minuten eilen dahin. Ringsum völlige Stille, die nur hin und wieder durch den Einschlag einer russischen Granate unterbrochen wird. Noch immer keine Spur von den beiden. Na, denen werde ich aber den Marsch blasen! Jeden Augenblick können drüben die Sowjets aus dem Wald herauskommen, ähnlich wie vorgestern hinter der Dnjepr-Brücke, und ich sitze hier herum ohne Funkverbindung! Vollkommen unverständlich, dass mich diese sonst so patenten Burschen nicht haben finden können, und dies bei dem so gut überschaubaren Gelände. Schliesslich wird mir die Sache zu dumm, aber auch etwas unheimlich, und da ich unter den gegebenen Umständen nicht in der Lage bin, meinen Auftrag wahrzunehmen, packe ich fluchend die Sachen zusammen und mache mich auf den Weg zurück zur Feuerstellung. Am Rande eines Getreidefeldes hocken in Erdlöchern mehrere Männer, Frauen und Kinder und starren mich schweigend an. Auf dem Hinweg waren sie noch nicht hier.

Wenn da Partisanen darunter sind, könnten sie dich völlig problemlos fertig machen, denke ich, denn ich bin hier am Westufer des Drut offensichtlich der einzige oder, wenn man so will, der letzte Deutsche, und ich ahne nicht, wie genau dies zutrifft! Ich werfe noch schnell einen prüfenden Blick zurück, aber die Leute machen eher einen ängstlichen Eindruck und bleiben bewegungslos in ihren Löchern sitzen. Vermutlich sind es Einwohner des Dorfes, an dessen Rand unsere Geschütze stehen, die sich hier vor den zu erwartenden Kampfhandlungen in Sicherheit zu bringen hoffen.

Vor eben diesem Dorf angekommen, glaube ich meinen Augen nicht zu trauen. Der Platz, auf dem die Batterie stand, ist leer, und weit und breit kein Mensch mehr zu entdecken. Ich stehe da wie erstarrt. Das kann doch wohl nicht wahr sein! Einen Augenblick meine ich, mich verlaufen und ein ganz anderes Dorf vor mir zu haben, aber dann sehe ich beim Näherkommen kreuz und quer

die Kettenspur­en unserer Zugmaschinen auf dem Acker und weiss nun in Sekunden­schnelle, was hier passiert ist. Wie ein Wilder rase ich los, mit Riesen­ätzen der Rückzugs­strasse entgegen. Da, ganz hinten, schon etliche Kilometer entfernt, steigt langsam eine grosse graue Staubwolke empor. Dort rollt die Division gen Westen! Verfluchte Tat! Die haben dich glatt vergessen, sind einfach abgehauen, und sofort begreife ich, welche Konsequenzen dies in aller Kürze für mich haben wird. Ich packe meine MP fester und renne mit einem Gefühl völliger Verzweiflung und hoffnungsloser Verlassenheit auf der Strasse hinter der Staubwolke her, genau wissend, wie sinnlos das ist. Der Schweiß rinnt in Strömen über das glühende Gesicht, bald werden die Schritte langsamer, aber wild jagen die Gedanken durcheinander. Mann O Mann, da setzt du dich da unten vor die Brücke, fest dazu bereit, dich bis zum Letzten dafür einzusetzen, dass man sich möglichst lange ungeschoren absetzen kann, und dann lassen sie dich hier eiskalt hängen. Es ist unfassbar, einfach unfassbar! Dann klage ich mich selber an: Blöder Hund, warum bist du auch allein losgezogen, nur wegen ein paar Minuten Zeitgewinn! Und am Ende dann alles für nichts und wieder nichts! Aber es hätte eben doch von Bedeutung sein können, ja hätte, hätte...!

Allmählich beginnt man wieder etwas klarer zu denken, findet sich irgendwie mit der Situation ab, wird ruhiger und tut das Nächstliegende. Also erst mal 'runter von der Rollbahn, denn wenn der Iwan hier aufkreuzt, und das wird er mit Sicherheit sehr bald, dann ist man gleich geliefert. In der Nähe, parallel zur Strasse, erstreckt sich ein ausgedehntes Getreidefeld, an dessen Rand ich nun weiterlaufe. Unzählige Mohnblumen blühen dort, sehr schön anzusehen, geradezu friedlich, fast unwirklich, und in diesem Moment kommt mir das bekannte Lied «Roter Mohn, warum welkst du denn schon» in den Sinn, gesungen von Rosita Serrano in ihrer typisch südländischen Art. Eigenartig, dass man in einer solchen Situation überhaupt an ein Lied denken kann und es gleichsam zu hören vermeint. Aber diese Episode hat sich nun einmal so zugetragen, wohl beeinflusst durch die starke psychische Belastung. Doch nun gilt es, gleich wieder die raue Wirklichkeit ins Auge zu fassen, aber irgendwie ist mir ein Gefühl der Hoffnung vermittelt worden, aus meiner schier aussichtslos erscheinenden Lage vielleicht doch noch heil herauszukommen.

Plötzlich in der Ferne Motorengerbrumm! So, jetzt ist es also soweit, sage ich zu mir und werfe mich in das leider nur sehr flache und spärliche Getreide, die MP schussbereit und wild entschlossen, mich so teuer wie möglich zu verkaufen. Sicher ist es nur eine schwache Vorhut ohne Panzer, rede ich mir ein, und dann könnten meine beiden Magazine gerade reichen. Aber allzu viel ist das eben nicht, und einiges geht ohnehin immer daneben.

Abwarten, vielleicht sehen sie dich gar nicht! Gefangenschaft? Niemals! Lauter wird das Motorengeräusch, keine Panzerketten, Gott sei Dank! In eine dicke Staubwolke eingehüllt nähert sich ein Beiwagenkrad. Mann, wenn du den Iwan abschießt und dann mit dem Krad losbraust, ist die Sache gelaufen, sage ich mir, denn ich bin fest davon überzeugt, dass hier ein russischer Kradmelder herankommt. Sieht aber fast so aus wie eine 750-er BMW, stelle ich gerade noch rechtzeitig fest, und dann ist es tatsächlich eine, und der Fahrer trägt einen... jawohl, kein Zweifel mehr, er trägt einen deutschen Stahlhelm!

Ich springe hoch, winke, schreie wie wahnsinnig, damit er ja nicht vorbeifährt, denn das steht ganz eindeutig fest: Er ist meine absolut letzte Chance! Endlich bemerkt er mich, verlangsamt die Fahrt, stoppt die Maschine ab. Es ist der Obergefreite Schaffrath von meiner Batterie, unser Kradmelder. Unbeschreibliche, ach was, irrsinnige Freude! Ich zerquetsche ihm fast die Hand, schlage ihm dann wie ein Verrückter pausenlos mit beiden Fäusten auf den Rücken, was ihn sichtbar in nicht geringe Verlegenheit bringt, und weshalb ich gleich zur Sache komme.

«Los, Mann, erzähle, was ist passiert?» Eilig berichtet er, dass die Batterie bald wieder Stellungswechsel gemacht hat, da die Rückzugsstrasse frei war und die Division sich daher schnell weiter absetzen konnte. Er bekam vom Chef den Auftrag, am Ortsausgang vor der verlassenen Feuerstellung auf mich zu warten in der Annahme, dass ich infolge des Fernbleibens meiner beiden Funker schon bald wieder zurückkehren würde. Dann aber kam ein Posten der Feldgendarmerie mit seinem Krad vorbei und forderte ihn auf, sofort zu verschwinden, da jeden Augenblick die Sowjets hier erscheinen würden. Er blieb aber mit dem Hinweis auf seinen Auftrag, und als der Posten einige Zeit später erneut vorbeikam und ihn noch immer hier vorfand, gab er ihm den ausdrücklichen Befehl,

unverzüglich abzufahren. Daraufhin fuhr er auch ein paar Kilometer zurück, bis zu einem Waldstück, versteckte sich hier, liess den Feldgendarmen vorbeifahren und kehrte dann sofort wieder um, wobei er mich dann traf. «Ich konnte doch Herrn Leutnant nicht einfach zurücklassen», sagt er mit der grössten Selbstverständlichkeit, und daraufhin kann ich nur noch ganz schnell auf den Sozius steigen und ihm stumm auf die Schultern klopfen, womit ich mehr ausdrücken kann als durch Worte, und was sicher auch so aufgefasst worden ist. Und einmal mehr erweist sich, dass auf den Schultern dieser Männer, die zuverlässig, selbstlos und treu in jeder Lage ihre Pflicht erfüllen, so unendlich vieles ruht! Man bezeichnet sie, diese altbewährten Obergefreiten, gern als das «Rückgrat der Armee», und sie sind es!

Dann brausen wir los und haben nach gut einer halben Stunde unsere Batterie eingeholt. Allgemeines riesiges Hallo. Meine Funker winken mir fröhlich zu, und sie bekommen nun keinen Marsch geblasen. Noch können wir lachen und uns über etwas freuen, und es ist ein herrliches Gefühl, wieder beim «alten Haufen» zu sein.

64 Tage später, fast 500 Kilometer von dieser Stelle entfernt, werde ich, auch wenn das kaum glaubhaft erscheint, noch viel glücklicher sein, aber niemand von unserer Batterie wird dann meine Freude teilen können, denn jetzt noch völlig Unvorstellbares wird sich bis zu jenem Augenblick ereignen. –

Glühende Hitze, wie an allen Tagen seit dem Beginn dieses Rückzuges, den nun keiner mehr als eine «Absetzbewegung» betrachtet.

Müde und abgekämpft ziehen unsere Infanteristen, die uns immer wieder in Nachhutgefechten den Gegner vom Leibe gehalten haben, beiderseits der Rollbahn dahin. Wie gut haben wir es dagegen in unseren Kraftfahrzeugen. Ein paar völlig erschöpfte Grenadiere nehmen wir ein Stück mit, und so haben sie etwas Zeit, sich zu erholen, bis ihre Kameraden nachkommen.

Hin und wieder ziehen in der Nähe einige feindliche Aufklärer ihre Kreise. Vorerst genügt es den Sowjets offenbar, unsere Marschbewegungen lediglich zu kontrollieren. Aber das dürfte sich bald ändern! Wo bleibt nur unsere Luftwaffe? Kein einziges Jagdflugzeug weit und breit!

Am späten Nachmittag geht ein wolkenbruchartiger Gewitterregen nieder,

und auch Stunden danach giesst es noch wie aus Kannen. Die hiermit verbundene Abkühlung tut uns zwar wohl, aber die Strassen sind überall schon nach kurzer Zeit vollkommen aufgeweicht, und das hat uns gerade noch gefehlt. Kaum gönnt uns der Gegner eine Atempause, da stellt sich die Natur gegen uns und bringt uns in eine Lage mit gravierenden Folgen, wie sich gleich zeigen wird. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit kommt, was zu befürchten war, die lange Fahrzeugkolonne unter den gegebenen Umständen nicht mehr voran. Daraufhin müssen alle Batterien unseres Regiments vorsorglich auf den verschlammten und voll Wasser stehenden Feldern beiderseits der Strasse in Stellung gebracht werden, womit eine volle Einsatzbereitschaft kaum noch in Betracht kommt. Als der Marsch dann endlich fortgesetzt werden soll, bleibt dieses Bemühen buchstäblich im Schlamm stecken, und nur unter grössten Anstrengungen gelingt es, die bis über die Achsen eingesunkenen Fahrzeuge und Geschütze wieder flott zu bekommen. Viele Wagen wühlen sich so tief in den Morast, dass sie nur mit Hilfe unserer Zugmaschinen herausgeholt werden können. Durch die im Schlamm immer wieder durchdrehenden Räder und Ketten von oben bis unten mit Dreck beschmiert, schufteten wir, jeden Augenblick damit rechnend, angegriffen zu werden, bis zum Umfallen fast ununterbrochen die ganze Nacht hindurch. Und wieder einmal geht kostbare Zeit verloren! Unsere Verfolger haben wohl mit ihren Fahrzeugen ähnliche Probleme, aber mit Panzern hätten sie sehr wahrscheinlich trotz allem durchkommen können. Nicht auszudenken, was sich dann hier abgespielt hätte!

Und so geht dieser ereignisreiche und alle physischen und psychischen Kräfte beanspruchende Tag zu Ende.

30. Juni

Erst in den Morgenstunden können wir uns endlich wieder in Bewegung setzen, werden aber schon bald in einem Sumpfwald erneut an einem Weiterkommen gehindert.

Die Strasse, auch unter normalen Verhältnissen nur eingeschränkt als solche zu bezeichnen, ist an verschiedenen Stellen nicht mehr passierbar, und lediglich den Kettenfahrzeugen gelingt es, sich mühsam hindurchzumahlen. Die Rad-

fahrzeuge, insbesondere die grossen Lkw, bleiben hoffnungslos stecken, drehen mit aufheulenden Motoren durch, stellen sich dann häufig auch noch quer zur Fahrbahn und machen somit das Chaos vollständig. Es ist wirklich fast zum Wahnsinnigwerden. Und die Zeit drängt!

Wir erhalten den Auftrag, mit unseren Zugmaschinen die festsitzenden Lastkraftwagen freizuschleppen. Was bleibt uns anderes übrig? Wie wir mit unserem Treibstoff auskommen sollen, danach kann jetzt nicht gefragt werden, und die Motoren der Achttonner verschlingen gewaltige Mengen!

Bei inzwischen wieder glühender Hitze gehen wir also an die Arbeit, ziehen Fahrzeug um Fahrzeug aus dem Schlamm, der stellenweise so tief ist, dass gleich zwei Zugmaschinen vorgespannt werden müssen. Da zwangsläufig ununterbrochen im Geländegang gefahren wird, werden die Motoren ungeheuer belastet. Wenn sie nur durchhalten wollten, denn ein weiterer Ausfall würde uns vor kaum lösbare Transportprobleme stellen!

Bei einer der Maschinen springen mehrfach die schweren, vollkommen verschlammten Ketten ab, und nur unter grössten Anstrengungen gelingt es, sie immer wieder aufzuziehen. Unglaublich, was die Zugmaschinenfahrer an diesem Tag leisten! Seit Beginn des Rückmarsches sind sie kaum zur Ruhe gekommen, und nun noch diese Schwerarbeit!

Im Wald beiderseits der Strasse haben sich zahlreiche Panjewagen mit ihren Pferden versammelt, wahrscheinlich die Trosse der 31. Infanteriedivision, die im Dnjepr-Balkon unser linker Nachbar gewesen ist. Ich habe den undankbaren Befehl bekommen, sie so lange zurückzuhalten, bis sämtliche Kraftfahrzeuge die Sumpfstrecke überwunden haben. Kein Wunder, dass diese Massnahme mit höchstem Unwillen aufgenommen wird, denn jeder will ja so schnell wie nur möglich weiterkommen, «nach Westen Boden gewinnen», wie das in der Landersprache genannt wird. Nach Lage der Dinge bin ich mir sofort darüber im Klaren, dass es unvernünftig wäre, sich hier mit allzu grosser Lautstärke oder gar drastischeren Mitteln durchsetzen zu wollen, und versuche daher, den Leuten in aller Ruhe klarzumachen, dass ihr Schicksal letztlich auch von unserer Beweglichkeit und damit unserer Einsatzfähigkeit abhängen könnte. Schliess-



So ernst wie die Lage

lich sieht man das auch ein, und ich bin sehr froh, die heikle Angelegenheit auf diese Weise in den Griff bekommen zu haben. Aber es bleibt doch der Eindruck bestehen, dass allmählich jeder zunächst seinen eigenen Vorteil zu suchen beginnt!

Viele der Landser liegen total erschöpft, manche schon fast teilnahmslos an einigermassen trockenen Stellen am Strassenrand und in dem Wald. Andere wieder sind unruhig und nervös, durchaus verständlich, denn jeden Augenblick muss ja mit dem Erscheinen der Sowjets gerechnet werden, und jeder weiss sehr genau, dass dies in unserer Situation nur in einer Katastrophe enden kann. Immer wieder kreisen Aufklärer mit dem roten Stern über dem Wald. Sie müssen uns entdeckt haben oder sie sind mit Blindheit geschlagen.

Erste Zweifel an einem glücklichen Ende dieses Rückzuges werden wach. Hierzu trägt eine sich schnell verbreitende Funkmeldung bei, wonach der Feind zu beiden Seiten von uns bereits auf dem Wege nach Minsk sei, also schon fast 100 Kilometer weiter als wir, und Minsk liegt haargenau in unserer Marschrichtung! Dazwischen aber fliesst noch die Beresina, unser nächstes Ziel, nein, das Endziel, die neue HKL, oder etwa nicht? Und sicher wird nun so mancher unter uns über das Desaster Napoleons im Winter 1812 nachzudenken beginnen und vielleicht auch über jenes «Fluchtlid», das ein gewisser Friedrich August gleich danach geschrieben hat und mit den Worten beginnen lässt: «Mit Mann und Ross und Wagen...»

Aber trotz der angespannten Lage kann sich hier niemand vorstellen, dass dies in aller Kürze auch für uns und die gesamte Heeresgruppe Mitte mit ihren vier Armeen zutreffen könnte. Und wohl kaum jemand hier in diesem Sumpfwald weiss, dass bereits zwei von ihnen, nämlich die 3. Panzerarmee und die 9. Armee, unsere beiden Nachbararmeen, nur noch Trümmerhaufen sind, deren zersprengte Reste sich, ständig angegriffen und gejagt, nach Westen durchzukämpfen versuchen.

Um die Strassenverhältnisse etwas zu verbessern und gleichzeitig dem Aufkommen trüber Gedanken entgegenzuwirken, ziehe ich nun jeden erreichbaren Soldaten zu Befestigungsarbeiten heran.

Infolge der enormen Belastungen während der letzten Tage wird verständlicherweise meinen Bemühungen hier und da mit nur wenig Motivation entspro-

chen, und so bedarf es mitunter wieder einiger aufmunternder Worte. Nachdem sich gezeigt hat, dass die einzelnen Fahrzeuge nun wesentlich zügiger vorankommen, werden mit wachsendem Eifer Äste abgebrochen und kleinere Bäume ausgerissen oder abgehackt und auf die sumpfigen Stellen geworfen. Und damit wird auch die Stimmung wieder zuversichtlicher.

Am späten Nachmittag geht ein kurzer aber heftiger Feuerüberfall einer Stalinorgel auf unsere Fahrzeugansammlung nieder, wobei insbesondere die zahlreichen Baumkriecher zu Verlusten führen. In unserer Batterie gibt es glücklicherweise nur ein paar leichter Verwundete. Zweifellos haben uns die immer öfter herumkreisenden Aufklärer erkannt und weitergemeldet.

Wir müssen weiter in unserer Stellung bleiben, und mit zunehmender Dunkelheit wächst auch die Unruhe in dieser heiklen und unübersichtlichen Lage, aber die Nacht vergeht ohne Störung.

1. Juli

In den frühen Morgenstunden wird der Marsch endlich fortgesetzt. Alles, was zu diesem Zeitpunkt nicht fahrbereit ist, muss unbrauchbar gemacht werden.

Schon nach wenigen Kilometern verlassen wir unseren Rückzugsweg mit dem Ziel, nunmehr die nach Minsk führende Rollbahn zwischen Pogost und Beresino zu erreichen, um hier die Beresina zu überschreiten. Wenn wir erst einmal auf dieser grossen Strasse sind, dann werden wir möglicherweise bequemer und somit auch schneller als bisher weiterkommen, meinen wir jedenfalls. Aber was für ein Irrtum!

Je näher wir herankommen, umso erschreckender werden die Bilder, die sich uns nun bieten, denn immer häufiger stossen wir auf die Trümmer zererschossener und ausgebrannter Fahrzeuge der verschiedensten Divisionen, die schon vor uns hier eingetroffen sind. Eine Unmenge von Gerät aller Art liegt verstreut in der Gegend herum, und als wir an einer mehrere hundert Meter langen Kolonne umgestürzter Panjewagen mit vielen toten Pferden vorbeifahren, gewinnt man den Eindruck, dass hier eine ungeheure Panik stattgefunden haben muss.

Während wir uns voller trüber Ahnungen unseren Weg durch dieses Chaos bahnen, erhalte ich von Oberst Günther, dem Kommandeur unseres Artillerieregiments, den Auftrag, mich auf dem Gefechtsstand in Pogost einzufinden und morgen in aller Frühe als VB zu unserer Aufklärungsabteilung 118 zu begeben, die den Befehl bekommen hat, in einem Brückenkopf ostwärts der Beresina den Flussübergang der vielen hier versammelten Divisionen zu sichern. Teufel nochmal, frage ich mich, wie kommst du bloss zu dieser hohen Ehre, und dann auch noch vom Regimentskommandeur höchstpersönlich! Man stellt mir sogar einen eigenen Wagen zur Verfügung, in dem ich sogleich alles notwendige Gerät verstaue und mir dann Uffz Meischner, meinen altbewährten Hilfsbeobachter, und die erprobten Funker Glaser und Wild heranhole. Zunächst fahren wir noch mit der Batterie weiter, die bei Beresino auf dem Ostufer mit allen anderen des Regiments in Stellung gehen soll. Dann melden wir uns bei unserem Chef ab, der uns mit einem vielsagenden Blick alles Gute wünscht.

Noch vor Pogost geraten wir unter leichten Artilleriebeschuss und haben das Gefühl, dass es morgen sicherlich einen heissen Tag geben wird. Unversehrt erreichen wir schliesslich den kleinen Ort und melden uns hier auf unserem Regimentsgefechtsstand, der sich in der von verbrauchter Luft erfüllten Wohnstube eines noch recht gut erhaltenen Bauernhauses befindet. Eine bedrückende, spannungsgeladene Atmosphäre erfüllt den kleinen Raum. Man spürt förmlich, dass allerlei Unerfreuliches in der Luft liegt und man hier schon etwas mehr von den Dingen zu wissen scheint, die sich um uns herum abspielen. Wir haben aber keine Zeit und fühlen uns auch nicht befugt, Näheres hierüber in Erfahrung zu bringen, sondern befassen uns vielmehr mit unserem morgigen Einsatz. In der nun stattfindenden Lagebesprechung wird uns unter anderem mitgeteilt, dass mit einer Hauptschussentfernung von etwa 7 Kilometern zu rechnen sei. Mein Einwand, dass über diese Distanz eine Funkverbindung wohl kaum Zustandekommen dürfte, findet keine Resonanz und wird lediglich mit einer auffallend gereizten Bemerkung des Nachrichtenoffiziers quittiert.

Nach der Einsatzbesprechung legen wir uns noch schnell aufs Ohr, können aber bei der Unruhe in dem Raum und den Gedanken an den kommenden Tag keinen rechten Schlaf finden.

2. Juli

Grau und düster kündigt sich der Morgen an. Fast noch bei Dunkelheit machen wir uns übermüdet und in ziemlich gedrückter Stimmung fertig.

Schnell noch ein Vollzähligkeitsappell: Karte, Kompass, Doppelglas, Maschinenpistole, alles da, und los geht's zu der Aufklärungsabteilung, die sich nördlich von Pogost «irgendwo an der Rollbahn» befinden soll. Wir fahren zunächst auf einer Nebenstrasse und kommen durch einen vollkommen niedergebrannten Ort. Mehrere schwere Maxim-Maschinengewehre und eine Panzerabwehrkanone liegen zerstört auf der Dorfstrasse, und wir fragen uns, wieso hier schon Kämpfe mit russischer Infanterie stattgefunden haben können. Meischner meint, dass die Waffen sicher von Partisanen stammen würden, die ja überall ihre Hand im Spiel haben.

Bald kommt die Rollbahn in Sicht, auf der wir nun weiterfahren wollen, und wundern uns über eine riesige, kilometerlange stehende Fahrzeugansammlung auch neben ihr. Wie aus den taktischen Zeichen an den Kotflügeln hervorgeht, handelt es sich um Teile der Division «Feldherrnhalle», die hier von Schlachtfliegern und vielleicht auch von durchgestossenen Panzern zusammengeschos sen worden sind.

Da die Rollbahn von Trümmern und Gerät aller Art bedeckt ist und wir uns nicht mehr allzu weit von unserem Ziel entfernt glauben, steigen wir aus, schicken den Fahrer mit seinem Wagen zurück und gehen zu Fuss weiter. Unbeschreiblich, was wir nun alles zu Gesicht bekommen. Was muss sich hier abgespielt haben! In verschiedenen Kraftwagen sitzen und liegen die Toten, hängen halb aus den Türen heraus, die Fahrer vornübergesunken auf dem Lenkrad, andere wieder aufrecht sitzend, als warteten sie darauf, endlich weiterfahren zu können. Gefallene auch auf der Strasse und neben ihr auf den Feldern, von den Bordwaffen der Schlachtfieger niedergemäht bei dem Versuch, dem Beschuss auf der Rollbahn zu entkommen.

Hat man in den letzten Tagen den Verlauf der Ereignisse bereits mit wachsender Besorgnis verfolgt, dann beginnt man angesichts dieser Bilder hier zu

Frontverlauf am 22. Juni 1944
 bei Beginn der Sommeroffensive



*Der Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte –
 Die 3. sowjetische Operationsphase vom 1.-4. Juli 1944
 Danach gab es bis Mitte August keine gefestigte
 und zusammenhängende deutsche Frontlinie mehr.*

ahnen, dass wir wieder mal in eine Sache hineingeraten sind, aus der man wahrscheinlich nur mit sehr viel Glück und Gottes Hilfe heil herauskommen wird.

Auch zahlreiche tote Pferde liegen herum mit grossen, starren Augen und riesigen aufgedunsenen Bäuchen. Scheusslich süsslicher Leichengeruch liegt in der Luft. Ein paar russische Granaten krepieren in der Nähe, aber wir suchen keine Deckung, ziehen nur die Köpfe etwas ein und trotten wortlos, niedergedrückt und sehr nachdenklich geworden weiter. Heisst es nun auch für die vielen Divisionen, die sich hier an der Beresina zusammendrängen, «Mit Mann und Ross und Wagen...?» Nur zum Teil, denn dies hier ist erst der Anfang!

Ab und zu werfen wir einen Blick auf das viele Material, das da überall herumliegt. Berge von Wäsche und Uniformstücken im Strassengraben, daneben Ausrüstungsgegenstände, Munition und Waffen aller Art, darunter die neuesten Panzervernichtungsmittel. Dort neben einer nagelneuen Zugmaschine ein grosses, noch nie gesehenes Funkaggregat, die zahllosen zierlichen Glasröhrchen, Widerstände und Sicherungen zerschlagen und zerbrochen, Kabel und Drähte wirr herumhängend.

Diese Division ist eindeutig mit dem besten und modernsten Material ausgestattet worden, denn wir sehen hier Dinge, von denen wir nur träumen können. Nun ja, bei dem Namen!

Zum Donnerwetter, wo steckt denn bloss diese verdammte Aufklärungsabteilung! Seit fast einer Stunde sind wir nun schon unterwegs, und noch immer ist weit und breit niemand zu sehen. «Vielleicht haben die schon längst abgebaut, und wir laufen hier gleich dem Iwan in die Arme», meint Glaser etwas besorgt.

Aber so weit kommt es glücklicherweise nicht, denn kurze Zeit später sind wir endlich am Ziel. Dicht neben der Rollbahn in einer flachen, sandigen, etwa 100 Meter breiten Mulde, die in dem ansonsten fast deckungslosen Gelände einen recht guten Sichtschutz bietet, haben sich ungefähr 30 Mann zur Verteidigung eingerichtet. Am Rande der Mulde in unmittelbarer Nähe der Rollbahn erblicke ich einen Funkwagen und denke erleichtert an die Möglichkeiten, die sich damit für uns ergeben, falls unser Gerät versagen sollte.

Zunächst aber melde ich mich bei dem Kommandeur der Aufklärungsabteilung, der sich danach formvollendet als Rittmeister Freiherr von Lyncker vor-

stellt. Er reicht uns allen mit verbindlichem Lächeln die Hand und versichert uns seiner ganz besonderen Freude, uns bei sich zu wissen, was uns für ein paar Augenblicke glatt vergessen lässt, dass man sich in einem vom Feind bedrohten Brückenkopf ostwärts der Beresina befindet.

Aber dann hat uns gleich die Gegenwart wieder. Wir bauen unser Funkgerät auf, rufen durch und gehen auf Empfang. Glaser und Wild lauschen gespannt, aber nichts tut sich. Quod erat demonstrandum! Also auf zu dem Funkwagen mit seinem wesentlich leistungsstärkeren Gerät. Erfreut werde ich hier von Lt. Wagner, der mir gut bekannt ist, begrüsst. Er hat bereits eine Verbindung zu unserem Regiment hergestellt, und dies genau zur rechten Zeit, denn nun beobachten wir, wie sich einige hundert Meter vor uns die ersten Sowjets am Rande eines Waldes festsetzen. Gleich danach beginnen sie damit, sich in unserer rechten Flanke auch an den Ort Pogost heranzuarbeiten.

Eine Zeitlang können wir sie durch Feuerzusammenfassungen unserer Batterien niederhalten, aber dann wird die Munition knapp, so dass nur noch Störungsfeuer geschossen werden kann.

Der Gegner kommt daraufhin schneller voran, und dann nähert er sich auch unserer Mulde. Offenbar hat man uns erkannt oder vermutet uns zumindest hier, denn plötzlich erhalten wir ein unangenehm gut liegendes Granatwerferfeuer, und dazwischen hört man jetzt noch die Abschüsse von leichten Panzerabwehrkanonen. Immer stärker wird der Beschuss, und man kann nur untätig abwarten und hoffen, dass es einen nicht erwischt.

Ein Landser in meiner Nähe dreht durch, verlässt blitzschnell sein Deckungsloch und springt mit einem Riesensatz zu mir herüber, am ganzen Leibe zitternd, völlig fertig. «Mensch, komm, immer mit der Ruhe, ist ja alles in Ordnung», versuche ich ihn zu beruhigen, und mir selbst tut es irgendwie ganz gut, ein paar Worte reden zu können und nicht allein zu sein. Sekunden später detoniert eine Werfergranate genau in dem Loch, das er soeben verlassen hat. Wortlos starrt er mich an, und sogleich wird mir klar, dass er dies wohl vorausgeahnt haben muss und seine aussergewöhnliche Erregung hierauf zurückzuführen ist. So etwas gibt es! Im Winter 1943 hatte ich als VB in einem Stützpunkt bei

Staraja Russa am Ilmensee ein vergleichbares Erlebnis, als mir bei einem Gang durch den Schützengraben plötzlich eine innere Stimme sozusagen den Befehl erteilte, sofort stehen zu bleiben, und kurz danach schlug eine Werfergranate genau dort ein, wo ich mich beim Weiterlaufen befunden hätte.

Und so wird sich auch in den nächsten Tagen und Wochen noch so manches ereignen, was an jene Stelle im «Hamlet» erinnert, wo es heisst, dass es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt!

Endlich lässt der starke Beschuss nach und hört dann ganz auf. Wir wissen, dass jetzt der Infanterieangriff fällig ist, sicher auch kein reines Vergnügen, aber auf jeden Fall besser als das wehrlose Herumliegen im Granatwerfer- und Pakfeuer. Da brüllt auch schon jemand: «Die Russen umgehen uns!» Wir sind gezwungen, unsere Stellung aufzugeben und sofort nach rückwärts durchzubrechen, springen also aus unseren Löchern, feuern unter lautem Hurra-Geschrei mit der MP wild nach beiden Seiten und setzen uns ein paar hundert Meter ab. Meine beiden Funker keuchen unter der Last ihrer schweren Kästen hinterher, können aber mithalten, wenn auch ohne Hurra.

Während wir uns zu weiterem Widerstand einrichten, fahren völlig unerwartet vor uns zwei Sturmgeschütze und ein Panzer in Stellung und decken den nur zögernd nachrückenden Gegner mit ihrem Feuer ein. Ihre Anwesenheit wirkt ungeheuer beruhigend. Man hat das Gefühl, dass nun überhaupt nichts mehr schief gehen kann, und denkt keinen Augenblick daran, dass die Dinger ja auch abgeschossen werden können. Wir benutzen die augenblickliche leichte Entspannung der Lage zu einem nochmaligen Versuch, Funkverbindung zu bekommen, aber wiederum vergeblich. Die Entfernung ist noch immer zu gross. Es ist aber auch durchaus möglich, dass die Batterien, zumal kaum noch genügend Munition vorhanden sein dürfte, bereits Stellungswechsel vorgenommen haben und im Begriff sind, die Beresina zu überschreiten, denn spätestens bis gegen Abend soll ja der Übergang aller hier versammelten Divisionen vollzogen sein.

Unter diesen Aspekten betrachte ich unsere weitere Anwesenheit als sinnlos und will auch meine Männer, insbesondere die für einen Infanterie-Einsatz viel zu unbeweglichen Funker, nicht unnötig weiteren Gefahren aussetzen und dabei

auch noch das Risiko eingehen, unser Funkgerät einzubüssen, denn bei allen Unzulänglichkeiten sind wir auf diese Apparate angewiesen.

Also suche ich unseren Kommandeur auf, um ihm meinen Entschluss mitzuteilen und mich dann bei ihm abzumelden. Er hat volles Verständnis hierfür, was meine Leute anbetrifft, mich selbst aber bittet er dringend, doch vorerst noch hier bei ihm zu bleiben, da jeder Mann gebraucht werde.

Für einen Moment weiss ich wirklich nicht, wie ich mich jetzt verhalten soll, aber als ich dann seinem erwartungsvollen Blick begegne, kann ich einfach nichts anderes tun, als seiner Bitte zu entsprechen, und als er mir daraufhin, ohne noch viele Worte zu verlieren, seine Hand reicht, bin ich fest entschlossen, den Anforderungen dieser für mich doch recht ungewöhnlichen Verwendung nach Kräften zu genügen. Die «neue Lage» wird von Meischner, Glaser und Wild sichtlich verwundert zur Kenntnis genommen, und Meischner wirft mir einen Blick zu, als wollte er sagen: Na, mein lieber Mann, da kann man dir ja nur viel Glück wünschen!

Bevor wir uns trennen, werfen wir noch einen Blick zurück auf den nun noch etwa sechs Kilometer von uns entfernten Brückenraum, der, wie hohe, dunkle Rauchwolken erkennen lassen, gerade unter schwerem Beschuss liegt.

Neben uns sind auch Teile anderer der hier versammelten Divisionen, vornehmlich der 31. und 267. Inf.Div. sowie der Panzergrenadierdivision «Feldherrnhalle» mit der Bildung und Verteidigung des so wichtigen Brückenkopfes an der Beresina beauftragt worden.

Eine Zeitlang können wir uns noch gut behaupten, aber dann müssen wir dem immer stärker werdenden Druck des Gegners allmählich nachgeben, der gegen Mittag in Pogost eindringt.

Wir erreichen die Trümmer der Teile von «Feldherrnhalle», setzen uns immer wieder für einige Zeit in den zahllosen Fahrzeugwracks entlang der Rollbahn fest und hindern die Sowjets an einem schnelleren Vordringen, denn noch haben ja nicht alle Divisionen die Beresina überschritten. Jeder von uns weiss nur zu genau, welche Bedeutung der Brücke bei Beresino zukommt, und schliesslich möchte man sich ja selber auch ganz gern auf dem Westufer des Flusses wiederfinden.

Trotz der Härte des Kampfes um den Brückenkopf muss man sich die Frage stellen, warum der Gegner dieses so bedeutsame Ziel nicht noch energischer angeht und hier keinen Panzerangriff unternimmt, der uns in dieser Lage sehr wahrscheinlich vor unlösbare Probleme gestellt hätte.

Dafür aber deckt er uns nun auf der Rollbahn mit leichter Pak und der gefürchteten «Ratschbum» ein. Eine äusserst unangenehme Sache, denn die Geschosse dieser 7,62 cm Kanone, die – mit entsprechender Munition – auch zur Panzerabwehr eingesetzt werden kann, sind etwa so schnell wie der Schall, so dass Abschussknall und Einschlag praktisch zusammenfallen. Daher der Name «Ratschbum». Jedenfalls kann man nicht rechtzeitig in Deckung gehen, und die Sowjets schießen auf alles, was sich bewegt. So mancher Kamerad fällt diesem Beschuss zum Opfer, und so vermehrt sich die Zahl der bereits in und neben den vernichteten Fahrzeugen liegenden Gefallenen. Der intensive Verwesungsgeruch, den wir schon auf dem Hinweg am frühen Morgen wahrgenommen haben, ist jetzt bei der enormen Hitze noch penetranter geworden und wirkt sich höchst deprimierend und gleichermassen belastend aus, denn längst haben wir unsere Feldflaschen geleert, und nirgendwo gibt es etwas Wasser, um den widerwärtigen Geschmack des Todes hinunterspülen zu können.

Ein besonders bedrückendes Problem stellen die Verwundeten dar. Wer nicht mehr laufen kann, muss in der Regel zurückgelassen werden und hat, wie die Erfahrung lehrt, leider nur eine äusserst geringe Überlebenschance. Nur ganz vereinzelt können Schwerverwundete geborgen werden, denn eine geregelte, bedarfsbezogene sanitätsdienstliche Versorgung, zu der eben auch der Abtransport von Verwundeten gehört, ist in einer solchen Situation praktisch nicht zu realisieren.

Es gibt auch keinen Nachschub an Munition, an der es immer spürbarer zu mangeln beginnt, auch wenn wir hier und da in dem Tohuwabohu auf der Rollbahn noch etwas finden. Meine Maschinenpistole habe ich bereits auf «Einzelfeuer» umgestellt, zumal der Gegner nun mehr auf Distanz bleibt, um nicht in sein eigenes Artilleriefeuer zu geraten, das sich inzwischen noch durch den Einsatz einer 12,2 cm Batterie verstärkt hat.

Unsere beiden Sturmgeschütze und der Panzer sind, wohl weil sie sich verschossen haben, schon bald wieder davongefahren und nicht mehr wiederge-



*Einer der vielen Namenlosen, die auch unter den kaum vorstellbaren
Verhältnissen dieses heissen Sommers in Weissrussland wieder bereitwillig
und unbeirrbar ihre «verdammte Pflicht» erfüllen.*



Der Tiger I (Panzer VI)

Vor der beschädigten Brücke bei Beresino mussten sie aufgrund ihres zu hohen Gewichtes gesprengt werden.

kommen, denn auch für sie heisst es in puncto Nachschub: «Fehlanzeige!»

In den späten Nachmittagsstunden erreichen wir das niedergebrannte Dorf, durch das wir heute früh nach vorn gefahren sind. Am Ortsrand stossen wir auf einen Brunnen, und sofort stürzt sich alles gierig auf das kühle Nass. Niemand fragt danach, ob das Wasser wohl auch geniessbar sei, und achtet in diesem Augenblick auch kaum auf die überall und oft in bedrohlicher Nähe detonierenden 12,2 cm Granaten.

Es ist ein Stadium erreicht, in dem ein Schluck Wasser für bedeutsamer als alles andere betrachtet wird. Was für eine Erfrischung und welche Erleichterung bei der noch immer brütenden Hitze!

Nachdem wir unseren brennenden Durst gestillt haben, kippen wir uns schnell noch das Wasser becherweise über den Kopf und die glühenden Gesich-

ter und müssen uns dann gleich wieder mit dem Geschehen um uns herum befassen.

Es ist schon beeindruckend, nein, bewundernswert, mit welcher Selbstverständlichkeit und wie bereitwillig, geduldig und anspruchslos diese Männer auch hier wieder in einer so prekären Lage ihrem Auftrag nachkommen. Niemals vergessen! – Sie können hingegen unmöglich ahnen, und würden dies auch für absolut unvorstellbar halten, dass man sie einstmals – ohne Konsequenzen befürchten zu müssen – schamlos als «Mörder in einer Mordorganisation» diffamieren wird, und sogar unverblümt die unsäglich infame Auffassung vertreten darf, dass sich ihr Einsatz nur «graduell» von dem Dienst in einem KZ unterscheiden würde. – In Anbetracht der Toten überdies auch eine dreiste Verunglimpfung des Andenkens Verstorbener! – Letztendlich missbraucht und dann auch noch verfemt – was für eine unerhörte Zumutung für alle, die sich unablässig auch unter den schwierigsten Bedingungen pflichtgetreu und guten Glaubens eingesetzt und den Krieg lediglich mit viel Glück überlebt haben!

Als wir das Dorf nach hinhaltendem Widerstand verlassen haben, treffe ich unverhofft auf Hauptmann Hannig, den Kommandeur unserer III. Abteilung. Von ihm erfahre ich, dass sich der Regimentsstab nur etwa zwei Kilometer von hier in einem Waldstück am Ostufer der Beresina befindet und die einzelnen Batterien den Fluss bereits überschritten haben. Ich nehme dies zum Anlass, mich bei Rittmeister Freiherr von Lyncker abzumelden, und als wir uns dann die Hand zum Abschied reichen, war dies das letzte Mal, denn nur zwei Tage darauf wird er, wie so viele von uns, die Katastrophe in dem grossen Kessel vor Minsk nicht überleben.

Wenig später begegnet mir auch der Kommandeur der II. Abteilung, Major Waldschmidt, der sich mit seinem Wagen gleichfalls auf dem Weg zum Regimentsstab befindet. Gemeinsam fahren wir nun weiter und gelangen dann schnell ans Ziel. Hier herrscht eine lebhaftige Tätigkeit, denn Oberst Günther hat soeben Stellungswechsel befohlen. Unverzüglich muss jetzt die Brücke erreicht und der Fluss überquert werden, auf dessen Westufer ich dann auch meine Batterie wiederzufinden hoffe. Ich springe auf das Trittbrett eines völlig überladenen Kraftwagens, und los geht's auf einem schmalen Pfad quer durch den Wald.

Der nahe gelegene Ort Beresino liegt im Augenblick unter schwerem Beschuss, aber die Granaten detonieren in einer für uns ungefährlichen Entfernung.

Bald taucht im Hintergrund die Brücke auf und dann auch die Rollbahn zu ihr, die wir zunächst erreichen müssen. Beim Näherkommen bietet sich uns ein Anblick, der alles Bisherige in den Schatten stellt, denn im Brückenraum liegen zahllose vernichtete, teils noch brennende Fahrzeuge, Opfer des Artilleriefeuers und der Flugzeuge, die hier laufend angegriffen haben. Wie viele Tote und Schwerverwundete mögen da noch in den Trümmern liegen, und wer kümmert sich nun noch darum? Wo sollte man auch in diesem Chaos mit der Suche und Hilfe beginnen! Hinzu kommt, dass ständig mit dem nächsten Feuerschlag oder Luftangriff gerechnet werden muss, und so ist jede Einheit erst einmal bestrebt, schnellstmöglich übersetzen zu können, wobei es offensichtlich nicht immer rücksichtsvoll zugeht.

Am Rande eines Waldstückes am Ostufer erkennt man auf engem Raum eine Anzahl zerstörter schwerer und schwerster Panzer, «Tiger» also auch mit darunter. Nicht allein der Gegner, sondern auch wir selbst haben sie vernichtet, weil befürchtet werden musste, dass die mehrfach stark beschädigte Holzbrücke ihrem enormen Gewicht nicht standhalten würde. Da liegen sie nun, die stählernen Kolosse, unsere grösste Hoffnung, wenn es einmal hart auf hart gehen sollte und ein Durchbruch mit letzter Kraft und allen Mitteln erzwungen werden müsste!

In mühsamer und aufopferungsvoller Arbeit haben unsere Pioniere die Brücke, teils unter schwerem Beschuss, mehrmals wieder hergestellt. Ringsumher und vielfach in unmittelbarer Nähe klaffen zahllose Granat- und Bombentrichter, darunter einige riesigen Ausmasses.

Da die Masse der Truppenteile bereits das Westufer gewonnen hat, kommen wir zu unserer grossen Erleichterung verhältnismässig schnell an die Reihe und können nun mit dem Übergang über den hier ungefähr 100 m breiten Fluss beginnen. Vorsichtig werden die ausgebesserten Stellen auf der Brücke passiert, von denen mehrere viele Meter lang sind. Dumpf poltern die Räder unserer Fahrzeuge über die Holzbohlen, und gross ist die Spannung, denn jeden Augenblick kann das Artilleriefeuer wieder einsetzen oder ein Schlachtfliegerangriff erfolgen. Aber wir haben Glück und erreichen unbehelligt das andere Ufer, hin-

ter dem sich ein recht gut ausgebautes Grabensystem entlangzieht. Hier, so glaubten wir noch vor wenigen Tagen, müsste unsere neue HKL verlaufen, würde man die Sowjets endlich und für längere Zeit zum Stehen bringen können. Doch hierfür ist es einmal mehr zu spät, denn der Feind ist beiderseits von uns bereits weit über die Beresina hinaus in schnellem Vordringen begriffen!

Schon vor einiger Zeit hatte man hier mit dem Stellungsbau begonnen; und es gab auch einen vom Generalstab der Heeresgruppe Mitte erarbeiteten Plan, der als «grosse Lösung» – neben der «kleinen Lösung», welche den «Dnjepr-Balkon» betraf – die Zurücknahme der Front auf die Beresina-Linie in Betracht zog, und zwar möglichst kurz vor dem Beginn der früher oder später zu erwartenden russischen Offensive. Diese wäre dann, hätte man sie nicht noch rechtzeitig abgeblasen, ins Leere gestossen und, ihrer vollen Stosskraft beraubt, höchstwahrscheinlich aufgefangen worden. Denn noch etwas sehr Bedeutsames hätte sich ergeben: der riesige Frontbogen der Heeresgruppe wäre zu einer fast geradlinigen Sehne geschrumpft, womit sich seine Länge von 1.100 km um 160 km verkürzt hätte, und wodurch schätzungsweise 6 Divisionen mit zusammen rund 60.000 Mann zur Verstärkung der neuen HKL und Bildung von Reserven freigeworden wären. Als Generalfeldmarschall Busch diesen Plan am 20. Mai, also knapp fünf Wochen vor Beginn der russischen Offensive, im Führerhauptquartier vortrug, ist, wie zu befürchten war, die «kleine Lösung» ebenso wie die «grosse Lösung» vom Oberbefehlshaber der Wehrmacht schroff abgelehnt worden, wobei sich Busch auch noch die bissige Bemerkung gefallen lassen musste: «Ich habe bisher nicht gewusst, dass auch Sie zu den Generälen gehören, die immer nur nach hinten blicken!» Der Generalfeldmarschall hat konsterniert diesen Affront geschluckt und dann gehorsam und ergeben – vielleicht aber auch mit dem Gedanken: man wird ja sehen, wohin das führt! – dem «Führerbefehl Nr. 11» Geltung verschafft, dem «Haltebefehl», wie er genannt wird. Und so wurden dann die im frontnahen Bereich liegenden Städte Witebsk, Orscha, Mogilew und Bobruisk zu «Festen Plätzen» erklärt. Gleichzeitig wurde befohlen, den vorsorglich bereits begonnenen Bau von Auffangstellungen im rückwärtigen Gebiet, und somit auch hier an der Beresina, sofort einzustellen.



*Russische T-34 im Anmarsch
Bevor der «Tiger» kam, war er allen deutschen Panzern
an Feuerkraft, Beweglichkeit und Panzerung überlegen.*

Es erscheint müßig, darüber zu diskutieren, wie lange die Beresina-Linie bei einer Realisierung der «grossen Lösung» zu halten gewesen wäre. Ganz sicher aber hätte sich die Katastrophe, in die wir hier hineingeraten sind, vermeiden lassen, und ein späteres, aufgrund der Kriegslage sukzessives und planmässig durchgeführtes Zurückweichen auf die Reichsgrenze würde vermutlich ei-

nen ganz anderen Verlauf genommen haben. Vielleicht wäre dann auch die Tragödie der deutschen Ostprovinzen in der letzten Phase des Krieges abzuwenden gewesen.

Wie heisst es doch in einer der Strophen jenes «Fluchtliedes» aus dem Jahre 1812: «Feldherrn ohne Witz, Stückleut' (Kanoniere) ohn' Geschütz, Flüchtler ohne Schuh, nirgends Rast und Ruh...»

Dass hiervon sogar die Worte «Flüchter ohne Schuh» auch einmal auf uns zutreffen würden, das hätte wohl kaum jemand für möglich gehalten!

Aber zunächst einmal sind wir sehr erleichtert, die Beresina, wenn auch unter enormen Verlusten, überschritten zu haben, und fahren nun langsam auf der Rollbahn weiter in Richtung auf das etwa 30 km entfernte Tscherwen, von wo aus es noch rund 60 km bis nach Minsk sind. Hätte uns jemand in dieser Stunde die Frage gestellt, wie wir unsere Lage beurteilen, dann hätten wohl die meisten mit «ernst, aber nicht hoffnungslos» geantwortet, denn wir sind davon überzeugt, dass wir auf dieser noch in recht gutem Zustand befindlichen Strasse nun etwas zügiger und im Schutz der Dunkelheit vielleicht auch unter geringerer Feindeinwirkung, zumindest aus der Luft, in den Raum um Minsk gelangen können. Hier, so glauben wir jedenfalls, wird man dann nach einem allerdings für unumgänglich erachteten Durchbruch wieder eine gefestigte Abwehrfront vorfinden und in diese aufgenommen werden. Bei Welikije-Luki, Demjansk und Tscherkassy zum Beispiel hat man es ja schliesslich auch geschafft, wenn auch unter empfindlichen Verlusten. Warum also sollte es nicht auch hier und jetzt wieder gelingen?

Wir sind also «voller Zuversicht und Durchschlagswillen», wie dies so eindrucksvoll in dem Funkspruch formuliert worden ist, in welchem Generalleutnant Vincenz Müller um 18.45 Uhr dem Heeresgruppenkommando in Lida den Vollzug des Flussüberganges seiner Divisionen gemeldet hat. Ausser seinem XII. Armeekorps, zu dem, wie erwähnt, unsere 18. Panzergrenadierdivision wie auch die 57. und 267. Infanteriedivision gehören, handelt es sich hierbei noch um weitere Teile unserer 4. Armee sowie Reste des ihr unterstellten VI. Panzerkorps der 3. Panzerarmee. Dieses Truppen-Konglomerat hat man jetzt unter der schlichten Bezeichnung «Gruppe Müller» zusammengefasst.

Unsere Zuversicht wäre allerdings ganz erheblich gedämpft worden, wenn wir gewusst hätten, dass bereits gestern in den Mittagsstunden russische Panzer und Infanterie den Ort Tscherwen eingenommen und sich danach beiderseits unserer Rückzugsstrasse niedergelassen haben! Und dies ist auch der Grund, weshalb unsere so hoffnungsvoll begonnene Fahrt auf dem Westufer der Beresina schon nach wenigen Kilometern einen ganz anderen Verlauf nimmt. Wir verlassen nämlich jetzt die Strasse nach Tscherwen und biegen in ein nördlich von uns gelegenes ausgedehntes Waldgebiet ab, mit Strassen, die man zutreffender als bessere Waldwege bezeichnen muss. Zudem gibt es hier zahlreiche Sümpfe und, nicht minder unerfreulich, auch eine Menge von ausserordentlich aktiven Partisanen. Und hier müssen wir nun hinein, denn es gibt keinen anderen Ausweg mehr für uns!

Die Minsker Partisanen, gut organisiert und häufig verstärkt und geführt durch Angehörige der Roten Armee, sind ein gefährlicher und zugleich grausamer Gegner. Wer ihnen in die Hände fällt, muss noch dankbar sein, wenn er ein schnelles und schmerzloses Ende durch die Kugel findet und nicht zuvor noch in schauerlichster Art und Weise massakriert wird. Da werden wirklich kaum zu beschreibende Scheusslichkeiten verübt, die dazu veranlassen, von der Schilderung näherer Einzelheiten Abstand zu nehmen, aber auch die Frage aufwerfen, wie es denn nur möglich sein kann, dass Menschen, die ansonsten als ganz normal und friedfertig zu betrachten sind, sich zu solchen in ihrer Art sicherlich einzig dastehenden Verbrechen hinreissen lassen.⁸

Auch wenn diese sich bedauerlicherweise eben keineswegs auf nur wenige Einzelfälle beschränken, sollte man aber dennoch darum bemüht sein, sich eines pauschalen Verdiktes zu enthalten. Es besteht Grund zu der Annahme, dass diese Art der Kriegführung von massgebender Seite nicht nur toleriert, sondern vielmehr ganz bewusst gefördert wird mit dem Ziel, verschärfte Gegenmassnahmen zu provozieren und somit die Bevölkerung, die sich uns gegenüber im Allgemeinen durchaus freundlich und hilfsbereit zeigt, vermehrt in die Armee

⁸ Ausführliche Berichte sind dem Aktenbestand der ehemaligen Wehrmacht-Untersuchungsstelle im Bundesarchiv/Militärarchiv zu entnehmen. Ferner wird auf das Buch «Die Wehrmacht-Untersuchungsstelle – Deutsche Ermittlungen über alliierte Völkerrechtsverletzungen» des amerikanischen Historikers Dr. Alfred de Zayas und seines niederländischen Kollegen Dr. Walter Rabus hingewiesen.

der Partisanen zu treiben, womit es dann zwangsläufig zu einer Eskalation der Gewalt kommt.

In höchstem Masse unterstützt werden diese Absichten und ihre Auswirkungen durch die volksverhetzenden Hasstiraden des einflussreichen und praktisch jedem russischen Soldaten bekannten Schriftstellers und Journalisten Ilja Ehrenburg, der in der sowjetischen Kriegspropaganda eindeutig die Hauptrolle spielt. In einem Flugblatt – mit befehls-gemäss vorzulesenden Textauszügen aus der Frontzeitung «Krasnaja Swesda» – gibt er der Roten Armee und den Partisanenverbänden u.a. Folgendes mit auf den Weg: «Die deutschen Soldaten sind keine Menschen... Die deutschen Soldaten sind schlimmer als wilde Bestien... sie sind schlimmer als Raubtiere... sie schänden Frauen... foltern Kinder und vergewaltigen Mädchen. Von jetzt ab bringt das Wort ‚Deutscher‘ ein Gewehr zur Entladung. Wir werden nicht sprechen, wir werden uns nicht aufregen, wir werden töten... Wenn du nicht im Verlauf eines Tages wenigstens einen Deutschen getötet hast, dann ist es für dich ein verlorener Tag gewesen... Wenn du einen Deutschen getötet hast, dann töte einen Zweiten. Für uns gibt es nichts Lustigeres als deutsche Leichen. Zähle nicht die Tage, zähle nicht die Kilometer, zähle nur eines: die von dir getöteten Deutschen!»⁹

Wenn wir seinen Namen hören, werden wir niemals vergessen, dass er und seinesgleichen mit ihren hasstriefenden, die Perversität tangierenden Manifestationen entscheidend dazu beigetragen haben, dass sich so viele Angehörige der Roten Armee zu den schrecklichsten Untaten haben hinreissen lassen, dass von den Partisanen in einem der dunkelsten Kapitel des Krieges unzählige unserer Soldaten auf vielfach grauenvollste Weise umgebracht worden sind, und dass bei der Eroberung und Besetzung der deutschen Ostprovinzen an der Zivilbevölkerung Verbrechen verübt wurden, die sowohl in ihrer Art als auch ihrem Ausmass nur als einmalig bezeichnet werden können. Hierzu schreibt der stets um Objektivität bemühte russische Autor Lew Kopelew in seinem Werk «Aufbewahren für alle Zeit» u.a.: «Haben nicht wir sie so erzogen, wir, die Politarbeiter, die Journalisten und Schriftsteller – Ehrenburg und Simonow – und hunderttausende Agitatoren... Prediger der ‚Heiligen Rache‘?» –

⁹ Ein Original dieses Flugblattes befindet sich im Archiv des Auswärtigen Amtes.



Wer ihnen in die Hände fiel, hatte kaum noch eine Überlebenschance und konnte noch dankbar sein, wenn er ein schnelles und schmerzloses Ende fand.

Wären auch nur ähnlich perfide Appelle an uns gerichtet worden, dann hätten wir sie als Beleidigung empört zurückgewiesen. So ist der von Hitler erlassene sogenannte «Kommissarbefehl», wonach alle politischen Offiziere der Sowjets als Nichtkombattanten zu betrachten und bei ihrer Gefangennahme sofort zu erschiessen wären, wieder aufgehoben worden, weil er allgemein auf schroffe Ablehnung gestossen und daher auch nur ganz vereinzelt befolgt worden ist. Vielfach wurde er von den verantwortlichen Kommandeuren überhaupt nicht an die Truppe weitergegeben und diese stattdessen umso nachdrücklicher daran erinnert, dass die Erschiessung von Gefangenen gegen die Ehrbegriffe des deutschen Soldaten verstossen würde. Nur wenige sind hier aus der Tradition ausgebrochen, die es bekanntlich immer und überall geben wird und sicher auch in Friedenszeiten nicht gerade zur Elite der Nation gehört haben dürften, und von diesen distanzieren wir uns mit aller Entschiedenheit. Der Soldat an der Front wäre ja wohl der Letzte, der wünschen könnte, dass auf irgendeine Weise auch noch Öl ins Feuer gegossen wird, und wenn wir zuweilen etwas davon mitbekommen, was da in unserem Rücken z.B. von den Reichs- und Generalkommissaren und ihren Organen in völliger Verkennung der Mentalität und der Erwartungen der Zivilbevölkerung angeordnet und praktiziert wird, konnte das nur mit Unwillen und Besorgnis betrachtet werden, zumal hierdurch so vieles zunichte gemacht wird, was einst durch korrektes Verhalten und konstruktives Bemühen der Truppe an Vertrauen und Kooperationsbereitschaft gewonnen worden ist.

So berichtet das ‚Evangelische Deutschland‘ in der Ausgabe vom 5. Oktober 1941: «Deutsche Soldaten halfen in dem von den Bolschewisten befreiten Gebiet der Bevölkerung u.a. auch ihre Gotteshäuser wieder in einen würdigen Zustand zu setzen und gaben Kruzifixe, Gewänder und andere Gegenstände aus den Gottlosenmuseen zurück. In den Kirchen, die jahrelang als Kinos, Autoschuppen usw. missbraucht wurden, konnten wieder die ersten Gottesdienste stattfinden. Der Bischof einer Kathedralkirche, Archimandrit Boris Jokubowski, hat seinen Dank für solche Hilfe an den Kommandeur eines Pionierbataillons ausgesprochen: Wie glücklich und zufrieden wurden wir, als das mächtige deutsche Heer uns von dem schweren Joch der Bolschewistenherrschaft erlöste! Es war der Wille des Allmächtigen, dass Sie der Bevölkerung... nach langen Jahren



Kleine Geschenke von der Bevölkerung

der Gottlosigkeit wieder zu einem Dasein verhalten, das wieder lebenswert geworden ist durch die Wiedererlangung unseres Gottesdienstes. Indem Sie, hochverehrter Herr Kommandeur, uns bei der Eröffnung unserer Kathedalkirche in so liebenswürdiger Weise zur Seite gestanden und aus dem bolschewistischen Militärlagerplatz durch Ihre Pioniere wieder ein Gott würdiges Haus machten, haben Sie uns zu ewigem und innigstem Dank verpflichtet. Die gesamte Geistlichkeit und die Bevölkerung der Stadt wird es Ihnen ... nie vergessen, dass Sie uns nach langen Entbehrungen wieder die Möglichkeit erbracht haben, in unserer Kirche Gottes Wort zu lehren und zu hören. In gleicher Weise danken wir Ihnen auch für Ihr grosses Entgegenkommen bei der Anfertigung der sechs Kreuze sowie bei der Säuberung des Kirchhofes, der dank Ihrer Liebenswürdigkeit wieder, ebenso wie das Innere der Kathedrale, in einen würdigen Zustand gebracht worden ist».

Allein dieses überzeugende Beispiel lässt erahnen, welche Chancen – mit Auswirkungen von wahrscheinlich gravierender Tragweite – hier verspielt wor-



Freudige Begrüssung durch die Einwohner vieler Orte. Bald aber wird so mancher unter ihnen aufgrund unverantwortlicher und kurzsichtiger Zwangsmassnahmen und brutaler Verbrechen in den besetzten Gebieten verbittert und enttäuscht zu den Partisanen überlaufen.

den sind! Hinzu kommen dann noch die von den Sonderkommandos und Einsatzgruppen der SS¹⁰ praktizierten Aktivitäten am Rücken der Front.

Bezeichnend auch die den hier so dringend erforderlichen Weitblick vermissen lassende Reaktion Hitlers, als sich der «Reichsführer des Bundes Deutscher Osten» und politische Leiter der mit uns im Einsatz stehenden russischen Freiwilligenverbände, Hauptmann d.R. Theodor Oberländer¹¹, veranlasst sieht, ihn in einer seiner sechs Denkschriften voller Besorgnis auf die verfehlte Politik in den besetzten Ostgebieten mit ihren sich immer deutlicher abzeichnenden Folgen hinzuweisen, und er hierauf die ebenso lapidare wie auch geringschätzige Antwort erhält: «Davon verstehen Sie nichts»! Und dem Abwehrchef Admiral Canaris gegenüber, mit dessen Einverständnis Oberländer vorstellig geworden ist, äusserte er: «Ich lasse mich nicht von Oberländer belehren»!

Direkt aus dem Führerhauptquartier kommt vielmehr die Weisung, «denjenigen Schrecken zu verbreiten, der allein geeignet ist, der Bevölkerung jede Lust zu Widersetzlichkeiten zu nehmen».

Kein Wunder also, wenn in wachsendem Umfang selbst viele von denen, die uns einst an den Ortseingängen mit Brot und Salz, den traditionellen Willkommensgaben, als Befreier vom Joch des Stalinismus begeistert begrüsst haben und dann voller Hoffnung auf mehr Freiheit und Eigenständigkeit bereitwillig zu Hunderttausenden in unsere Dienste getreten sind, zutiefst enttäuscht und verbittert zu den Partisanen überlaufen.

Weil die Ereignisse hier immer wieder so stark an jene aus dem Jahr 1812 erinnern, sei auch auf den Tagesbefehl Napoleons hingewiesen, den er zu Beginn des Krieges an seine Armee richtet und hier mit bemerkenswertem Realis-

¹⁰ Nicht zu verwechseln mit den neben der Wehrmacht im Fronteinsatz stehenden, gleichermaßen fair kämpfenden Verbänden der Waffen-SS. In einem Schreiben an Generaloberst a.D. Paul Hausser vom 17. Dezember 1952 hat Konrad Adenauer bestätigt, dass seine vor dem Deutschen Bundestag am 3. Dezember d.J. abgegebene Ehrenerklärung für die Soldaten der Wehrmacht auch für die Angehörigen der Waffen-SS gelte, soweit sie ausschliesslich als Soldaten ehrenvoll für Deutschland gekämpft haben. Dieser Auffassung hat sich auch der spätere Bundeskanzler Helmut Schmidt angeschlossen.

¹¹ Professor Dr. Dr. Theodor Oberländer war von 1950-1953 bayerischer Staatssekretär und Mitbegründer des Bundes der Heimatvertriebenen, Flüchtlinge und Entrechteten (BHE), und von 1953-1960 Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte.

tätssinn die Forderung erhebt: «Weissruthenien (sic) ist nicht als erobertes Land, sondern als ein Bundesgenosse zu behandeln»!

Auch an dem herausragenden Generalmajor und Militärschriftsteller Carl von Clausewitz (1780-1831) hätte man sich orientieren können, wenn dieser in seinem Werk «Der Russische Feldzug von 1812», an dem er an der Seite des Zaren als Generalstabschef der deutsch-russischen Legion teilgenommen hat, zu der Feststellung kommt, «dass ein so grosses und weites Land mit europäischer Kultur nicht anders zu erobern ist als mit Hilfe inneren Zwiespaltes»!

Welche Bedeutung diesen Erkenntnissen hätte beigemessen werden müssen, geht auch aus der Tatsache hervor, dass die Westalliierten während der für uns so erfolgreich verlaufenden Anfangsphase des Krieges gegen die UdSSR mit einem schnellen und unabwendbaren Zusammenbruch des Sowjetregimes gerechnet haben – zumal die höchsten Partei-, Regierungs- und Militärbehörden sowie das Diplomatische Korps bereits in das 800 Kilometer entfernte Kuibyschew ausgelagert worden sind – und man schon ernsthaft darüber nachgedacht hat, wie man es wohl erreichen könne, dass die Russen den Kampf auch ohne dieses fortsetzen würden, (vgl. hierzu in V. Falin «Zweite Front» die Seiten 218 ff.). Dies wäre sehr wahrscheinlich eben nicht zu erwarten gewesen, wenn man sie «wie einen Bundesgenossen» behandelt und damit den bereits bestehenden «inneren Zwiespalt», den das unmenschliche System mit vermutlich fast 50 Millionen Opfern zwangsläufig hervorgerufen hat, noch intensiviert hätte.

Einmal mehr trifft also zu, was unser die Weltgeschichte analysierender Philosoph Georg Friedrich Hegel (1770-1831) sarkastisch konstatiert hat: «Das Einzige, was wir aus der Geschichte lernen, ist, dass die Völker nichts aus ihr lernen!» Und das gilt offenkundig bis in unsere Gegenwart!

So also haben uns die Partisanen insbesondere ab 1943, als sich die Überlegenheit der Roten Armee mehr und mehr auszuwirken begann, in zunehmendem Umfang zu schaffen gemacht, zumal sich ihnen nun weitere Teile der Bevölkerung anschliessen, nicht zuletzt, wenn sie sich uns zu Dienstleistungen zur Verfügung gestellt hatten und jetzt wieder in den sowjetischen Machtbereich gelangt sind oder in Kürze gelangen würden und nun befürchten müssen, als Kollaborateure überführt und liquidiert zu werden. Selbst kleine Handreichun-

gen und Hilfsdienste wie Küchenarbeit, Holzhacken oder Schneeschippen gelten als «Begünstigung des Feindes» und werden entsprechend geahndet. Um dieser Gefahr zu entgehen – auch wenn man sich nicht sicher war, ob man als Kollaborateur betrachtet werden könnte oder auch damit rechnen müsste, als solcher denunziert zu werden – haben sich oft ganze Gruppen aus der Zivilbevölkerung unseren Rückzugsbewegungen angeschlossen, und wurden, wenn sie mit Einheiten der Roten Armee oder Partisanen in Berührung gekommen sind, ebenso bedenkenlos wie die sie begleitenden Soldaten getötet. Insbesondere während der Kämpfe im Raum um Bobruisk haben sich solche Fälle zugetragen, worauf bereits hingewiesen worden ist.

Durch ihre unglaublich brutale, dem Völkerrecht widersprechende hinterhältige Kampfführung, haben die nicht offen und vorwiegend in Zivilkleidung oder auch erbeuteten deutschen Uniformen auftretenden Partisanen ganz eindeutig dazu beigetragen, dass die nach der Haager Landkriegsordnung in der Fassung vom 18. Oktober 1907 für rechtmässig erachteten Vergeltungsmassnahmen nicht nur in wachsendem Umfang zur Anwendung gelangten, sondern, wie unter den gegebenen Umständen unvermeidbar, gelegentlich auch überzogen worden sind, insbesondere wenn die ans Tageslicht gelangten unfassbaren Greuelthaten das Fass zum Überlaufen gebracht haben. Zwangsläufig wurde damit weiterer Hass gesät und der Kampf nunmehr von beiden Seiten mit zunehmender Härte geführt. «Der Partisanenkrieg öffnet die Pforten zur Hölle», bemerkte zutreffend bereits der Duke of Wellington (1769-1852), und ebenso gilt hier auch, was Schiller in seinem Drama «Die Piccolomini» zitiert: «Das eben ist der Fluch der bösen Tat, dass sie fortzeugend immer Böses muss gebären!»

Kehren wir zurück in den Sumpfwald auf dem Westufer der Beresina, in den wir uns hineinbegeben mussten, nachdem uns die vorgesehene Rückzugsstrasse über Tscherven in den Raum Minsk verlegt worden ist. Wir befinden uns hier etwa 60 Kilometer südlich jener Stelle, an der Napoleon am 26. November 1812 den Fluss auf seinem Rückzug mit nur noch 11.000 Mann überschritten hat, dem kümmerlichen Rest der «Grossen Armee», die einstmals 500.000 Soldaten zählte. Auf ihrem langen Weg von Moskau bei eisiger Kälte

ist der Feind immer wieder «wie eine Schar Adler» über sie hergefallen, und als man am 13. Dezember die Memel erreichte, waren sie auf ganze 1'600 Überlebende zusammengeschmolzen. «Über die russische Grenze aber retteten sich nur noch Nachzügler und Waffenlose in geringer Zahl» berichtet eine alte Chronik. Welch eine Parallele zu dem Geschehen, das jetzt vor uns liegt!

Obwohl hier im Augenblick alles ruhig bleibt, wird unsere Fahrt nicht fortgesetzt, und schon beginnt es zu dunkeln. Von meiner Batterie keine Spur, aber es wäre auch ein reiner Zufall, wenn ich sie hier in dem unübersichtlichen Waldgebiet wiederfinden würde. Morgen bei Helligkeit wird das eher möglich sein, hoffe ich.

Beiderseits der Strasse liegen zahlreiche Ausrüstungsgegenstände, die von bereits hier vorbeigekommenen Truppenteilen weggeworfen worden sind, weil in Folge der ausserordentlich hohen Verluste an Fahrzeugen aller Art der Transportraum überaus knapp geworden ist. Ich verlasse kurz meinen Wagen, um mich nach etwas Brauchbarem umzusehen. Fast alles, was hier herumliegt, ist völlig intakt, was einiges besagt! Ich finde ein Mückennetz, das sich in dem Sumpfbereich als recht nützlich erweisen könnte, und dann entdecke ich hoch erfreut ein nagelneues, noch originalverpacktes Uniformhemd, ein «Taghemd», wie die richtige Bezeichnung lautet, das ich sogleich anziehe. Mein eigenes, seit über einer Woche nicht gewechselt und daher arg verschmutzt und durchgeschwitzt, fliegt im hohen Bogen in das nächste Gebüsch. Was für ein herrliches Gefühl, wieder mit einem sauberen und trockenen Hemd bekleidet zu sein! Ich ahne in diesem Augenblick nicht, wieviel Zeit nun vergehen wird, ehe ich es wieder einmal in einem Fluss auswaschen, geschweige denn wechseln kann!

Nach mehreren Stunden völliger Stagnation setzen wir uns im Dunkel der Nacht endlich in Bewegung, und so neigt sich dieser ereignisreiche Tag seinem Ende entgegen. Erschöpft, aber in dem glücklichen Gefühl, wieder einmal mit heiler Haut davongekommen zu sein, und hoffend, dass am Ende doch noch alles gut ausgehen wird, sinke ich in wenigen Minuten in einen tiefen Schlaf.

3. Juli

Während der Nacht haben sich Teile fremder Einheiten unserer Kolonne angeschlossen, wie das aus den taktischen Zeichen an den einzelnen Fahrzeugen hervorgeht. Alles macht noch einen recht geordneten Eindruck, wir haben nach Westen Boden gewonnen und hoffen, dass es so weitergehen wird. In den frühen Morgenstunden erreichen wir ohne Zwischenfälle ein Waldgebiet in der Gegend von Mikulitschi und Kalita, etwa 20 Kilometer nordostwärts von Tscherven, und da heisst es plötzlich: «Erhöhte Aufmerksamkeit – Partisanengefahr!»

Noch etwas verschlafen mache ich meine MP feuerbereit und halte sie aus dem Wagenfenster. Mehrere kleinere, beweglichere Fahrzeuge, darunter auch das meinige, setzen sich als Vorhut unter Führung von Oberst Günther an die Spitze der Kolonne, und dann fahren wir in einem Abstand von 50 bis 100 Metern mit gemischten Gefühlen in den düsteren Wald hinein.

«Typischer Partisanenwald», meint der Kamerad neben mir, und das Gleiche dachte ich eben auch, und schon geht die Knallerei los.

Zu beiden Seiten erhalten wir von unsichtbaren Schützen Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Die Fahrer geben Vollgas in der Hoffnung, mit erhöhter Geschwindigkeit durchzukommen, aber dann geraten die vordersten Wagen in heftiges Granatwerferfeuer, und gleich danach lässt auch noch eine Stalinorgel ihre Raketen auf uns niedergehen. Wir sind auf einen Partisanen-Sperr-Riegel gestossen, der, wie der Einsatz des Salvengeschützes nahelegt, durch reguläre Truppen verstärkt worden ist. Einige Landser springen von ihren Fahrzeugen, um am Waldrand Deckung zu suchen. Oberst Günther wird durch einen Granatsplitter an der Brust verwundet, und wohl auch aus diesem Grund gerät die Fahrt nun ins Stocken, kommt zum Stehen, und sofort beginnen die Wagen an der Spitze auf der schmalen Strasse mit unglaublicher Schnelligkeit zu wenden, wie dies sicher nur in solchen Situationen zustandegebracht werden kann. Daraufhin machen auch wir und die Fahrzeuge hinter uns auf der Stelle kehrt, und dann rast alles in wilder Flucht wieder durch den Wald zurück.

Die am Waldrand in Deckung liegenden, zum Teil verwundeten Kameraden fahren hoch, stürzen mit Riesenschritten den dahinjagenden Fahrzeugen entge-

gen, versuchen mit letzter Kraft aufzuspringen, um dann in die Wagen gezogen zu werden. Einige, bei denen dies nicht gelingt, fallen zurück und werden, wenn sie sich nicht schnell genug an den Strassenrand rollen, ebenso überfahren wie ein quer zur Fahrbahn liegender Toter, dem nicht ausgewichen werden kann. Unwillkürlich erhebt man sich ein paar Zentimeter von seinem Sitz, bevor die Räder mit kurzem Stoss über den leblosen Körper hinwegrollen, als würde man damit das Gewicht etwas vermindern können.

Wer hier zurückbleibt, der wird niemals mehr auftauchen. Dafür sorgen die Partisanen mit tödlicher Sicherheit, im wahrsten Sinne des Wortes, und jeder weiss das.

Im Eiltempo fahren wir zurück in das Waldgebiet, das wir vorhin so problemlos durchquert hatten und in dem sich noch das Gros unserer Marschkolonne befindet.

Da unter den gegebenen Umständen an einen geordneten Weitermarsch nicht zu denken ist, müssen wir uns nun schnellstens zur Verteidigung einrichten, denn wir können jeden Augenblick mit einem Angriff rechnen, da sich hier offenbar auch reguläre Kräfte der Roten Armee befinden. Wenn es ausschliesslich Partisanen wären, hätten wir kaum etwas zu befürchten, denn sie scheuen fast immer den offenen Kampf.

Oberst Günther macht seine Verwundung sichtlich zu schaffen. Er hält seine linke Hand fest auf die Brust gepresst, ist verständlicherweise etwas erregt, im Übrigen aber durchaus Herr der Lage, und erteilt nun einem Oberleutnant und mir den Befehl, umgehend den Rand des Waldes beiderseits der Strasse zu besetzen. Der Oberleutnant übernimmt den nördlichen und ich den südlichen Abschnitt. Meine «Kompanie» setzt sich aus Soldaten der verschiedensten Einheiten und Waffengattungen zusammen, von denen kaum einer den anderen zu kennen scheint. Mir jedenfalls ist kein einziger von ihnen bekannt, und niemand kennt mich. Das sonst selbstverständliche Zusammengehörigkeitsgefühl ist somit nicht gegeben und auch nicht zu erwarten. Eine allgemeine Lustlosigkeit und Gleichgültigkeit macht sich bemerkbar und erstmalig auch eine gewisse Resignation. Einige halten Ausschau nach ihren etwas abseits im Schutz der Bäume stehenden Fahrzeugen, wohl in der Absicht, sie bei nächster Gelegenheit unauf-

fällig aufzusuchen. Wenn du also deinem Auftrag nachkommen willst – und das will ich unter allen Umständen, zumal ich den Befehl von meinem Regimentskommandeur höchstpersönlich erhalten habe – dann musst du jetzt ganz schnell tätig werden, sage ich zu mir, aber ohne irgendwelchen Rabatz zu machen, denn damit ist hier offensichtlich kein Blumentopf mehr zu gewinnen.

Ich beginne also erst einmal damit, den einzelnen Leuten in aller Ruhe ihren Platz in der «Stellung» zuzuweisen, und die meisten legen sich dann einfach hin, ohne Anstalten zu machen, sich wenigstens ein paar Zentimeter einzugraben oder zumindest notdürftig zu tarnen. Daraufhin lasse ich von den Krafftfahrzeugen Spaten und Schaufeln herbeischaffen, damit zunächst eine behelfsmässige Deckung ausgehoben werden kann. «Schweiss spart Blut», heisst es doch, und anscheinend erinnert man sich dann auch an diese alte Soldatenweisheit, denn nun wird allmählich mit den Schanzarbeiten begonnen. Bei der überwiegenden Mehrzahl handelt es sich um Angehörige älterer Jahrgänge, die in Trossen und sonstigen rückwärtigen Verwendungen eingesetzt gewesen sind und hier also mit ungewohnten Erfordernissen konfrontiert werden.

Mehrfach suche ich die einzelnen Wagen am Waldrand auf und lade Munition für die Gewehre und Maschinenpistolen ab, soweit ich dort noch welche finde. Zurückgekehrt frage ich dann jeden einzelnen Mann, ob er noch genügend Patronen habe und wieviel Schuss er wohl brauche. Meine Bemühungen scheinen sich irgendwie ermunternd auszuwirken, denn nun werden langsam nach und nach auch noch Handgranaten, Gewehrgranaten sowie einige Panzerfäuste herbeigeht und sogar mehrere leichte Maschinengewehre in Stellung gebracht.

Die anfangs unzulängliche Motivation war wohl auch darauf zurückzuführen, dass man mich mit meinen gerade zwanzig Lenzen als «jungen Spund» zunächst einmal mit einiger Skepsis betrachtet haben wird. Aber nun graben sie alle mit Eifer an ihren Deckungslöchern, machen die Waffen einsatzbereit, probieren die MG aus, und hier und da hat auch schon ein Witzbold seinen Humor wiedergefunden. Immer wieder gehe ich durch die Stellung, die man inzwischen als eine solche bezeichnen kann, spreche hier und da Mut zu, weise daraufhin, welche Bedeutung unseren Aktivitäten hier gegebenenfalls zukommt, und versuche die Stimmung zu heben, wo dies notwendig scheint, und als ich

zufällig einmal mitbekomme, dass man von mir als «unserem Leutnant» spricht, glaube ich, dass ich mich auf diese Männer würde verlassen können, und freue mich nun sogar, mit ihrer Führung beauftragt worden zu sein.

Offenbar kommt es aber zu keiner Bewährungsprobe, denn nichts deutet auf einen Angriff hin. Ein Spähtrupp – man höre und staune! – stösst bis zu der Stelle vor, an der unsere Vorhut in den Feuerüberfall geraten ist und kehrt ohne jede Feindberührung zurück. Der Spähtruppführer berichtet, dass er auch keinen unserer Gefallenen mehr vorgefunden hätte. Wie üblich haben die Partisanen sie mitgenommen, um sich unter anderem ihre Uniformen anzueignen und dann als vermeintliche deutsche Soldaten mit vermindertem Risiko hinter der Front ihr heimtückisches Unwesen zu treiben.

In unserer Fahrzeugkolonne habe ich keine der Batterien meines Artillerieregiments entdecken können. Das einzige Geschütz, das uns hier zur Verfügung steht, ist eine russische Beute-Pak mit ganzen 16 Schuss, die von irgendeiner Einheit mitgeführt wird.

Obwohl sich hier auch weiterhin nichts zu ereignen scheint, lasse ich das Geschütz doch vorsichtshalber in Stellung bringen, mache mich schnell mit der Zieleinrichtung vertraut und richte es dann auf die Stelle ein, an der die Strasse drüben aus dem Partisanenwald tritt.

Am späten Nachmittag erfahren wir, dass dieser in einem erneuten Anlauf durchquert werden soll, diesmal aber mit Unterstützung von drei Panzern und sechs Sturmgeschützen. Ich frage mich, von wo man die wohl so schnell herholen will, aber dann sind sie tatsächlich da und vermitteln ein Gefühl toller Kampfkraft.

Die Marschkolonne wird für das Unternehmen neu gegliedert. Vorweg eine starke Spitzengruppe, bestehend aus den drei Panzern, denen einige Lkw mit offener Ladefläche folgen, von der aus nach allen Seiten geschossen werden kann, dahinter dann drei Sturmgeschütze, nach diesen wieder einige Lkw der genannten Art, und hinter ihnen die restlichen drei Sturmgeschütze. Den Schluss bilden alle übrigen Fahrzeuge, vorwiegend schwere Lkw mit geschlossenem Laderaum.

Bevor ich meine Leute in ihre Fahrzeuge entlasse, mache ich ihnen klar, worum es jetzt geht, und ermutige sie, indem ich auf unsere nun weitaus bessere

Situation hinweise. Dann sitzen wir auf und warten «voller Zuversicht und Durchschlagswillen» auf den Befehl zum Abmarsch.

Es ist schon ein imponierendes Bild, wie sie da stehen, die Panzer und Sturmgeschütze, und die Männer auf den offenen Lastkraftwagen, die Waffen nach allen Seiten schussbereit. Man spürt förmlich ihre Entschlossenheit und die Erleichterung, dass es nun endlich weitergehen wird.

Wir warten eine Weile, aber es kommt kein Befehl. Zum Teufel nochmal, die Zeit verrinnt, und schon beginnt es zu dämmern. Die Besatzungen der Panzer und Sturmgeschütze werden zunehmend unruhiger, denn ihr Einsatz ist völlig sinnlos, wenn sie nichts sehen können, und auch die Landser in den Fahrzeugen werden immer ungeduldiger.

Schliesslich reisst Oberst Günther, der das Ganze hier trotz seiner Verwundung nach wie vor führt, die Geduld. Da offensichtlich keine Nachrichtenverbindung besteht, fährt er mit seinem Wagen nun zum Divisionsstab, jedenfalls vermuten wir das, denn von dort müsste ja wohl der Marschbefehl kommen.

Langsam wird es dunkel, und nichts geschieht. Durch das lange und tatenlose Herumstehen schwindet die Einsatzfreudigkeit spürbar dahin, und die Panzermänner reagieren inzwischen stinksauer.

Endlich, gegen 23 Uhr, kehrt Oberst Günther zurück mit der Nachricht, dass unser Unternehmen abgeblasen worden sei. Natürlich sind wir alle bitter enttäuscht, obwohl aufgrund der fortgeschrittenen Stunde mit dieser Entscheidung gerechnet werden musste. Aber der wirkliche Hammer kommt erst jetzt, und zwar der Befehl, sämtliche irgend entbehrliche Fahrzeuge nach Übernahme des Kraftstoffes unverzüglich zu vernichten! In diesem Augenblick spürt wohl jeder, dass sich die Lage ganz gewaltig zugespitzt haben muss.

Und sie hat sich in der Tat zugespitzt, dramatisch sogar! In den frühen Morgenstunden dieses 3. Juli haben die Sowjets Minsk eingenommen, und zwar gleich von zwei Seiten, woraus klar hervorgeht, dass der Einschliessungsring um uns dicht gemacht worden ist.

Aber das war schliesslich zu erwarten, und auf die Notwendigkeit eines Ausbruchversuches im Raum von Minsk haben wir uns ja, wie gesagt, schon an der Beresina eingestellt.

Es ist jedoch noch einiges mehr geschehen. Die Sowjets begnügen sich näm-

lich nicht damit, Minsk, immerhin die Hauptstadt Weissrusslands, zu erobern und uns hier einzukesseln und zu erledigen, was allein schon ein Riesenerfolg gewesen wäre, nein, sie wollen viel mehr, und so rollen ihre Panzer beiderseits von Minsk gleich weiter auf Molodeczno zu, 65 Kilometer nordwestlich davon, sowie in Richtung Baranowicze, und das liegt bereits 130 Kilometer südwestlich von Minsk. Beides eminent wichtige Eisenbahnknotenpunkte mit Verbindungen nach Dünaburg, Wilna, Lida, Grodno, Bialystok und Brest-Litowsk! Sie haben es eilig, und so ist schon am 5. Juli Molodeczno in ihrer Hand. «Geben Sie keine Ruhe! Sie haben es bei Bobruisk geschafft und müssen jetzt so schnell wie möglich auch Baranowicze nehmen!», hat Marschall Schukow, der verantwortliche Koordinator für den südlichen Frontabschnitt (1. und 2. Belorussische Front), Generalleutnant Batow zu verstehen gegeben, und so wehen dann am 8. Juli auch hier die roten Fahnen von allen öffentlichen Gebäuden der von mehr als 500 Sowjetbomben schwer mitgenommenen Stadt.

Von alledem erfahren wir natürlich nichts und haben momentan auch andere Sorgen, und Generalleutnant Vincenz Müller muss sich zunächst einmal mit den nächstliegenden Dingen befassen. Wie diese liegen, geht aus einem Funkspruch hervor, den er um 14.35 Uhr an den Oberbefehlshaber unserer 4. Armee General der Infanterie von Tippelskirch richtet, wo er zu der Feststellung kommt, dass mit seinen eingeschlossenen Divisionen, also der «Gruppe Müller», jetzt nicht mehr als kampfkraftigen Verbänden gerechnet werden könne, dass schwere Verkehrsstockungen entstanden und infolge der Riesenzahlen von Versprengten stellenweise Auflösungserscheinungen aufgetreten seien, dass aus Wegegründen keine Möglichkeit mehr bestehen würde, Kampftruppen und Artillerie mit genügend Munition noch schnell genug zu planmässigen Angriffen zusammenzufassen, und er sich dazu entschlossen habe, den Durchbruch «möglichst vieler noch moralisch einwandfreier Kämpfer mit einfachster Waffenausstattung» südlich an Minsk vorbei in Richtung Westen zu befehlen.

Er selbst allerdings wird dann weder den Kessel durchbrechen noch anschliessend mit seinen moralisch einwandfreien Kämpfern gen Westen weiterziehen, sondern sich – man sollte es nicht für möglich halten – schon in aller

Kürze freiwillig in Gefangenschaft begeben und auch sogleich dem sowjetisch konzipierten «Nationalkomitee Freies Deutschland» beitreten, um hier sofort subversiv gegenüber den auf dem Rückzug befindlichen Truppen der Heeresgruppe Mitte aktiv zu werden!

Kehren wir nun aber zurück in die rauhe Gegenwart. Wir müssen also hier und jetzt alle unsere nur irgend entbehrlichen und trotz der starken Beanspruchungen noch immer vollkommen einwandfrei funktionierenden Kraftwagen zerstören. Betroffen sind vorwiegend die kleineren Fahrzeuge, denn der Treibstoffverbrauch ihrer zum Teil doch recht starken Motoren steht in einem zu ungünstigen Verhältnis zum personellen Fassungsvermögen, und dazu gehört leider auch der Wagen, in dem ich bis hierher mitgenommen worden bin.

Im hellen Mondschein leeren wir zunächst die Benzintanks, indem wir sie anbohren und den kostbaren Kraftstoff in die Reservekanister laufen lassen.

Danach geht es an die Vernichtung der einzelnen hierfür vorgesehenen Fahrzeuge, und mit ungeheurer Wut werden zuerst die Reifen mit Kreuzhacken zerfetzt und dann die Motoren mit ein paar kräftigen Schlägen unbrauchbar gemacht. Es ist wirklich zum Verzweifeln! Da hat man nun so viel an gutem Willen und höchster Einsatzbereitschaft in diesen Tag investiert, hat auf einen baldigen und zügigen Weitermarsch gehofft, und nun sind wir hier seit den frühen Morgenstunden keinen einzigen Schritt vorangekommen und müssen jetzt auch noch so viele unserer intakten Kraftfahrzeuge zerstören! Um unsere masslose Verbitterung abzureagieren, wüten wir viel länger und gründlicher als nötig in den Wracks herum, zerschlagen auch noch die Scheinwerfer, Windschutzscheiben und Armaturenbretter, reißen die ledernen Sitzpolster auf und zerschneiden sogar noch die Verdecke und Planen. Nach Beendigung dieser deprimierenden Vernichtungsorgie verteilen sich die Insassen der aufgegebenen Fahrzeuge auf die übrig gebliebenen.

Ich habe das grosse Glück, in einem Beiwagenrad mitfahren zu können und mir hierdurch auch eher den immer stärker werdenden Wunsch zu erfüllen, endlich meine Batterie wiederzufinden, denn mit einem Krad kommt man ja nicht nur viel besser auch durch schwierigeres Gelände und vorbei an Stauun-

gen, sondern kann auch weitgehend problemlos neben einer Kolonne herfahren, um sie abzusuchen. Also morgen, bei Tage, muss das hinhalten, unbedingt!

4. Juli

Kurz nach Mitternacht sind wir marschbereit und setzen uns dann in Bewegung, allerdings nicht in westlicher Richtung, denn unsere alte Rückzugsstrasse ist mit Sicherheit gesperrt, sondern zunächst wieder ein Stück zurück nach Osten, um dann auf einer anderen Strasse eine neue Möglichkeit zum Weiterkommen zu suchen. Leider gibt es hier aber, wie schon erwähnt und in dem eben zitierten Funkspruch angedeutet, nur sehr wenig Strassen, die, von den Partisanen einmal ganz abgesehen, ein einigermaßen zügiges Vorankommen gestatten.

Nach wenigen Kilometern stossen wir in der Nähe einer kleinen Ortschaft auf eine Abzweigung, der wir nun folgen werden. Zunächst aber wird der Marsch nicht fortgesetzt. Die Fahrer erhalten Anweisung, die Motoren abzustellen und die Scheinwerfer auszuschalten. Drückend schwül ist die Nacht. Ich verlasse meinen etwas unbequemen Beiwagen und gehe ein Stück an den Fahrzeugen entlang.

Die Mehrzahl der Kameraden scheint erschöpft in Schlaf gesunken zu sein, und einige, denen es in den überfüllten Wagen wohl zu eng geworden ist, haben ihre Zeltbahnen und Decken am Strassenrand ausgebreitet und sich darauf ausgestreckt, um nicht, wie so oft in diesen Tagen, im Sitzen schlafen zu müssen. So mancher aber kann in dieser Nacht keine Ruhe finden, das verraten die glühenden Enden der Zigaretten und die hier und da in den Fahrzeugen mit gedämpfter Stimme geführten Gespräche, und wenn man einmal etwas genauer hinhört, hat man den Eindruck, dass es dabei nicht gerade um Erfreuliches geht, was man da miteinander zu bereden hat.

In der Ferne brummen ein paar Flieger. Lautlos eilen ihnen die Leuchtspurgeschosse irgendeiner Flak entgegen, eines hinter dem anderen, gleichsam eine Kette bunter Perlen, die dann wenige Sekunden später nacheinander ihren Flug mit einem kurzen Aufblitzen beenden. Man kann sicher davon ausgehen, dass es sich um feindliche Flugzeuge handelt, die da herumkreisen, denn eigene haben wir noch immer nicht zu Gesicht bekommen, kein einziges Mal, seit wir

unsere Stellungen ostwärts des Dnjepr vor nunmehr neun Tagen verlassen haben. Kaum anders zu erwarten, denn zu Beginn der russischen Grossoffensive verfügte die Heeresgruppe Mitte mit ihren 1.100 km Frontlänge über wie gesagt ganze 40 Jagdflugzeuge, die infolge Treibstoffmangels noch nicht einmal voll zum Einsatz gebracht werden können, und inzwischen dürften es noch ein paar weniger geworden sein.

Und so werden wir auch in den nächsten Tagen keine Maschinen mit dem Balkenkreuz am Himmel erblicken, dafür aber viele mit dem roten Stern, unwahrscheinlich viele!

Gegen drei Uhr treten wir, fast noch bei Dunkelheit, den Weitermarsch an. Kurz zuvor habe ich noch die Mitteilung erhalten, dass Leutnant Meyer, Ordonanzoffizier im Regimentsstab, gefallen sei. Er muss ein Opfer des Angriffs auf unsere Vorhut geworden sein, denn danach hatten wir ja keine Feindberührung mehr.

Als es langsam hell zu werden beginnt, halte ich den Zeitpunkt für gekommen, der Kolonne vorauszufahren, um nach meiner Batterie zu suchen, von der ich nun bereits drei Tage getrennt bin, seit dem 1. Juli, als ich sie vor Pogost verlassen musste.

Mein Fahrer ist ein cleverer Bursche, der seine Beiwagenmaschine im Griff hat und sicher auch in der Lage ist, «ein Ding zu drehen», wenn es darauf ankommt. Genau der richtige Mann für mein Vorhaben. Wir brausen an unseren Fahrzeugen vorbei und haben sie bald hinter uns gelassen. Was für ein wunderbares Gefühl, so frei und unbehindert in der Gegend herumkutschieren zu können, und ich denke zurück an die herrlichen Wochen der Krad-Fahrschulausbildung, die ich im Sommer 1942 als Rekrut beim Ersatzhaufen in Oppeln/Oberschlesien auf der gleichen 750-er BMW-Beiwagenmaschine absolviert habe, und würde mich jetzt am liebsten selber in den Sattel setzen, doch das haben die Kradfahrer nicht so gern!

Die frohen Erinnerungen werden aber leider schon bald wieder gedämpft, denn beiderseits der Strasse, auf den Feldern und an den Waldrändern erblickt man nur zu häufig die Wracks der Fahrzeuge, die von den schon vor uns hier durchgekommenen Einheiten mangels Treibstoff zerstört worden sind, darunter

viele VW-Kübel, auch Schwimmwagen, sowie Kettenkräder, Raupenschlepper und sonstige Spezialfahrzeuge, die eine Menge Sprit verbrauchen und für einen Mannschaftstransport kaum in Betracht kommen.

Einige der aufgegebenen Fahrzeuge untersuchen wir nach brauchbaren Dingen, vor allem nach Kraftstoffresten und Lebensmitteln, denn auch an diesen gibt es keinerlei Nachschub. Jeden leeren Benzinkanister, den wir erblicken, stellen wir auf den Kopf und lassen auch die letzten noch darin verbliebenen Tropfen in unseren Reservekanister laufen. Meistens sind es wirklich nur ein paar Kubikzentimeter, die wir auf diese Weise gewinnen, mitunter aber auch etwas mehr. So stoppeln wir uns nach und nach einen kleinen Vorrat zusammen, zweifellos eine etwas gewagte Mischung, aber vielleicht einmal besser als gar nichts!

In einem verlassenen Fernsprechwagen finden wir zwei Pakete Knäckebrot und verstauen diese kostbare Beute sogleich in einer der Packtaschen des Krads. Ausserdem entdecken wir eine Zeltbahn, die man ja immer gebrauchen kann, etwas Flickzeug für die Reifen – eventuell auch einmal von Bedeutung –, ein Mückennetz, das ich gleich meinem Fahrer in die Hand drücke, da ich ja bereits eines in dem Waldstück hinter der Beresina gefunden habe, dann ein kleines Taschenbuch mit Anekdoten von Bühne und Film – na ja, etwas Aufmunterung kann nicht schaden – und schliesslich noch eine Landkarte von Russland. Alles nehmen wir mit, nur die Karte nicht. Und was hätte ich schon wenige Tage später für dieses kleine Stück Papier hergegeben!

Ein paar hundert Meter vor uns lässt eine Fahrzeugkolonne eine dichte, gelblichgraue Staubwolke hinter sich zum Himmel emporsteigen und verwandelt die auch heute wieder mit unverminderter Kraft brennende Sonne in einen blutroten Ball. Rasch nähern wir uns, fahren dann langsam neben der Kolonne her und hoffen, an den staubbedeckten Wagen vielleicht auch den gelben Winkel mit dem Querbalken, das taktische Zeichen unserer 18. Panzergrenadierdivision, ausfindig machen zu können, aber leider vergebens. Es handelt sich, wie zu erkennen, um Teile – oder vielleicht besser um Reste – einer anderen Division unserer Heeresgruppe, die sich hier in Richtung Westen ihren Weg suchen. Unablässig wirbeln die Räder und Ketten den Staub auf, mitunter so heftig, dass die einzelnen Wagen nur noch schemenhaft zu erkennen sind. Unbeweglich,

fast erstarrt stehen oder sitzen die Landser in ihren Fahrzeugen. Der Schweiss rinnt in Strömen über die abgespannt wirkenden, staubverschmierten Gesichter, aus deren schmutziger Bräune das starre Weiss der Augen mit grimmig anmutender Schärfe hervortritt, ebenso wie das der Zähne, wenn jemand die trockenen Lippen zum Sprechen, nein zum Schreien öffnet, denn man versteht kaum sein eigenes Wort bei dem dumpfen Dröhnen der Motoren und dem Gerassel der Raupenketten.

Ziemlich enttäuscht wegen der Erfolglosigkeit unserer Suche lassen wir die Marschkolonne hinter uns, sind aber froh, diesen Staubmassen entkommen zu sein. Die glühende Hitze und der Staub stellen auch ohne Kampfhandlungen allein schon eine enorme Belastung dar, aber wenn es hier längere Zeit regnen sollte, wären die Anforderungen und Probleme sicher noch grösser, denn dann würden sich diese «Strassen» in eine kaum passierbare Schlammwüste verwandeln, wie wir das ja eben erst erlebt haben.

Mehr in einer Art Trotzreaktion als in der Absicht, mich ausgerechnet hier und jetzt literarisch betätigen zu wollen, beginne ich in dem eben gefundenen Taschenbuch ein wenig herumzublättern, lese dann mit wachsendem Vergnügen einige der wirklich köstlichen Kurzgeschichten und glaube nun tatsächlich, die Dinge wieder etwas zuversichtlicher betrachten zu können, nicht zuletzt aber wohl auch deshalb, weil wir bis jetzt, zur Mittagszeit, vom Gegner völlig in Ruhe gelassen worden sind. Vermutlich ist dies auch dem Umstand zuzuschreiben, dass wir hier nur auf Nebenstrassen und im Augenblick durch nicht so stark bewaldetes und damit weniger partisanengefährdetes Gelände fahren.

Aber bekanntlich soll man ja den Tag nicht vor dem Abend loben!

Eine weitere Marschkolonne taucht vor uns auf, und diesmal sind Fahrzeuge unserer Division dabei. Ein Stück weiter vorn erblicken wir, von dicken Staubwolken umgeben, Zugmaschinen mit leichten Feldhaubitzen. «Mann, wir haben es geschafft!», rufe ich meinem Fahrer zu, denn vor uns rollt meine langgesuchte 1. Batterie. Auch sie ist in den letzten Tagen arg zusammengeschrumpft. Von den 12 Fahrzeugen, mit denen wir den Rückzug angetreten haben, sind nur noch 7 vorhanden. Ein Lkw und die beiden VW-Kübel mussten aus Treibstoffmangel vernichtet werden. Die defekte Zugmaschine hat man am Ostufer der

Beresina stehen gelassen, und der Obergefreite Schaffrath, der mich am Drut durch sein treues Ausharren gerettet hat, musste sein Krad wegen eines Motorschadens in den Strassengraben werfen.

Ich melde mich zunächst beim Chef zurück, der mir ebenso erfreut wie überrascht versichert, dass man mit meiner Rückkehr schon nicht mehr gerechnet habe.

Da in den Lkw und Zugmaschinen ein ziemlicher Platzmangel herrscht, entschliesse ich mich dazu, zunächst mit dem Krad weiterzufahren. In den frühen Nachmittagsstunden erreichen wir in einer wieder stärker bewaldeten Gegend einen kleinen Fluss. Die Brücke ist überraschenderweise unversehrt, aber kaum haben wir sie überschritten, da erhalten wir aus einem nahegelegenen Waldstück nun doch noch vereinzelt Pak- und Geschützfeuer. Zum Glück hat sich die Kolonne während des Flussüberganges etwas weiter auseinandergezogen, so dass die einzelnen Fahrzeuge ihre Geschwindigkeit beim Passieren der unter Beschuss liegenden Wegstrecke erhöhen können. Mein Fahrer dreht Vollgas auf, und dann jagen wir, den Oberkörper weit nach vorn gebeugt, die Strasse entlang. Diesmal erweist sich der Staub als unser Bundesgenosse, denn er macht dem Gegner ein sorgfältiges Zielen nahezu unmöglich, und so kommen wir, wie es scheint, ohne Verluste davon.

Die nächsten Stunden vergehen ohne Zwischenfälle, aber die Hitze und der Staub bringen uns fast zur Verzweiflung. Wie ausgedörrt sind die Kehlen, und die Gesichter glühen wie im Fieber. In einem Dorf legen wir eine kurze Rast ein, denn hier gibt es Wasser, endlich Wasser. Eimer um Eimer wird aus dem alten, knarrenden Ziehbrunnen nach oben gebracht. Die Feldflaschen und Kochgeschirre füllen sich mit dem kostbaren Nass und werden in gierigen Zügen leergetrunken. Herrlich, dieses eiskalte Wasser, zwar ein wenig bitter und auch etwas faulig im Geschmack, aber das ist uns in diesem Augenblick vollkommen gleichgültig. Zuletzt werden schnell noch die von Schweiß und Staub verschmierten Gesichter notdürftig gereinigt und dann springt alles, wunderbar erfrischt, wieder in die Fahrzeuge. Und gleich dröhnen die schweren Motoren erneut ihr eintöniges Lied. Wenig später stossen wir auf Teile fremder Divisionen, darunter Reste von «Feldherrnhalle», denen wir uns notgedrungen anschliessen, da ein Überholmanöver auf der engen Strasse völlig ausgeschlossen ist. Das

Marschtempo wird nun merklich langsamer, und immer wieder gibt es Stockungen und Fahrtunterbrechungen, weil verschiedenen Wagen der Sprit ausgeht.

In einer walдреichen Gegend kommt es wieder zu einem Zusammenstoss mit Partisanen. Anfänglich geringfügiger Beschuss wird schliesslich so heftig, dass wir uns gezwungen sehen, ungeachtet möglicher Verluste, schleunigst die Fahrzeuge zu verlassen und gegen die Waldränder beiderseits der Strasse vorzugehen. Aber nur ganz vereinzelt kann einer der heimtückischen Schützen gestellt und unschädlich gemacht werden. Die Partisanen lassen sich, wie gesagt, nur selten auf einen offenen Kampf ein. Sie tun dies immer nur dann, wenn sie sich umzingelt sehen und ihnen somit keine andere Möglichkeit mehr bleibt. Hier aber haben sie das nicht zu befürchten, und so gelingt es ihnen, sich eiligst in das schützende Dunkel des Waldes zurückzuziehen.

Obwohl die Situation im Augenblick bereinigt zu sein scheint, wird der Marsch zunächst nicht fortgesetzt.

Langsam neigt sich der Tag seinem Ende zu. Ich bleibe nun bei der Batterie und entlasse meinen tüchtigen Kradfahrer, damit er noch genügend Zeit findet, sich wieder seiner Einheit anzuschliessen. Hauptmann Trost nutzt die Wartezeit und lässt unsere Fahrzeuge am Rand einer nahe der Strasse gelegenen kleinen Lichtung in Deckung bringen. Unser Koch geht sogleich daran, aus den letzten Nahrungsmittelvorräten ein warmes Essen zu bereiten, unter den gegebenen Umständen eine durchaus bemerkenswerte Leistung.

Plötzlicher Lärm lässt mich aufhorchen und zur Strasse hinüberschauen, wo sich vor dem Heck eines grossen Lkw ein Menschauflauf bildet, der sich durch von allen Seiten herbeieilende Landser schnell vergrössert. Ich verlasse daraufhin unseren Rastplatz, um nachzusehen, was da wohl los ist. Beim Näherkommen erkenne ich, dass es sich bei dem Lkw um ein Verpflegungsfahrzeug handelt, das entweder bei dem Überfall bewegungsunfähig geschossen worden ist oder aus Spritmangel aufgegeben werden muss. Was auch immer, jedenfalls wird nun seine begehrte Ladung Stück für Stück heruntergeworfen und unter ziemlich turbulenten Begleiterscheinungen in Empfang genommen. Da unsere Vorräte praktisch aufgebraucht sind, versuche ich nun, auch für uns

etwas zu ergattern, und mit einiger Mühe gelingt es mir, in dem tollen Gedränge noch einen Sack Erbsen, einen Eimer Sauerkraut und einen Beutel mit Kaffee-Ersatz sicherzustellen. Die Butter oder auch Margarine hatte bereits ihre Abnehmer gefunden, und wie etliche in den Staub getretene Stücke vermuten lassen, muss es dabei recht munter hergegangen sein.

Als ich mit meiner Beute zurückkehre und sie unserem hochofrenuten Koch übergebe, hat dieser soeben unser Essen fertiggestellt, und dann leeren sich schneller als sonst die Kochgeschirre. Seit einer Woche nämlich ist dies unsere erste warme Mahlzeit und, was noch keiner wissen kann, für längere Zeit auch unsere letzte.

Gegen Abend erhalten wir und die anderen Batterien völlig überraschend den Befehl, je zwei Zugmaschinen mit ihren Geschützen sowie alles nur irgend entbehrliche Gerät und Gepäck sofort zu vernichten. Wohl niemand hier hat in Anbetracht der im Moment doch gar nicht als so ernst empfundenen Situation einen derartigen Befehl erwartet, und man fragt sich, warum jetzt ausgerechnet unsere schweren Waffen geopfert werden müssen, die wir bei einem Durchbruchversuch sicher dringend brauchen würden, zumal doch die meisten Panzer und Sturmgeschütze bereits an der Beresina verloren gegangen sind. Aber der Befehl ist nun mal da, und so macht sich jeder sichtlich bestürzt zunächst über sein Privatgepäck her. Der Chef hat angeordnet, dass nur so viel zurückbehalten werden darf, wie man im Fall eines Fussmarsches noch bequem mitführen kann. Fussmarsch?

Na, das sind ja schöne Aussichten, wird da wohl so mancher gedacht, aber keineswegs gehnt haben, was für ein Fussmarsch das einmal sein wird, und wie wenige ihn beenden werden! Jetzt aber wühlt jeder erst einmal in seinem Gepäck herum, und bald ist der Rastplatz übersät mit Decken, Mänteln, Zeltbahnen, Wäschestücken, Uniformteilen, Drillichzeug, Stiefeln, Schuhputzzeug, Socken und sonstigen Bedarfsartikeln. Es sieht fast so aus, als hätte man hier ganze Abteilungen eines mittleren Warenhauses auf einen Haufen geworfen.

Anschliessend kommt das Batteriegerät an die Reihe: Feldfernsprechapparate, Kabeltrommeln, Richtkreise, Vermittlungskästchen, mein Scherenfernrohr, ja sogar zwei der so kostbaren Funkgeräte und vieles andere, was stets so

sorgsam gepflegt und behandelt werden musste, fliegt im hohen Bogen von den Fahrzeugen und wird mit Kreuzhacken und Spaten unbrauchbar gemacht.

Mit bitterer Ironie muss ich daran denken, dass ich als junger und noch unerfahrener Soldat einmal drei Tage «Bau» bekam, weil ich mit dem Seitengewehrgriff ahnungslos einen Nagel eingeschlagen habe und die hierdurch entstandenen winzigen Einkerbungen als «Beschädigung von Wehrmachtseigentum» betrachtet wurden. Und hier wird nun eine ganze Menge mehr Wehrmachtseigentum beschädigt!

Alles, was brennbar erscheint, wird sodann zu einem stattlichen Haufen zusammengetragen, reichlich mit Kartuschpulver bestreut und dann angezündet.

Da wir ja bereits eine Zugmaschine eingebüsst haben, brauchen wir auch nur eine zu vernichten. Sie bringt zunächst die erste der beiden zur Zerstörung bestimmten Haubitzen an den für die Sprengung vorgesehenen Ort, der sich etwas tiefer im Wald befindet, kehrt dann zurück und holt die zweite ab. Wir unterbrechen unsere deprimierende Tätigkeit und starren ihr nach, bis sie zwischen den Bäumen auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Kurz danach mischt sich in das Brausen der Flammen der dumpfe Knall der Explosionen.

Eisiges Schweigen; niemand wagt auch nur ein Wort zu sprechen, aber die Gesichter sprechen Bände!

Wenig später kehrt das Sprengkommando zurück, begleitet von dem Fahrer der Zugmaschine. Er bringt noch einen Kanister mit dem restlichen Kraftstoff mit und verteilt sodann die so unsagbar kostbar gewordene Flüssigkeit auf die beiden uns verbliebenen Maschinen.

Obwohl wir nun den grössten Teil des Materials aufgegeben haben, wird die Unterbringung der Leute allmählich zu einem echten Problem, denn die personellen Verluste unserer Batterie waren glücklicherweise bisher nur gering. Schliesslich bekommt aber jeder, wenn auch sehr beengt, seinen Platz, und ich finde meinen im Führerhaus einer der beiden noch verhandenen Zugmaschinen neben dem Fahrer.

Es beginnt schon zu dunkeln, als der Marsch endlich fortgesetzt wird. Hinter uns bleibt ein rauchendes Trümmerfeld zurück, auf dem ab und zu noch schwache Flammen aus dem schwelenden Haufen züngeln.

Die Nacht ist drückend schwül, wie an den vergangenen Tagen. Ich fühle

mich ganz plötzlich wie zerschlagen, beginne trotz der warmen Temperatur zu frieren und verspüre einen wahnsinnigen Durst. Dazu kommen noch heftige, krampfartige Leibschmerzen und wohl auch Fieber. Von der Spitze der Kolonne dringt schwacher Gefechtslärm zu uns herüber. Sicher wieder Partisanen, denke ich; mag sein, was es will, ich habe im Augenblick nur den einen Wunsch, mich langlegen zu können. Als die Schiesserei nach ein paar Minuten wieder aufhört und der Marsch nicht fortgesetzt wird, verlasse ich mit bleischweren Gliedern die Zugmaschine, um mich auf der Lafette des angehängten Geschützes auszustrecken. Die Schmerzen lassen jetzt etwas nach, aber ich kann keinen Schlaf finden. Vor den geschlossenen Augen dreht sich alles in einem tollen Wirbel. Ich überlege, was mit mir los sein könnte. War das Brunnenwasser nicht in Ordnung, oder ist dem Magen vielleicht die plötzliche starke Abkühlung nicht bekommen?

Ich weiss in diesem Augenblick noch nicht, dass ich an Ruhr erkrankt bin.

5. Juli

Mitternacht ist bereits vorüber, und nichts deutet daraufhin, dass wir uns bald wieder in Bewegung setzen würden. Anders als an den vergangenen Tagen bin ich darüber sehr froh, kann ich doch zunächst einmal weiter liegen bleiben, wenn auch an Schlaf nach wie vor nicht zu denken ist.

Mann, das hat ja gerade noch gefehlt, sage ich mir, und ausgerechnet jetzt, wo wir jeden Augenblick dazu gezwungen sein werden, die letzten Kraftreserven zu mobilisieren!

Aber auch in den frühen Morgenstunden geschieht noch immer nichts, und ebenso scheint der Vormittag ohne jede Bewegung oder Kampfhandlung zu vergehen. Die Ruhe ist fast unheimlich, unnatürlich. Es ist die Ruhe vor dem Sturm. – Die Sonne brennt schon wieder unbarmherzig und der Durst wird unerträglich. Längst sind die Feldflaschen, die wir gestern an dem Dorfbrunnen aufgefüllt hatten, wieder geleert, und nirgendwo ist etwas Wasser aufzutreiben. Die Zunge klebt mir buchstäblich am Gaumen, wie man so sagt, und sie tut es wirklich, und

das Fieber scheint weiter zu steigen. Ärztliche Hilfe ist hier, wenn überhaupt, so schnell nicht zu bekommen, und der schöne Gedanke an ein Feldlazarett kann natürlich gleich in das Reich der Phantasie verwiesen werden.

Gegen Mittag scheint sich etwas zu tun, denn es wird nun befohlen, die Batterie in Stellung zu bringen. Wir ziehen die beiden uns noch geliebten Geschütze ein Stück weiter vor und machen sie gleich neben der Strasse an einer Stelle, wo der Wald etwas zurücktritt, feuerbereit. Unmittelbar danach geht an der Spitze der Marschkolonne eine wilde Schiesserei los, woraufhin wir den Auftrag erhalten, eine der Haubitzen schnellstens nach vorn zu bringen.

Hauptmann Trost kommt auf mich zu und sagt leise und unauffällig nur ein Wort: «Himmelfahrtskommando!» Dann eilt er zu der Zugmaschine, um, vorbildlich wie schon in so manch anderen gefahrvollen Situationen, selbst mit nach vorn zu fahren. Was bleibt mir also übrig, als das zu tun, was in einem solchen Fall anders gar nicht denkbar ist, mich ihm anzuschliessen, obwohl ich einiges dafür geben würde, wenn ich jetzt hier Zurückbleiben könnte. Aber ich habe mich ganz bewusst bemüht, meinen desolaten Zustand zu verbergen, und somit hätte niemand in der Batterie Verständnis dafür, wenn ich den Chef bei dem so prekären Auftrag allein liesse. Und niemals mehr würde ich das Recht in Anspruch nehmen können, von einem meiner Untergebenen den höchsten Einsatz zu fordern, meine ich jedenfalls.

Schnell ist alles vorbereitet, und dann fahren wir mit der Geschützbedienung und zwei MG-Schützen, die mit ihren beiden leichten Maschinengewehren Feuerschutz geben sollen, nach vorn.

Die Strasse ist hier etwas breiter, so dass wir mit unserer Zugmaschine und der Haubitze ohne grössere Schwierigkeiten an der Kolonne vorbeikommen und schnell an den Einsatzort gelangen. Unweit der Strasse wird der Wald durch eine grössere Lichtung unterbrochen, an deren Rand sich die Sowjets festgesetzt haben und unseren Weitermarsch verhindern. Einige Fahrzeuge an der Spitze sind ihrem Abwehrfeuer bereits zum Opfer gefallen.

In fliegender Eile wird die Haubitze abgeprotzt, unglaublich schnell zwischen den Bäumen in offene Feuerstellung gebracht und der Gegner sofort un-

ter direkten Beschuss genommen. Während das eine der beiden Maschinengewehre hier den Feuerschutz übernimmt, rase ich mit dem Schützen des anderen über die Strasse, um in dem nahen Wald ein Stück weiter in Stellung zu gehen. Wir werfen uns zwischen den vordersten Bäumen in das Unterholz, und dann wird der Waldrand gegenüber mit kurzen Feuerstössen abgestreut, denn ein Dauerfeuer können wir uns wegen des Munitionsmangels nicht leisten.

Gleich danach fahren zwei Panzerspähwagen unterstützend beiderseits von uns in Stellung und greifen in den Kampf ein. Natürlich ist den Sowjets dies alles nicht verborgen geblieben und sie antworten mit Granatwerferfeuer, das sehr schnell zu einer Stärke anwächst, ähnlich wie in dem Brückenkopf an der Beresina vor 3 Tagen, nur dass hier noch viele Baumkriecher hinzukommen.

Schon nach wenigen Minuten erhält der links von uns stehende Panzerspähwagen einen Volltreffer und platzt in einer riesigen Stichflamme wie eine reife Frucht auseinander. Der Luftdruck der Explosion ist so gewaltig, dass er uns für einen Augenblick den Atem nimmt. Wir warten auf das Schreien von Verwundeten, aber nichts ist zu hören, woraus geschlossen werden muss, dass es keine Überlebenden gibt. Alles vergisst man in solchen Sekunden, seine Krankheit, Schmerzen, Fieber und Durst!

Das feindliche Feuer wird nun so massiv, dass man meint, niemals lebend aus diesem Hexenkessel herauszukommen. Das sind nicht etwa nur Partisanen, die wir hier vor uns haben, sondern abgezweigte Teile der Armeen, die uns mit dem Ziel der Einkesselung überflügelten hatten und nun durch die Bildung von Sperrriegeln unseren Rückmarsch immer wieder verzögern und gleichzeitig unser Potential so stark verringern, dass ein Durchbruchversuch aus dem Einschliessungsring nur noch geringe Aussicht auf Erfolg verspricht.

Und ein deutlich sichtbares Zeichen schwindender Kampfkraft ist die aus Mangel an Betriebsstoff in ständig wachsendem Umfang erforderliche Aufgabe der schweren Waffen und Transportfahrzeuge sowie das Zusammenschmelzen der Bestände an Munition aller Art. Was hier verbraucht wird, ist weg und kann nicht mehr ergänzt werden, nichts, kein Liter Sprit und keine einzige Patrone.

Aus der Luft kommt ja wohl nichts, und auf dem Landwege kann seit Langem schon nichts mehr kommen.

Nun legt auch mein wackerer MG-Schütze seinen letzten Gurt ein und wirft mir dabei einen kurzen, aber vielsagenden Blick zu, denn wenn die Sowjets hierzum Angriff übergehen sollten, könnte nämlich von unserem Maschinengewehr sehr viel abhängen, und damit muss jeden Augenblick gerechnet werden, zumal der Granatwerferbeschuss jetzt merklich nachzulassen beginnt, was allerdings auch auf die Wirkung unseres Geschützfeuers zurückzuführen sein dürfte.

Weil man nun aber bemüht sein soll, stets so zu handeln, als hinge alles von einem selbst ab, springe ich auf und eile durch den Wald zur Rollbahn hinüber in der Hoffnung, in einem der zerstörten und verlassenen Fahrzeuge vielleicht noch etwas Munition zu finden. Die Strasse kann vom Gegner eingesehen werden, und deshalb muss alles sehr schnell über die Bühne gehen, auch wenn der Staub, den die Granatwerfereinschläge aufwirbeln, meinem Vorhaben entgegenkommt.

In fliegender Hast durchsuche ich die ersten Wagen, leider ohne Erfolg, dann aber entdecke ich auf dem Rücksitz eines VW-Kübels gleich zwei Kisten, reisse sie ohne allzu grosse Erwartungen auf und blicke auf etwas Unwahrscheinliches: MG-Munition, fertig gegurtet, bis zum Rand gefüllt! Üblicherweise ist man glücklich, wenn einem etwas wirklich Schönes beschert wird, aber hier bin ich es auch. Mit einiger Mühe wuchte ich die schweren Munitionskisten über die Bordwand des Wagens, packe die eine links, die andere rechts und schleife sie dann über den Waldboden hinter mir her, denn ich bin so erschöpft, dass mir zum Tragen die Kräfte fehlen.

Als ich heil wieder bei unserem MG eintreffe, starrt mich der Schütze einen Augenblick an, als begegnete ihm der Weihnachtsmann persönlich, greift sich einen der Gurte und bringt nur zwei Worte hervor: «Tchunge, Junge!» Kopfschüttelnd führt er ihn dann ein und nimmt drüben den Waldrand gleich wieder unter Beschuss.

Bald danach beginnt man auch an unserem Geschütz nach Munition zu rufen. Ich blicke auf und sehe zwischen den Bäumen hindurch einen der Kanoniere auf eine etwas weiter am Waldrand stehende beschädigte Zugmaschine zueilen, in der er wohl noch einige Granaten zu finden hofft. Da er, wenn seine Suche



Schlachtflugzeug Iljuschin 11-2 «Stormowik»

erfolgreich sein sollte, höchstens jeweils zwei davon schleppen könnte, beschliesse ich, ihm zu helfen, irgendwie beflügelt durch mein Glück mit der MG-Munition, aber auch in der Erkenntnis, dass hier jeder einfach das tun muss, was gerade notwendig ist, ganz egal, welchen Dienstgrad er besitzt.

In der Maschine befinden sich tatsächlich noch 25 Schuss, nicht eben viel, aber sicher besser als nichts. Abwechselnd schaffen wir nun immer zwei Granaten, so schnell wie es die schwere Last nur erlaubt, über die Fahrbahn und legen sie auf der anderen Seite am Waldrand nieder, wo sie von der Geschützbedienung im Schutz der Bäume abgeholt werden. Zunächst geht das gut, aber dann funken die Sowjets mit einem MG dazwischen, wie die aufspritzenden Staubwölkchen auf der Strasse erkennen lassen. Als dann die ersten Fahrzeuge versuchen, den Sperr-Riegel mit Vollgas und in grösseren Abständen zu passieren, nutzen wir den Staub, den sie aufwirbeln, und können auf diese Weise unverzüglich den Rest besorgen.

Das Granatwerferfeuer hat inzwischen stark nachgelassen, und immer mehr Fahrzeuge jagen nun an uns vorbei, und als der Beschuss endlich ganz aufhört, können wir erleichtert feststellen, dass wir es vorerst wieder einmal geschafft haben, beginnen aber auch zu begreifen, was uns erwartet, wenn wir, vielleicht schon morgen, den eigentlichen und ohne jeden Zweifel wesentlich stärkeren Einschliessungsring werden durchbrechen müssen!

Da hilft es uns leider auch nicht allzuviel, wenn der Oberbefehlshaber unserer Armee unseren Weg «mit heissem Herzen» verfolgt, wie er das in einem Funkspruch bereits vor drei Tagen, als wir noch vor der Beresina standen, so bewegend zum Ausdruck gebracht hat, und dann fortfährt: «Wir tun alles, was wir mit unseren geringen Kräften können, um zu helfen.» Aber hiervon merken wir eben überhaupt nichts, fühlen uns eher verlassen, vielleicht schon aufgegeben, abgeschrieben. Wenn man uns wenigstens ein paar Flugzeuge schicken würde, die uns mit dem allernötigsten Sprit und etwas Munition versorgen, und einige Jagdflieger, um die «Schlächter», wie die berüchtigten roten Schlachtflugzeuge genannt werden, von uns fern zu halten, die jetzt immer spürbarer in das Geschehen eingreifen.

Kaum haben wir das Waldgebiet verlassen, wachsen auch schon sechs schwarze Punkte aus dem Blau des Himmels, und Sekunden später jagen die gefürchteten Iljuschin II-2 «Stormowik»-Schlachtflugzeuge¹² aus allen Rohren feuernd im Tiefflug über uns hinweg. Einige Landser springen aus ihren Fahrzeugen und laufen mit Riesenschritten einem nahen Waldstück entgegen, aber noch ehe sie ihr Ziel erreichen, bricht einer nach dem anderen im Feuer der Bordwaffen zusammen. Und gleich kommen die «Schlächter», wie zu erwarten war, einen grossen Bogen schlagend wieder auf uns zu; doch nun ist die Bedie-

¹² Ursprünglich als zweisitziges Schlachtflugzeug gedacht wurde es auf ausdrücklichen Wunsch Stalins unter Verzicht auf den Heckschützen und sein Maschinengewehr in grosser Zahl als Einsitzer hergestellt da es mit Beginn der geplanten «Operation Gewitter» nur zu sofortiger Zerstörung der auf den Flugplätzen stationierten Maschinen eingesetzt werden sollte, wonach es dann kaum noch zu Luftkämpfen kommen würde und nur noch Bodenziele anzugreifen wären. Später notgedrungen wieder zum Zweisitzer umgerüstet, wurde dieser – neben der amerikanischen Lockheed P-38 Lightning, dem gleichermassen gefürchteten «Gabelschwanzteufel» – zum wohl besten Schlachtflugzeug des 2. Weltkrieges.

nung einer 2cm-Flak rechtzeitig auf dem Posten, denn plötzlich schlägt aus einer der Maschinen eine Flamme, und unmittelbar danach zerplatzt sie in einem gelbroten Feuerball. In permanenten Salti wirbeln die beiden Insassen durch die Luft, und mit ihnen flattern die brennenden Reste ihres Flugzeugs der Erde entgegen.

Befreit brüllt alles laut auf, als daraufhin die anderen fünf Maschinen sofort abdrehen und davonfliegen.

In einem stark sumpfigen Geländestreifen haben Partisanen unsere Rückzugsstrasse durch mehrere Sprengungen unpassierbar gemacht, und Truppenteile, die vor uns hier durchgezogen sind, haben sich mit Hilfe von Brettern, Balken, leeren Munitionskisten und Benzinkanistern einen geradezu abenteuerlichen Umgehungspfad geschaffen, den nun auch wir, von Sumpf umgeben, mit der grössten Vorsicht benutzen. Zwei verendete Pferde liegen vor ihrem umgestürzten Planwagen schon halb versunken in dem schwarzbraunen Morast und verbreiten einen bestialischen Gestank. Kein Fahrzeug darf hier von diesem «Weg» abkommen, es wäre unabwendbar verloren!

Um nach Überwindung der Sumpfstrecke wieder auf die alte Strasse zu gelangen, muss ein Steilhang passiert werden, und während dies den Halbkettenfahrzeugen keine Schwierigkeiten bereitet, klettern die schweren Lastkraftwagen mit dampfenden Kühlern und auf höchsten Touren laufenden Motoren mühsam Meter für Meter bergan. Einige jedoch schaffen es nicht, lassen sich daraufhin langsam wieder zurückrollen, um dann nochmals Anlauf zu nehmen, aber wieder ohne Erfolg. So müssen wir also einmal mehr mit den Zugmaschinen Hilfe leisten.

Eingehüllt in graubraune Staubwolken rollen wir dann bei glühender Hitze weiter. Es ist die Gegend nordostwärts von Ssmilowitschi, in der wir uns jetzt befinden. Kleine, sanft ansteigende und meist bewaldete Höhen wechseln ab mit Wiesen und Feldern, und hier und da erblickt man eine häufig nur aus wenigen Holzhäusern bestehende Ansiedlung. Zweifellos ein recht schönes Stückchen Erde. Aber wir haben weder Zeit noch Gelegenheit, uns an der Landschaft zu erfreuen, denn plötzlich durchschneidet ein scharfes, den Lärm der Motoren übertönendes Pfeifen die Luft, schmettert Sekunden später zwischen unserer Zugmaschine und dem vor uns fahrenden Lkw in ein Getreidefeld neben der

Strasse und lässt einen ganzen Schwarm von Splintern über uns hinwegjaulen. «Schwerer Koffer!», stellt der Fahrer neben mir sachlich fest und drückt etwas stärker auf den Gashebel. Und schon saust es erneut heran, um in einer riesigen Dreckfontaine zu enden, zum Glück schon etwas weiter entfernt. «Mein lieber Mann, das sind vielleicht Brocken!», murmele ich vor mich hin und wende mich dann lautstark an meinen Fahrer: «Haben Sie mitgekriegt, von wo die hergekommen sind?» «Von vorn, halbrechts!», brüllt er zurück und deutet mit der Hand in diese Richtung. Es ist die Richtung, in der Minsk liegt, noch etwa 30 Kilometer entfernt. «Mensch, jetzt haben sie uns im Sack!», rufe ich ihm zu, worauf er nur stumm nickt.

Wir wissen in diesem Augenblick nicht, dass die Sowjets bereits seit zwei Tagen in Minsk sitzen und somit der Sack schon ebenso lange zu ist.

Nachdem wir die unter Beschuss liegende Wegstrecke glücklich hinter uns gebracht haben, legen wir am Rande eines Buschwaldes eine kurze Rast ein. Die Fahrzeuge werden so nahe wie möglich an die Bäume herangefahren und schnell mit ein paar Zweigen gegen Fliegersicht getarnt. Unbezahlbar diese Ruhepause im Schatten, zumal ich jetzt erneut starke Leibscherzen verspüre und dringend einen der nahen Büsche aufsuchen muss. Meine Feldbluse werfe ich zusammen mit Koppel und Pistole auf meinen Sitz und nehme nur die MP mit, denn die muss man hier zweckmässigerweise auch in einem solchen Fall bei sich führen. Und dann weiss ich endlich auch, woran ich erkrankt bin. Über die möglichen Folgen nachzudenken, bleibt mir jedoch keine Zeit, denn plötzlich spritzt auf der Rollbahn der Sand hoch, unmittelbar gefolgt von einem reissendbellenden Knall. «Pak!», schreit jemand, und schon liegt die Besatzung der Zugmaschine – ausser mir – in Deckung der stählernen Laufräder und Raupenkettens. Wieder schlägt es in nächster Nähe ein. Das Feuer kommt von einer leichten Pak aus einem etwa 500 Meter entfernten Waldstück und gilt eindeutig unserer Zugmaschine, denn der nächste Schuss fegt durch deren Plane in den Laderaum und tötet hier einen der Kanoniere, der ihn als Einziger, vielleicht völlig übermüdet, nicht verlassen hatte. Hinter meinem Busch sehe ich durch die offene, mir zugewandte Rückseite der Maschine, wie er lautlos nach vorn überkippt und mit dumpfem Poltern auf die hölzernen Planken fällt.

Gerade bin ich soweit, mich in dieser im wahrsten Sinne des Wortes besch... Situation ebenfalls in Deckung begeben zu können, da kommt Hauptmann Trost laut rufend herbeigestürzt: «Los, ab fahren, los, los, los!», und springt dann in das Führerhaus, wo ich meinen Platz hatte. In Sekundenschnelle sitzt auch der Fahrer hinter dem Steuer und setzt sofort die Maschine in Bewegung. Wie ein Verrückter renne ich hinterher und kann gerade noch im letzten Augenblick mit äusserster Kraftanstrengung auf die Lafette der Haubitze springen. Sonst ist anscheinend keiner mehr mitgekommen, denn die Zugmaschine war ja nur rückseitig geöffnet, und hier, zwischen den Raupenketten und dem angehängten Geschütz während der Fahrt noch aufzuspringen, wäre äusserst riskant gewesen.

Um einem weiteren Beschuss zu entgehen, jagen wir nun auf der Rollbahn entlang, und als dann vorn ein Stau entsteht, biegt der Fahrer in ein etwas tiefer liegendes Gelände ab, vermutlich in der Absicht, hier eine bessere Deckung zu finden, aber gleich danach passiert es dann doch: Ein fürchterlicher Schlag erschüttert die Zugmaschine, die sofort wie festgenagelt stehen bleibt, während ich das Gefühl habe, von einer Riesenfaust hochgerissen und wieder fallen gelassen zu werden. Wahnsinniger Luftdruck nimmt mir für einen Moment den Atem, und eine höllische Glutwelle schlägt für Sekunden ins Gesicht. Volltreffer einer schweren Pak-Granate genau ins Führerhaus!

Mit angesengten Haaren und noch halb betäubt steige ich langsam von der Lafette herunter und wanke nach vorn, Schreckliches ahnend. Aus dem Führerhaus quillt etwas Rauch, und als ich dann von unten hineinschaue, sieht es so aus, als ob es leer wäre. Vom Fahrer, auf dessen Seite das Geschoss eingeschlagen hat, ist keine Spur mehr vorhanden. Er ist einfach weg, verschwunden mit-samt seinem Lenkrad. Und was ist mit meinem Chef? Ich steige auf das Trittbrett, um besser sehen zu können. Das Lederpolster der Sitzbank ist verbrannt, qualmt noch etwas, und Fetzen meiner Feldbluse sind noch zu erkennen, daneben die unförmigen Reste eines Körpers, und darauf – ein Kopf. Aus dem unversehrt gebliebenen Gesicht blickt Hauptmann Trost mit starren, weit aufgerissenen Augen an mir vorbei in die Unendlichkeit!

Hierzu bekam ich später folgenden Brief:

Sehr verehrter Herr Weber!

Sicherlich haben Sie schon auf eine Antwort auf Ihren Brief vom 25. 11. 44 gewartet. Ich glaube aber, dass Sie Verständnis dafür haben werden, dass es unendlich schwer fällt, einen Brief mit einem so erschütternden Inhalt zu beantworten. Da mein Abarm um Zeit nicht wohl ist, habe ich es übernommen.

Ersparen Sie es mir bitte, verehrter Herr Weber, ausführlich auf Ihren Bericht einzugehen. Der ganze Jammer dieses grausigen Geschehens überwälzt mein Mutterherz immer wieder von neuem.

Der Zweck meines Briefes ist in erster Linie der, Ihnen zu danken, dass Sie uns einen genauen Bericht über den Tod unseres geliebten Sohnes gaben. Ich weiss, dass es nicht leicht für Sie war, solche Briefe zu schreiben - wenn auch noch tausendmal schwerer für uns, solche Briefe zu lesen. Trotzdem sind wir dankbar, dass wir nun alles über die Schicksalsstunde unseres Kindes wissen, so grausam und quälenlos sie auch war. Unagbar schwer ist uns der Gedanke, dass die Überreste dieses geliebten Menschen nicht einmal durch Kameradenhände in die mittlere linke Erde gebracht wurden, wenn man sich auch immer wieder sagt, dass es ja

Schreiben an

Herrn Dr. v. Thoma

nur die sterbliche Hülle ist und dass das Herzerbliche nicht ausgelöscht und für uns unverlierbar ist. Den einzigen Trost gewährt der Gedanke, dass unsere lieben Söhne sich selber seines Schicksals wohl nicht bewusst geworden ist und durch den Luftdruck betäubt, einen schmerzlosen Tod fand.

Wir werden Ihnen, verehrter Herr Bruder, natürlich für Übersendung Ihres in Stussitz gestellten Buches, sehr dankbar sein, da uns selbstverständlich alle Kriegsereignisse aus der letzten Lebenszeit unseres Sohnes sehr interessieren. Ebenso hoffen wir, dass Sie uns dort noch einmal besuchen werden, um uns noch Einzelheiten zu erzählen. Es würde uns eine schmerzliche Freude sein.

Der Tod dieses, unseres letzten Kindes, hat den Schlussstrich unter die letzten Zukunftshoffnungen unseres Lebens gezogen, nach dem unser jüngster Sohn 41 am Fibrensee und unser ältester Sohn 43 bei Krivoi Rog gefallen sind. Ein tröstliches Bild liegt vor uns. Aber um unserer geliebten, tapferen Söhne willen, die getreu ihrem Grundsatz, dass es auf das Schicksal des Vornehmen in diesem Kriege nicht an Monarchen dürfe, kämpften und starben, müssen wir um die Kraft bitten, unser schweres Schicksal mit Würde zu tragen. Möchten doch all die bitter-schweren Opfer unserem Vaterland zum Segen werden!

Ihnen, verehrter Herr Bruder, wünschen wir weiterhin Kriegs-glück und gesunde Heimkehr!

Mein Warm schließt sich meinem Dank und meinen

Voller Entsetzen wende ich mich ab, springe vom Trittbrett der Zugmaschine herunter und laufe total erledigt zur Rollbahn hinüber, weg von diesem grausigen Ort.

Viel Schlimmes hat man in diesem Krieg schon ansehen müssen, aber das hier war wohl einfach zu viel und hat – zumal in einer körperlich desolaten Verfassung – die Grenzen des Erträglichen und Zumutbaren eindeutig überschritten.

Während man normalerweise sein Leben mit aller Energie zu erhalten bemüht ist, sitzt in diesem schrecklichen Augenblick der Schock so tief, dass ich – so kann man das begreifen – am liebsten selber nicht mehr weiterleben möchte.

Immer noch ganz im Banne des Erlebten, springe ich dann auf eines der gerade vorbeikommenden Fahrzeuge auf und erkenne darin den Kommandeur unserer II. Abteilung, Major Waldschmidt, der mich vor drei Tagen an der Beresina in seinem Kfz mitgenommen hat. Ich berichte ihm, dass Hauptmann Trost soeben gefallen sei, und im gleichen Moment wird mir klar, dass ich ja nun die Batterie führen muss. Aber wo ist sie geblieben, wo kann ich sie jetzt finden?

Da der Marsch gerade zum Stehen kommt, springe ich also sofort wieder heraus, und laufe an der Kolonne entlang nach vorn, wo sie ja eigentlich sein müsste. Als sich die Fahrzeuge dann wieder in Bewegung setzen, steige ich schnell auf das Trittbrett eines der Wagen, um beim nächsten Halt gleich wieder abspringen und mit der Suche fortfahren zu können. Zwischendurch muss ich mich mehrmals in den Strassengraben begeben, um den zunehmend kräftezehrenden Begleiterscheinungen der Ruhr Tribut zu leisten, ein ebenso hinderliches wie widerwärtiges Szenarium. Es ist wirklich zum Auswachsen, und nirgends eine Spur von meinen Leuten. Wo immer ich auch nachfrage, niemand kann mir weiterhelfen.

Vielleicht hat die Batterie in dem Durcheinander vor dem Pak-Riegel einen anderen Weg eingeschlagen oder ist irgendwo hängen geblieben und an das Ende der Kolonne gelangt? Also mache ich wieder kehrt, eile zurück, um jetzt ganz hinten nachzuforschen.

Aus einem Fahrzeug der 5. Batterie ruft mir, heftig winkend, der Obergefreite Pollack etwas zu, der mit mir im Winter 1942/43 bei Staraja Russa am Ilmensee zur gleichen Geschützbedienung gehörte, und es ist kaum zu glauben, dass er mich hier sofort wiedererkannt hat. Ich winke nur flüchtig zurück, ohne mich aufzuhalten. Du musst unbedingt deine Batterie finden, sage ich mir im-

mer wieder, aber alles Suchen und Fragen bleibt erfolglos. Als die Fahrt dann wieder fortgesetzt wird, muss ich meine Bemühungen zunächst aufgeben und bin auch am Ende meiner Kräfte. Ein Wagen der Nachrichtenstaffel unseres Regiments nimmt mich auf, und die Kameraden machen mir sofort einen Sitzplatz in dem überfüllten Fahrzeug frei. «Mensch, wie siehst du denn aus, komm her, setz' dich erst mal», sagt einer von ihnen und sieht mich ganz erschrocken an. Ich bin ihm unendlich dankbar, denn im Sitzen und etwas zurückgelehnt sind die immer wieder auftretenden krampfartigen Beschwerden erträglicher.

Schon nach wenigen Minuten überfällt mich eine bleierne Müdigkeit, die Reaktion auf die grossen körperlichen und wohl noch mehr psychischen Belastungen dieses Tages. Bevor mir die Augen zufallen, nehme ich noch wahr, wie mehrere Schlachtflugzeuge zum Angriff auf unsere Kolonne ansetzen, wie die Flämmchen der Bordwaffen an den Tragflächen zu zucken beginnen und die Landser wie graue Schemen eiligst aus den Fahrzeugen springen. Wie aus weiter Ferne vernehme ich das rollende Bellen der Bordkanonen, höre vollkommen gleichgültig, wie die MG-Kugeln hart prasselnd auch in meinen Wagen einschlagen. Vernunft, Willenskraft und sogar der Selbsterhaltungstrieb weichen der totalen Erschöpfung. Ich will nur noch schlafen, schlafen, schlafen, und würde in diesem Augenblick ein schnelles und schmerzloses Ende völlig widerstandslos und sogar mit einem Gefühl der Erleichterung hinnehmen.

Als ich nach einigen Stunden, in denen sich offenbar nichts Besonderes mehr ereignet hat, wieder erwache, fühle ich mich wunderbar gestärkt. Irgendwo in der Umgebung muss wohl ein Gewitter niedergegangen sein, denn erstmalig seit vielen Tagen ist eine deutliche Abkühlung zu verspüren, welche die Brust freier atmen lässt.

Ein Kamerad bringt mir einen Drillichrock, da ich nach dem Verlust meiner Feldbluse nur noch das Hemd und einen dünnen Pullover besitze, den ich mir gestern bei der Vernichtung des Gepäcks trotz der grossen Hitze übergezogen hatte, um ihn behalten zu können. Der Drillichrock weist keinerlei Rangabzeichen auf, in dieser Situation auch ganz ohne Belang, und als wie wenig bedeutsam sich eine Rangordnung in aller Kürze erweisen wird, das kann ich in diesem Moment noch nicht einmal ahnen. Eine auch aus dieser Sicht ganz neue, für vollkommen undenkbar gehaltene Daseinsform als Soldat wirft ihre Schatten voraus!

Während wir nun weiterfahren, spähe ich besorgt in den sinkenden Tag in der Hoffnung, meine Batterie vielleicht doch noch irgendwo zu entdecken, aber nach wie vor ohne Erfolg. Dann nimmt uns die Nacht in ihr schützendes Dunkel und gewährt uns letzte Stunden der Ruhe. Morgen geht es ums Ganze, das spürt jetzt wohl jeder von uns, und trotz allem, was geschehen ist, haben wir noch immer Hoffnung, im Gegensatz zu unserem Oberbefehlshaber General der Infanterie von Tippelskirch, der die Lage natürlich besser kennt und bereits von seiner 4. Armee Abschied genommen hat. Um 23 Uhr nämlich richtet er an sie folgenden ergreifenden Funkspruch, der aber schon von niemandem mehr empfangen wird: «Tiefbewegten Herzens und erschüttert vom Gefühl, nicht helfen zu können, grüsst die Armee ihre alten bewährten Rollbahnkämpfer».¹³

So geht nun dieser schlimme Tag zu Ende und ein noch schlimmerer bricht an.

6. Juli

In den frühen Morgenstunden, bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, fahren wir durch einen vollkommen zerstörten Ort, noch etwa 20 Kilometer von Minsk entfernt. Einige nahe gelegene Waldstücke bestehen nur noch aus kümmerlichen zersplitterten Baumstümpfen, und überall klaffen Trichter und Krater von teilweise enormer Grösse. Die reinste Mondlandschaft, wird sicher so mancher von uns denken. Zahlreiche zerstörte Fahrzeuge und Unmengen von Gerät aller Art liegen verstreut in der Gegend herum, dazwischen viele Gefallene. «Mann, das sieht ja hier aus, als ob ein Munilager in die Luft...», meint einer der Landser in unserem Wagen, aber er kommt nicht mehr dazu, den Satz zu vollenden, denn im gleichen Augenblick schlägt uns ein rasendes Feuer aus Infanteriewaffen, Granatwerfern, Artillerie und Pak entgegen. Sofort

¹³ General der Infanterie von Tippelskirch war fest entschlossen, sich in den Minsker Kessel einfliegen zu lassen, um das Schicksal seiner Armee zu teilen. Es ist den Offizieren seines Stabes nur mit sehr viel Mühe gelungen, ihn hieran zu hindern und davon zu überzeugen, dass es mit heroischen Gesten jetzt nicht mehr getan wäre, vielmehr dagegen auf seine Mitwirkung an der Bewältigung der katastrophalen Situation nicht verzichtet werden könne.

stürzt alles aus den Fahrzeugen, um beiderseits der Strasse in den vielen Trichtern Deckung zu suchen. Von hier aus müssen wir tatenlos zusehen, wie unsere Wagen zunächst im vorderen Teil der Kolonne und dann auch weiter hinten einer nach dem anderen vernichtet werden. Die Sowjets scheinen sich auf diese Stelle genau eingeschossen zu haben, und die Heftigkeit des Beschusses lässt keinen Zweifel aufkommen, dass wir hier auf den Einschliessungsring gestossen sind.

Fassungslos blicken wir auf die brennenden Wracks entlang der Strasse und wollen nicht wahrhaben, dass dies das Ende sein soll. Aber da wir glauben, dass es nur gilt, den Ring hier zu durchbrechen, um ans Ziel zu gelangen – nunmehr auch ohne Fahrzeuge –, steigen wir aus unseren Trichtern und stürmen mit wilder Entschlossenheit auf den unsichtbaren Gegner zu. Der lässt uns noch ein Stück herankommen, aber dann ist die Hölle los, und in wenigen Minuten bricht der völlig planlose und dazu bei Helligkeit durchgeführte Angriff unter hohen Verlusten aussichtslos zusammen. Die Überlebenden fluten zurück, von Deckung zu Deckung springend, und niemand kann sich um die liegengebliebenen Schwerverwundeten kümmern, will er nicht sogleich wie ein Hase abgeschossen werden. Um dem mörderischen Feuer zu entgehen, müssen wir uns ein ganzes Stück absetzen und werden hierbei vollständig auseinandergerissen. Ich arbeite mich zunächst vorsichtig hinter eine kleine, dicht mit Ginsterbüschen bewachsene Bodenerhebung zurück, um mich der Feindeinsicht zu entziehen. Allmählich lässt das Feuer nach und hört dann ganz auf. Auf meinem «Feldherrenhügel» verberge ich mich in einem der Büsche und peile erst einmal die Lage. An verschiedenen Stellen bewegen sich einzelne Leute oder kleine Gruppen ohne irgendein Ziel im Gelände. Niemand scheint so recht zu wissen, was nun eigentlich werden soll, und mir geht es ebenso. Ich beschliesse daher, vorerst hier liegenzubleiben und die Dinge an mich herankommen zu lassen, zumal die Sowjets offenbar nicht daran interessiert sind, uns zu verfolgen. Warum sollten sie auch. Sie können abwarten und uns kommen lassen, und schliesslich haben sie ja noch ihre vielen Flugzeuge, die nun verstärkt in Aktion treten. Überall kreisen sie herum, immer zu sechst, wie Raubvögel, die nach Beute suchen, und wenn sie etwas entdecken, stossen sie herunter, und dann zucken die Flämm-

chen der Maschinengewehre an den Tragflächen und bellen die Bordkanonen. Völlig unbehelligt können sie ihrer Jagdlust frönen, denn deutsche Jäger gibt es nach wie vor nicht, und unsere leichte Flak dürfte sicher weitestgehend mit den zerstörten Fahrzeugen in Verlust geraten sein.

Die Sonne brennt inzwischen wieder so heiss wie gewohnt, aber im Schatten des Ginsterbusches könnte man es schon noch eine Weile aushalten. Trotzdem muss jetzt etwas geschehen, denn ich will hier nicht länger allein herumliegen. Ich beobachte, wie sich nahe einer Wegkreuzung ein paar hundert Meter weiter an den Rändern einiger kleiner Waldstücke immer mehr Leute sammeln und nach und nach auch noch verschiedene Fahrzeuge hinzukommen, die an den Waldrändern eilig in Deckung gebracht werden. Obwohl sich dort ein lohnendes Ziel für die Schlachtflieger zu bilden beginnt, mache ich mich auf den Weg, um mich ihnen anzuschliessen. Man möchte wie gesagt in einer solchen Situation nicht gern allein bleiben und hofft ausserdem, dass nun irgendetwas Sinnvolles in die Wege geleitet wird. An einem der Waldstücke angekommen stelle ich fest, dass es Teile der Division «Feldherrnhalle» sind, die sich hier allmählich einfänden. Von einer Führungsmassnahme ist jedoch im Augenblick noch nichts zu bemerken, und so begeben sich die meisten der Leute zunächst einmal am Rande des Waldes oder ein Stück weiter darin in Deckung gegen Fliegersicht. Während ich mich ebenfalls nach einer geeigneten Stelle umschaue, sehe ich, wie auf einem der Lastkraftwagen, einem Verpflegungsfahrzeug, jemand in grosser Eile mehrere Kartons mit den so beliebten Frontkämpferpäckchen auszupacken beginnt, um sie dann an die Landser zu verteilen, die den Wagen umstehen. Da ich seit zwei Tagen, auch auf Grund meiner Erkrankung, nichts mehr zu mir genommen habe und mein letzter kleiner Mundvorrat gestern in der zerstörten Zugmaschine verlorengegangen ist – mein Gott, dieses schreckliche Ereignis ist noch keine 24 Stunden her –, stelle ich mich dazu und bekomme schliesslich auch eines davon zugeworfen. Nicht zu fassen, dass man die noch heil bis hierher hat durchbringen können, stelle ich kopfschüttelnd fest und freue mich auf die edlen Dinge, die in diesen Päckchen enthalten sind: Schokolade, Zigaretten, Kekse, Drops und Fruchtstangen, zwar alles nur in bescheidener Menge, sozusagen «eine kleine Aufmerksamkeit für die schwer rin-

gende Front», aber der Mensch freut sich, und ganz besonders, wenn er so schnell wie möglich wieder zu neuen Kräften kommen muss. Erfreulicherweise haben sich die unangenehmen Begleiterscheinungen meiner Ruhr heute noch nicht bemerkbar gemacht, und dankbar werfe ich einen kurzen Blick zum Himmel hinauf, allerdings aber auch um festzustellen, was die Flieger da oben machen. In unmittelbarer Nähe sind sie im Augenblick nicht, denn sonst hätten wir hier unsere Liebesgaben wohl kaum so ruhig in Empfang nehmen können, aber allzuweit entfernt sind sie wiederum auch nicht, und so beschliesse ich, mich vorsichtshalber unter einen der schweren Lastkraftwagen zu legen, die am Waldrand im Schutz der Bäume stehen. Schön schattig ist es da ausserdem. Also, mehr Luxus kann man gegenwärtig wohl wirklich nicht erwarten.

Um die Sicherheit noch zu erhöhen, krieche ich unter den mächtigen Motorblock, wenn da auch etwas Öl heruntertropfen sollte, und öffne zuerst die kleine runde Blechdose mit Schokolade, dem grossen Energiespender. Dazu gibt es einige Kekse, und eigentlich viel zu rasch sind diese leckeren Sachen verzehrt. An der Front hat man sich ein etwas hastiges Essen angewöhnt, weniger aus Hunger – unsere Verpflegung war bisher fast immer reichlich und gut und auch in Zeiten des Grosskampfes meist regelmässig zur Stelle –, sondern weil man oft damit rechnen muss, dabei gestört zu werden.

Und so ist es auch hier wieder. Eben will ich mir eine Fruchtstange genehmigen, da brummt es schnell lauter werdend heran, und dann sind die gefürchteten «Iljuschin II-2» auch schon über uns, stürzen sich auf die einzelnen am Waldrand stehenden Fahrzeuge und bepflastern sie mit ihren Bordwaffen. Unter dem massiven Motorblock fühle ich mich jedoch ziemlich sicher und denke nicht daran, mir den Genuss meiner Fruchtstange vermiesen zu lassen.

Bei diesem einen Angriff bleibt es aber nicht, und schon sind sie wieder da, die «Schlächter». Vorsichtig schaue ich einmal kurz unter meinem Lkw hervor und erkenne, dass es gerade einer der Vögel auf diesen abgesehen zu haben scheint. Im Sturzflug kommt er herunter, worauf ich schleunigst meinen Kopf einziehe, eben noch rechtzeitig, denn Sekunden danach fegt eine MG-Garbe nur wenige Zentimeter neben dem linken Vorderrad über den Boden, und ein unmittelbar vor dem Wagen stehender Baum wird von der Granate einer Bordka-

none glatt abgerissen. Mit aufheulendem Motor fängt der Pilot die Maschine nur wenige Meter über den Baumkronen ab und verschwindet dann erst einmal hinter dem Wald. Mein Appetit hat nun doch stark gelitten, da ich genau weiss, dass man gemeint war! Ich frage mich, ob es wohl richtig gewesen ist, sich ausgerechnet unter ein Fahrzeug zu legen, anstatt besser irgendwo im Wald eine Deckung zu suchen, aber wieder einmal sagt mir eine innere Stimme, doch lieber da zu bleiben wo ich bin.

Die Schlachtflugzeuge gönnen uns keine Ruhe und sie können tun und lassen, was sie wollen. Wir haben keinerlei Möglichkeiten, etwas zu ihrer Abwehr zu unternehmen, sind ihnen vollkommen schutzlos preisgegeben und können nur hoffen, die permanenten Angriffe mit viel Glück zu überstehen. Noch nie zuvor hat man so etwas erlebt!

Ab und zu schaue ich vorsichtig unter meinem Lkw hervor, um zu sehen, was da oben los ist. Sie fühlen sich ganz eindeutig als die Herren der Luft und demonstrieren dies auch noch, indem sie zwischen ihren Attacken übermütige Loopings vorführen und allerlei sonstige Kapriolen, so, als befänden sie sich auf irgendeiner Kunstflugveranstaltung. Es handelt sich diesmal auch um Maschinen eines mir unbekanntem Typs, sehr wahrscheinlich um amerikanische, und wenn man beobachtet, wie sie da in der Luft herumturnen, könnte man fast meinen, dass sie auch von munteren US-Piloten geflogen werden, die das Ganze hier gleichzeitig als eine Art Sport betrachten.

Häufig gehen ihre eleganten Loopings in einen Sturzangriff über, und dann feuern die Maschinengewehre und Bordkanonen, deren so unangenehmes Gemurmel einen langsam auf die Barrikaden treibt. In ohnmächtiger Wut kann man nur die Fäuste ballen und hoffen, dass hier endlich einmal ein paar eigene Jäger erscheinen und denen da oben die Lust zu weiteren Angriffen nehmen. Aber das bleibt nach wie vor leider nur ein Wunschtraum. Stattdessen nimmt die Zahl der Feindflugzeuge ständig zu, und dann erscheint ein ganzes Geschwader von etwa 30 Bombern am vorerst noch blauen Himmel. Jetzt wollen sie uns den Rest geben, durchfährt es mich, und schon lösen sich unzählige schwarze Punkte fast gleichzeitig aus den Rümpfen, sausen schnell grösser werdend auf uns herab und detonieren mit einem einzigen, gewaltigen Donnern, als

ginge die Welt unter. Keine 100 Meter von mir entfernt liegt der Rand des Bombentepichs, und ich bin froh, meinen Platz nicht gewechselt zu haben, denn in wenigen Sekunden brechen in einem wahren Inferno ganze Waldstücke zusammen, werden einfach weggefegt, wirbeln Bäume, Menschen und Fahrzeuge wild durch die Luft. Eine ungeheure Wolke aus Brandqualm und Staub beginnt langsam zum Himmel emporzusteigen und verfinstert die Sonne, so dass man meinen könnte, die Abenddämmerung würde bereits hereinbrechen.

Kaum ist das Getöse der Detonationen verstummt, da erhebt sich weithin ein schreckliches langgezogenes Klagen und Schreien, und dann hört es sich an, als galoppiere eine riesige Herde über die Prärie. Aus der Wand von Staub und Qualm treten die Überlebenden hervor, kommen im Laufschrift heran, unaufhaltsam wie eine Lawine, viele Verwundete dabei, die eben noch laufen können, sichtbar nur von einem Gedanken getrieben: weg aus dieser Hölle!

Wie gebannt starre ich auf dieses deprimierende, so noch nie erlebte Geschehen, dann springe ich auf in der Absicht, mich dem Strom entgegenzustellen, ihn nicht in eine Panik ausufern zu lassen, muss aber sehr schnell erkennen, dass dies völlig aussichtslos ist. Daraufhin schliesse ich mich den Nachzügler an, Verwundeten und Erschöpften, die nur noch mühsam folgen konnten. Ziellos laufen wir durch die von Rauch und Staub verdüsterte Gegend, zwei, drei Kilometer, vielleicht auch mehr, denn das Gefühl für Raum und Zeit ist hier verlorengegangen.

Mit einigen völlig erschöpften Kameraden bleibe ich schliesslich am Rande eines Waldstückes nahe einer Rollbahn liegen, niedergeschlagen und wieder einmal am Ende meiner Kräfte. Teilnahmslos sehen wir zu, wie an verschiedenen Stellen kleine und grössere Gruppen von Versprengten in Staubwolken gehüllt umherirren, wie einzelne Sowjetpanzer auftauchen und wild nach allen Seiten feuernd im Gelände herumkreuzen und dann wieder verschwinden und die Schlachtflieger nach weiteren Zielen Ausschau halten.

In einem Augenblick vermeintlicher Ruhe, als keine Panzer mehr zu sehen sind und auch keine Infanterie auf der Bildfläche erscheint, um mit den «Ausräumungsarbeiten» zu beginnen, breche ich, da niemand mitkommen will, al-

lein auf, um in diesem Chaos eine Stelle auffindig zu machen, an der noch einigermaßen Ordnung und Zusammenhalt erkennbar sind und vielleicht noch ein erfolgsversprechender nächtlicher Ausbruchversuch in die Wege geleitet wird, denn bei Helligkeit ist hier absolut nichts mehr zu machen.

Vorsichtig, mich immer wieder nach allen Seiten umblickend, wende ich mich der Rollbahn zu, weil ich der Meinung bin, irgendwo in ihrer Nähe noch am ehesten zu finden, was ich suche.

Fürchterlich sieht es hier aus! Überall liegen von Bomben zerfetzte und von den Panzern zusammengeschossene Fahrzeuge herum, darunter einige bis zur Unkenntlichkeit zerstörte, deren Trümmer sich mit den amorphen Resten einstmaligen menschlichen Wesen zu einem gräulichen Konglomerat vereinigt haben. Und hier und da wird, ohne jede Hoffnung auf Hilfe, wohl noch so mancher Schwerverwundete liegen, dem man nur ein schnelles Ende wünschen kann.

Vor dem Führerhaus eines mit lautem Geknatter brennenden Lkw erblicke ich die Leichen zweier Insassen, schon von den Flammen des ausgelaufenen und in Brand geratenen Treibstoffes ergriffen. Irgendwie fühle ich mich veranlasst, sie den Flammen zu entreissen, und versuche, sie etwas beiseite zu ziehen, vielleicht aus einem Gefühl erklärbar, jetzt irgendetwas Gutes zu tun in diesem Pandämonium des Bösen, aber die Hitze ist so gewaltig, dass ich mein Vorhaben gleich wieder aufgeben muss. Eigentlich ist es ja auch besser, hier zu verbrennen als langsam zu verwesen, denke ich, und gehe weiter, ohne mich nochmals umzusehen.

Mehrfach stosse ich auf abgerissene Gliedmassen, fahlgelb, blutige Klumpen dort, wo sie vom Rumpf getrennt worden sind. Inzwischen ist man derart abgestumpft, dass man von solch schauerlichen Bildern kaum mehr sonderlich beeindruckt wird.

Mit einem Luftangriff ist im Augenblick nicht zu rechnen, denn der Qualm der ringsum brennenden Wälder und Fahrzeuge hat sich zu einer geschlossenen schwarzgrauen Dunstwolke verdichtet, aus der die Sonne nur hin und wieder als fahle, mattsilberne Scheibe hervorkommt, so als wollte sie sich verbergen vor alledem, was man ihr hier darbietet.

Die heisse Luft ist erfüllt vom beizenden Geruch verkohlenden Holzes der Bäume und Fahrzeugaufbauten, von dem penetranten Gestank verschmorerender Autoreifen und verbrennendem Öl, begleitet von dem scheusslich-süsslichen

Geruch der in der extremen Hitze dieses Sommers schnell in Verwesung übergehenden Leichen. Ein infernalisches Gemisch vor einer wahrhaft apokalyptisch anmutenden Kulisse. Da haben wir es also wieder einmal, das «erfrischende Stahlbad», wie jemand ebenso gedankenlos wie zynisch den Krieg, und somit Dinge, wie sie hier geschehen, zu charakterisieren gewagt hat.

Und du, verehrter Hölderlin, schau doch mal herab und sieh sie dir einmal etwas näher an, «Die Schlacht», und dann frage die hier herumliegenden Rudimente deiner «wogenden Jünglinge», ob sie nicht vielleicht doch lieber eines «gemeinen Todes» gestorben wären.

Und noch so manches andere, was göltig schien und unantastbar, was uns eben noch gelehrt wurde und wir guten Glaubens und heißen Herzens in uns aufgenommen haben, voller Bereitschaft, unser Denken und Handeln hiernach auszurichten, es wird nun mehr und mehr in Frage gestellt oder gar, ernüchert und verbittert, zur hohlen Phrase degradiert.

An einer Waldecke steht eine verlassene Zugmaschine. Zu welcher Batterie mag sie wohl gehört haben, frage ich mich, und gehe näher an sie heran, denn auf einem der Kotflügel kann man dies feststellen, und hier lese ich: 1./Art. Rgt.(mot) 18. Das war dann aber auch schon alles, was ich von meiner Batterie wiedergefunden habe, und keinen ihrer Angehörigen.

Immer mehr Versprengte tauchen nun auf und streben einzeln und in kleinen Gruppen einem Waldstück entgegen, an dem sich bereits eine grössere Anzahl von Soldaten zusammengefunden hat. Auch verschiedene noch einsatzfähige Fahrzeuge befinden sich dort, darunter, kaum zu glauben, sogar drei Sturmgeschütze und sieben Schützenpanzerwagen. Man hat den Eindruck, dass sich da noch etwas tun könnte, und so beschliesse ich, hier die weitere Entwicklung abzuwarten. Es sind die zersprengten Reste mehrerer Divisionen, die sich an dieser Stelle zu versammeln beginnen, neben unserer 18. Panzergrenadierdivision vorwiegend von «Feldherrnhalle». Bei dem erfolglosen Versuch, in dem Durcheinander der verschiedensten Einheiten vielleicht einige meiner Leute ausfindig zu machen, stosse ich auf eine leere Zugmaschine der 2. Batterie, ohne zu wissen, dass dieser inzwischen die Reste meiner 1. unterstellt worden sind. Erst viele Jahre später werde ich hiervon durch ihren einstigen Chef, Haupt-

mann Grünwald, in Kenntnis gesetzt werden. «Ich habe damals einen Trümmerhaufen übernommen», sagte er, «und auch nur für einen Tag», denn in dem Chaos wird auch er seine Batterie verlieren und sich dann gleich mir auf einen unendlich langen Weg begeben. –

Am späten Nachmittag ist der dunkle Schleier aus Qualm und Staub an verschiedenen Stellen zerrissen und lässt hier die Sonne wieder hervortreten. Aber nun können auch die Schlachtfieger wieder ihrer Tätigkeit nachgehen. Kaum gedacht, da hört man es auch schon in der Ferne brummen, und dann kommen sie heran. Während wir in Erwartung eines Angriffs ihren Flug verfolgen, sehen wir, wie plötzlich aus den Rümpfen grosse Mengen paketförmiger Objekte herausfallen. Im ersten Augenblick denken wir natürlich an Bomben und wollen uns schon in Deckung werfen, aber dann platzen diese eigenartigen Gebilde bereits nach kurzem Fall noch hoch in der Luft auseinander und lösen sich sekundenschnell in tausende von Einzelteilen auf, die im Wind schaukelnd langsam herunterkommen. Flugblätter!

Bisher hatten wir hierfür, ebenso wie für die Lautsprecherpropaganda, kaum mehr als ein mildes Lächeln übrig, aber jetzt, seit rund zwei Wochen ohne jede Nachricht und lediglich gerüchteweise informiert, jetzt greifen wir begierig nach ihnen, wollen endlich wissen, was los ist und was der Gegner uns da mitzuteilen hat. Und diesmal kann er auf alle Propagandatricks verzichten, bedarf es keiner Lügenmärchen und plumpen Fälschungen, diesmal braucht er nur die nackten Tatsachen zu schildern, Tatsachen, welche die tollsten Lügen in den Schatten stellen. Wir erfahren, dass die gesamte Heeresgruppe Mitte zerschlagen worden ist, nicht nur unsere 4. Armee, wie wir bisher angenommen haben, sondern auch die 3. Panzerarmee, die 9. Armee und die 2. Armee, von der aber bisher nur ein Teil des linken Flügels betroffen war. Eine Katastrophe, weit grösser als die von Stalingrad, wo die 6. Armee unterging. In dem Flugblatt ist von ungeheuren Verlusten an Toten und Gefangenen die Rede, und nach dem, was wir hier erlebt haben, besteht keine Veranlassung, daran zu zweifeln. Viele Generäle seien gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Zur Bestätigung ist, mit russischen Offizieren an einem Tisch sitzend, der Kommandeur der 12. Infanteriedivision, Generalleutnant Bamler, abgebildet, der den «Festen Platz» Mogilew zu verteidigen hatte. Und wir selbst wären ohne jede Hoffnung auf

Hilfe eingeschlossen und im Stich gelassen worden. Nun, auch nicht im Hinblick auf Stalingrad, dass wir eingeschlossen sind, haben wir inzwischen mitbekommen, aber dass man uns im Stich lassen würde, das können wir uns nur schwer vorstellen.

Unter diesen Umständen, so lesen wir, bliebe uns zur Rettung unseres Lebens nur eine Wahl: die Gefangenschaft. Passierschein liegt bei. Gute Behandlung und allerlei sonstige Aufmerksamkeiten werden uns zugesichert.

Aber ergeben wollen wir uns nicht, denn wenn wir auch alles glauben müssen, was da in den Flugblättern steht, von einer guten Behandlung kann man uns nichts erzählen, dafür ist eben schon viel zu viel Gegenteiliges bekannt geworden. Ausserdem ist völlig ungewiss, was im Augenblick der Gefangennahme geschieht. Sehr viele haben ihn nicht überlebt, insbesondere die Verwundeten nicht, und wer auf dem Weg in die Gefangenessammelstelle oder zu einem Durchgangslager nicht mehr mitlaufen kann, sei es auf Grund einer Verwundung, Erkrankung oder vor Erschöpfung, hat praktisch keine Überlebenschance. Mitunter genügt auch schon die blosse Feststellung eines Verbandes bei einem nur leicht verwundeten, aber durchaus marschfähigen Gefangenen, um diesen zu erschiessen. Als hierbei ein NKWD (früher GPU)-Offizier¹⁴ von einem Russisch sprechenden Mitgefangenen gefragt wurde, warum er dies denn getan habe, erhielt er die zynische Antwort, dass ihm der lange Weg zur Abtransportstelle nicht zuzumuten gewesen sei.

Und wenn dieser grosse Kessel hier zwischen Minsk und der Beresina in den nächsten Tagen von Partisanenverbänden «ausgeräumt» wird, dann werden noch tausende von Verwundeten ihr Leben verlieren. Dabei werden auch die «Schlächter» ihrem Namen alle Ehre machen, indem sie die zurückgelassenen, mit Schwerverletzten überfüllten Verbandplätze und Verwundetensammelstel-

¹⁴ Politische Offiziere der Geheimpolizei, gegen die sich der bereits erwähnte «Kommissarbefehl» gerichtet hat. Sie sind auch für den Tod zahlloser Sowjet-Soldaten verantwortlich zu machen, die von ihnen ohne jede Rücksicht auf Verluste immer wieder sinnlos in unser Abwehrfeuer getrieben wurden. Überdies haben sie während der Kämpfe um Stalingrad die Liquidierung von mehr als 13.000 Rotarmisten veranlasst, bei denen eine für ungenügend erachtete Einsatzbereitschaft beobachtet worden ist.

len im Sturzflug mit dem Feuer ihrer Bordwaffen belegen, was man erst später erfahren wird. Nicht ohne Grund hat sich der Kommandeur der 25. Panzergrenadierdivision, Generalleutnant Schürmann, veranlasst gesehen, dem Arzt, den er mit den vielen nicht marschfähigen Verwundeten zurückliess, einen Brief zu übergeben, in dem an das soldatische Empfinden der sowjetischen Befehlshaber appelliert wird. Aber die Rote Armee wird sich anderen Aufgaben zuwenden und den Partisanen das Feld überlassen. Und diese haben hier «vollständige Arbeit» geleistet, denn von überlebenden Verwundeten im Kessel von Minsk ist nichts bekannt geworden. –

Nein, freiwillig begeben wir uns nicht in Gefangenschaft, so denkt hier, von wenigen Ausnahmen abgesehen, jeder von uns. Im Übrigen hat man sich ja nicht wochenlang unter den grössten Schwierigkeiten und Opfern bis hierher durchgekämpft, um dann einfach die Waffen zu strecken. Nein, niemals! Heute Abend noch, in wenigen Stunden, werden wir hier ausbrechen und dann, so glauben wir jedenfalls, bald wieder in die eigenen Linien gelangen, denn irgendwo in der Nähe müssen sie ja wohl sein!

Bevor es soweit ist, gehe ich noch ein ganzes Stück an dem Wald entlang, immer noch hoffend, auf Angehörige meiner Batterie zu stossen oder vielleicht einen entsprechenden Hinweis zu erhalten, aber überall nur fremde Gesichter, fremde Einheiten, und natürlich stehen die eigenen Sorgen und Probleme im Vordergrund. Unter den gegebenen Verhältnissen, und nicht zuletzt wohl auch in Anbetracht meines schlichten Drillichrocks ohne ein Rangabzeichen, kann sicherlich auch nicht unbedingt erwartet werden, dass mir bei meinen Nachfragen gleich die sonst selbstverständliche Aufmerksamkeit entgegengebracht wird, und schliesslich möchte ich ja auch nicht unablässig zur Kenntnis geben, welchen Dienstgrad ich besitze und dabei erklären, weshalb ich in dieser ungewöhnlichen Aufmachung herumlaufe.

In dem bedrückenden Gefühl, praktisch isoliert zu sein und mich beim Ablauf der bevorstehenden Ereignisse nur irgendwo unbekannt einordnen zu können, setze ich meinen Weg fort.

Auf einer Lichtung neben der Rollbahn erblicke ich eine grössere Anzahl Geschütze, leichte und schwere Feldhaubitzen, zwei 10 cm Kanonen und einen

21 cm Mörser, vielfach ohne Verschlüsse und die gesprengten Rohre nach allen Seiten bizarr zum Himmel gereckt. Mehr als bei den verschiedensten Ansammlungen zerstörten Materials, denen man in den vergangenen Tagen begegnet ist, geht einem als Artillerist dieser Anblick unter die Haut, und eindringlicher als je zuvor wird man daran erinnert: ...mit Mann und Ross und Wagen... Stückleut' ohn' Geschütz ...!

Noch immer ziehen ausgedehnte Brandwolken über den Himmel, und dies scheint wohl auch ein Grund dafür zu sein, dass sich feindliche Flugzeuge nur noch vereinzelt blicken lassen. Vielleicht ist man aber auch der Meinung, hier genug getan zu haben, und sucht anderswo nach neuen Zielen.

Ich nutze die augenblickliche Ruhe, um mich noch schnell nach ein paar brauchbaren Dingen umzusehen, denn in der zerstörten Zugmaschine habe ich – bis auf die Maschinenpistole – meine gesamte Ausrüstung eingebüsst. Zunächst finde ich eine Feldmütze, wenn auch mindestens eine Nummer zu klein und damit wohl recht komisch wirkend, dann, sehr wichtig, eine Feldflasche samt Becher, zwar ziemlich zerbeult, aber dicht wie es scheint, und schliesslich noch eine Gewehrgranate, die ich gleich in die Rocktasche stecke, um sie wie eine Eierhandgranate zu verwenden, was sich ja ermöglichen lässt.

Sodann lasse ich mich an einer Waldecke nieder, die einen guten Einblick in das Gelände gestattet, zusammen mit zahlreichen Angehörigen der Division «Feldherrnhalle».

Langsam beginnt es zu dämmern. Wir erfahren, dass bei Dunkelheit, etwa gegen 22 Uhr, ein Durchbruchversuch in südwestlicher Richtung stattfinden soll, sicherlich um nicht zu nahe an Minsk heranzukommen, in dessen Umfeld sich zweifellos starke Feindkräfte befinden.

Jeder ist froh, dass nun endlich etwas geschehen wird und die quälende Ungewissheit einer befreienden Tat weicht, befreiend im mehrfachen Sinne des Wortes, so glauben wir jedenfalls.

Unsere Moral ist trotz der aussergewöhnlich heftigen und verlustreichen Luftangriffe dieses Tages nicht gebrochen, vielleicht hier und da, insbesondere nach dem verheerenden Bombardement in den Mittagstunden, erschüttert worden, aber danach hat sich wohl alles wieder soweit gefangen, und wenn man in

den Gesichtern der Kameraden forsch, dann erkennt man, dass sie den nächsten Stunden, den entscheidenden, wie jeder weiss, natürlich mit erwartungsvoller Spannung, jedoch ruhig und gefasst entgegensehen; aber es wäre vermessen, wollte man behaupten, frei von jeder Furcht zu sein, denn man weiss schliesslich genau, dass nicht wenige, wahrscheinlich sogar sehr viele, diese Nacht nicht überleben werden. Aber wie es so ist, man meint, dass man zu diesen schon nicht gehören wird, und ansonsten bleibt ja auch kein anderer Ausweg mehr für uns, als hier alles zu wagen.

Noch bevor wir uns zum Aufbruch rüsten, gibt es einen Zwischenfall, der bereits die ersten Opfer fordert, als aus einem benachbarten Waldstück plötzlich zahlreiche Nebelwerferraketen, deren Treibsätze sich zwischen den brennenden Bäumen entzündet haben müssen, mit schauerlichem Getöse in irren Zickzackbahnen emporsteigen, dann wie Kometen vom Himmel stürzen und zum Teil in unserem Bereitstellungsraum detonieren.

Nun, wir haben heute weit Schlimmeres erlebt, und so vermag dieser Vorfall keine allzu grosse Aufregung mehr hervorzurufen.

Am späten Abend beginnt sich die Kampfgruppe, vom rauchverhangenen Vollmond matt beleuchtet, langsam zu formieren. Schätzungsweise 1.000 Mann, zusammengezogen aus den Resten der bereits genannten Divisionen, vielleicht auch noch einiger mehr, die sich im Verlauf des Tages hier eingefunden haben, machen sich bereit zu dem vermeintlich letzten, alles entscheidenden Sturm.

Jeder weiss, worum es nun geht, aber auch, dass ein Durchbruchversuch zwangsläufig als Kampf ohne Rücksicht auf Verluste zu betrachten ist, und kaum einer, der hierbei verwundet und marschunfähig liegen bleibt, damit rechnen kann, noch mitgenommen zu werden.

Neben der festen Entschlossenheit, jetzt nochmals mit aller Kraft auf Biegen und Brechen zu kämpfen, nur um hier herauszukommen, zu überleben, die Heimat, die Angehörigen wiederzusehen, steht in zunehmender Erkenntnis des ganzen Ausmasses dieser Katastrophe aber auch die Sorge um das Schicksal der Heimat, der nun näher gerückten Ostgebiete in erster Linie, die wir trotz allem, was uns hier widerfahren ist, mit ungebrochenem Willen und unter allen Umständen zu schützen bereit sind, sollten wir noch einmal heil aus diesem Debakel zurückkehren.

Und so ist diese Stunde äusserster Einsatzbereitschaft auch erfüllt von solchen Gedanken und Gefühlen, die man, ohne darüber zu reden, in sich trägt.

Hier und da aber brechen sie hervor, wenn, wie gestern geschehen, die Überlebenden der zerschlagenen 78. Sturmdivision an einer anderen Stelle des Kessels bei ihrem Durchbruchversuch das Deutschlandlied anstimmen, oder vor bereits neun Tagen, am 28. Juni, viele Tausende mit dem Lied «O Deutschland hoch in Ehren» aus dem eingeschlossenen Bobruisk ausbrechen.

Erinnerungen an den 1. Weltkrieg werden wach, an Langemarck am 10. November 1914, als die jungen Kriegsfreiwilligen im Glauben an den Sieg bedingungslos und heissen Herzens in das feindliche Feuer liefen, dem «dulce et decorum est, pro patria mori» verschrieben.

Von «dulce» allerdings kann – weder damals noch heute – wohl kaum die Rede sein, und schon gar nicht in Anbetracht der Geschehnisse im Verlauf des Krieges gegen die UdSSR, und aus dem Gesang im Sommer 1944 sind neben der Liebe zum Vaterland wohl mehr noch grosse Sorgen, bohrende Zweifel und trübe Ahnungen herauszuhören.

Wir sind nun fertig zum Abmarsch, und langsam setzt sich die buntgemischte Kampfgruppe – so nennt man dies jetzt nur noch – aufgelockert in Bewegung. Die Sturmgeschütze fahren an der Spitze, die restlichen Lkw, vollgepackt mit den nicht marschfähigen Verwundeten in der Mitte, und zu beiden Seiten die Schützenpanzerwagen. Noch einmal hat man das Gefühl, sich in einer kampffähigen, geplant geführten Einheit zu befinden.

Der Vollmond, nur ab und zu noch von vorbeiziehenden Rauchschwaden verdunkelt, ermöglicht uns eine ausreichende Orientierung, aber er hilft auch dem Gegner, der uns schon sehr bald erkennen dürfte, selbst aber in guter Deckung verborgen bleibt. Ausserdem hört er ja schon auf grosse Entfernung die Motorengeräusche unserer Fahrzeuge und kann sich rechtzeitig auf unser Kommen einstellen, während wir nicht wissen, wann und wo wir auf ihn stossen, bis er das Feuer auf uns eröffnet.

Ungefähr eine halbe Stunde kommen wir unter Umgehung von Waldstücken unbehindert voran, und so mancher mag wohl schon erleichtert glauben, dass

wir vielleicht eine Lücke in dem Einschliessungsring erwischt haben. Aber dann fallen vorn die ersten Schüsse, und Sekunden danach wird, ohne irgendeinen Befehl abzuwarten, aus unserem langsamen Herantasten plötzlich ein Sturm lauf, und im gleichen Augenblick bricht aus tausend Kehlen ein in dieser Art noch niemals erlebtes «Hurra», wild, urgewaltig, unbeschreiblich. Jeder brüllt heraus, was er empfindet: Überlebenswille, Vernichtung des Gegners, um auf keinen Fall in Gefangenschaft zu geraten; Hass, Wut und Verzweiflung, dies alles liegt in diesem schrecklichen «Hurra». Unerhört die Wucht dieses Angriffs, die einen einfach mitreisst, jede Gefahr vergessen und nur das Ziel ins Auge fassen lässt. Und unglaublich, wozu man fähig ist, wenn man in die Enge getrieben und gezwungen wird, um die nackte Existenz zu kämpfen!

Die Sowjets wehren sich verbissen, weichen keinen Meter, sind wohl noch siegesbewusster nach ihren gewaltigen Erfolgen in diesen Tagen, und so versuchen sie, mit allen Mitteln unseren Durchbruch zu vereiteln. Ihr massives Feuer aus Maschinengewehren, Granatwerfern und Pak verursacht schwere Verluste. Schreckliche Szenen spielen sich ab, als einer der mit Verwundeten überfüllten Lkw einen Volltreffer erhält und auseinander platzt. Die Überlebenden schreien hinter uns her, wollen, obwohl sie wissen, dass dies unmöglich ist, mitgenommen werden, und einige verfluchen die vorbeistürmenden Kameraden: «Ihr Hunde, ich will mit!», hört man sie rufen, brüllen, und das ist noch schlimmer als das feindliche Feuer. Niemand kann den liegengebliebenen Verwundeten helfen, denn wer hier stehen bleibt, der wird sich gleich dazulegen, und da wir wissen, was höchstwahrscheinlich mit ihnen geschieht, wenn hier alles vorbei ist, packt uns eine rasende Wut und ein grenzenloser Hass, und so stürzen wir uns wild auf jeden Gegner, den man im Mondlicht erkennen kann, reagieren noch einmal alles ab, was sich in uns aufgestaut hat, und dann sind wir endlich durch, haben es geschafft, wenn auch unter grossen Opfern. Mit einer kleinen Gruppe laufe ich vorsichtshalber noch ein ganzes Stück weiter, und dann bleiben wir, atemlos und erschöpft, erst einmal auf einem Acker liegen. Total erledigt und noch ganz im Banne dieses kompletten Wahnsinns lasse ich mich kopfüber in die Furchen fallen, presse die heisse Stirn in die wunderbar kühle und feuchte Erde und beginne erst jetzt langsam, fast ungläubig noch, zu begreifen,

dass ich zunächst einmal dieses makabre Szenario unversehrt überstanden habe.

Eine längere Ruhepause können wir uns hier aber nicht erlauben, denn noch befinden wir uns ja im Niemandsland, wie wir meinen, und müssen damit rechnen, dass die Sowjets die Gegend absuchen.

«Los, weiter, Leute», drängt einer der Kameraden, «auf, Richtung Heimat!»

Von unserer Kampfgruppe ist trotz der mondhellen Nacht weit und breit nichts mehr zu sehen, keines der Sturmgeschütze, kein Schützenpanzerwagen und auch keiner der Lastkraftwagen mit den vielen Verwundeten. Wo sind sie geblieben? Alle abgeschossen? Wir wissen es nicht und vermuten, dass durch die Kampfhandlungen alles auseinandergeraten ist und die zerstreuten Teile getrennt weitergezogen sind. Auch vom Gegner ist nichts zu bemerken. Waren seine Verluste vielleicht so hoch, dass er ausserstande ist, im Augenblick etwas zu unternehmen? Schliesslich haben wir ihm ja empfindlich zugesetzt! Oder wartet man ab, bis es hell wird? Mitternacht ist noch nicht vorbei, und so haben wir noch ein paar Stunden Zeit.

«Eigentlich müsste man ja langsam was von der HKL merken», meint jemand, «Leuchtkugeln, Schüsse oder sonst irgendwas!»

Aber nichts dergleichen ist festzustellen, nichts, was auf ihre Nähe hindeuten würde.

«Morgen werden wir sie ganz bestimmt erreichen, klar, Mensch, so nahe kann sie ja auch gar nicht sein», antworte ich, fest davon überzeugt, unsere Situation zutreffend eingeschätzt zu haben. Morgen also wird der grosse Tag sein!

Langsam gehen wir weiter, schweigend und nachdenklich, und völlig ahnungslos, dass wir in dieser Stunde am Anfang eines Weges stehen, der gnadenloser sein wird als alles, was wir bisher erlebt haben.

II.

Weiter Weg nach Westen

7. Juli

In den Stunden von Mitternacht bis zum Einbruch der Morgendämmerung haben wir uns, jede Deckung ausnutzend, weiter in Richtung Westen bewegt. Mit zunehmender Helligkeit finden Teile der während des Ausbruchs auseinandergeratenen Kampfgruppe wieder zusammen, und als wir dann gegen Mittag die Rollbahn Minsk-Bobruisk erreichen, sind wir etwa 250 Mann stark. Plötzlich brausen hier zwei Sowjetpanzer mit höchster Geschwindigkeit und dabei in westlicher Richtung unmittelbar neben uns vorbei, ohne die geringsten Angriffsabsichten erkennen zu lassen. Vermutlich haben sie ihre Munition verschossen, denn sonst wäre für viele von uns der Marsch schon hier zu Ende gewesen. Es besteht aber auch durchaus die Möglichkeit, dass deutsche Landser die beiden Panzer erbeutet haben, was gar nicht so selten vorgekommen ist, und nun gen Westen losgefahren sind in der Hoffnung, auf diese Weise schnell und relativ gefahrlos irgendwo auf die eigenen Linien zu stoßen, vorausgesetzt, dass der Sprit hierfür ausreicht. Aber keinesfalls würde er das!

Beim Weitermarsch erhalten wir aus einem auf einer Anhöhe gelegenen Dorf plötzlich starkes Feuer. Sofort treten wir zum Angriff an, nehmen auch dieses Hindernis, nur ein Ziel vor Augen, nur einen Gedanken: die HKL. Aber sie ist es nicht.

Im weiteren Verlauf des Tages stoßen mehrere an anderen Stellen des Kessels durchgebrochene Gruppen zu uns, so dass wir auf rund 500 Mann anwachsen, und haben nun sogar wieder einige Schützenpanzerwagen und mehrere Lkw. Schnell geht es dann weiter, wie in den vergangenen Tagen bei glühender Hitze. Erschöpft fahre ich auf dem Trittbrett eines der vollbesetzten Wagen mit. Schon nach wenigen Kilometern stoßen wir erneut auf den Feind. Diesmal sind es drei Lastkraftwagen einer Nachschub-Einheit. Die Sowjets sind vollkommen überrascht, haben uns wohl, vom Staub behindert, für die eigenen Leute gehalten.

ten und werden, noch ehe sie etwas unternehmen können, von unseren Schützenpanzerwagen zusammengeschoßen. Endlich wieder einmal ein kleines Erfolgserlebnis, das neue Zuversicht aufkeimen lässt, aber letztlich doch völlig irrelevant.

Wenig später gelangen wir in stark hügeliges Gelände, durch das sich ein Fluss in vielen Windungen seinen Weg bahnt, der Swislotsch, an dem auch Minsk liegt, nun etwa 20 Kilometer nördlich von uns. Wir nähern uns einer zerstörten Brücke, und dann fallen auch schon, wie zu erwarten war, die ersten Schüsse. Der Gegner hält einen nicht weit vom Ostufer verlaufenden Höhenrücken besetzt, und jeder glaubt natürlich, dass sich hier die HKL befindet, da sich ja das Gelände vor einem Fluss dafür anbietet, wie dies auch am Dnjepr und an der Beresina der Fall gewesen wäre. Und so treten nun, ohne dass jemand irgendeinen Befehl hierzu gegeben hätte, fünfhundert Mann zum vermeintlich letzten, entscheidenden Sturm an, jagen unter wildem Hurrageschrei den Höhenzug hinauf. Wohl kaum jemand hat einen Angriff erlebt, der mit solcher Wucht geführt worden ist, und so werden die Sowjets, stärkemässig deutlich unterlegen, sehr schnell überwältigt. Von einer HKL aber ist auch hier nichts zu sehen!

Kaum ist der Angriff vorüber, da erhalten wir aus dem Rücken Pak- und Artilleriefeuer, und eine nahe gelegene, bereits stark beschädigte und für Fahrzeuge nicht mehr passierbare Brücke wird nun auch unter Beschuss genommen, womit ein Übergang aussichtslos geworden ist. Plötzlich der warnende Ruf: «Russische Panzer!» Hinter einem der Hügel sind deutlich Kettengeräusche zu vernehmen, und dann knallt es auch schon. Gleich der erste Schuss kriecht an einer Stelle, an der sich eine grössere Gruppe zusammengefunden hat, mit entsprechender Wirkung, wie man beobachten kann. Der Panzer, es war glücklicherweise nur dieser eine, feuert noch ein paarmal in die Gegend und verschwindet dann. Dagegen hält der Beschuss der Brücke unvermindert an. Einige Landser versuchen auf ihren Trümmern über den Fluss zu gelangen, aber auf dem anderen Ufer werden sie in dem deckungslosen Gelände niedergestreckt. Stunden vergehen und wir kommen nicht voran. Am Ende bleibt nur die Hoffnung, das Hindernis anderswo zu überwinden, und an einer einigermaßen gedeckten Stelle gelingt uns dann, bis über die Brust im Wasser, der Übergang. Nun ver-

sucht man auch die Fahrzeuge auf das andere Ufer zu bringen, aber nur bei einigen kleineren ist dies möglich. Die Schützenpanzerwagen und Lkw bleiben mitten im Fluss stecken und müssen aufgegeben werden. Verzweifelte Versuche, sie an Land zu ziehen, scheitern, da alle Seile reissen. Dabei geraten wir erneut unter Beschuss und noch mancher Kamerad bleibt hier liegen. Ich komme an einer Stelle vorbei, an der man einen Gefallenen in sichtlich grosser Eile begraben hat, denn die Spitzen seiner Stiefel ragen noch aus dem Sandhügel heraus. Nur ganz selten können die Toten in diesen Tagen und Wochen eine einigermassen würdige Ruhestätte finden; die weitaus meisten bleiben da liegen, wo sie gefallen sind, und gehen bei der ungewöhnlich grossen Hitze schnell in Verwesung über.

Eine riesige Staubwolke hinter uns lassend, schleppen wir uns über die ausgedörrten Felder und erreichen nach wenigen Kilometern die Eisenbahnlinie Minsk-Bobruisk, die wir ohne Feindeinwirkung überqueren. Hitze und Staub verursachen einen quälenden Durst. Die Kehle ist wie ausgedörrt, und als wir in ein Sumpfgebiet mit braunem, bitterem Moorwasser kommen, stürzt jeder gierig Becher um Becher hinunter, ohne zu bedenken, welche Folgen das haben kann.

Vor einer nach Westen führenden Strasse sammeln wir uns und nehmen hier weitere versprengte Truppenteile auf, vorwiegend wohl der 9. Armee, in deren rückwärtiges Frontgebiet wir inzwischen gelangt sind. Neben ein paar sonstigen Fahrzeugen haben sie überraschenderweise noch einige Panzer durchgebracht, ein wahres Wunder nach diesem Desaster. Sicherlich handelt es sich um die Reste der 20. Panzerdivision, unserer «Feuerwehr», die zuletzt im Raum Bobruisk-Paritschi eingesetzt gewesen und hier untergegangen ist. Jedenfalls sind sie nun bei uns gelandet und könnten eine grosse Hilfe sein, allerdings nur so lange wie der Sprit reicht!

Mit unserem wieder stärker angewachsenen Heerhaufen verbergen wir uns nun in einem grösseren Waldstück, um erst bei Dunkelheit den Marsch fortzusetzen, denn bei Tage dürfen wir uns ab sofort nicht mehr sehen lassen. An verschiedenen Stellen stossen wir auf gefallene deutsche Soldaten, die in Anbetracht ihres Zustandes bereits einige Tage hier liegen dürften, woraus geschlossen werden muss, dass die Front wohl doch noch etwas weiter im Westen

zu suchen ist! Wir nehmen den Toten die Erkennungsmarken ab und bestatten sie dann notdürftig. Um vor Überraschungen sicher zu sein, werden überall Posten eingeteilt, denn bis zum Weitermarsch bleibt noch viel Zeit.

Am Nachmittag dieses Tages lässt der Oberbefehlshaber unserer 4. Armee, General der Infanterie v. Tippelskirch, einen letzten Funkspruch absetzen, in dem es heisst: «Unauslöschlichen Dank für Tapferkeit und Heldentum. Möge es trotz allem Früchte tragen». Aber es gibt keine Stelle mehr, die ihn noch hätte empfangen können, und so verlieren sich Dank und Hoffnung ungehört im Äther.

Langsam neigt sich der Tag seinem Ende entgegen. Vor dem Abmarsch teilen wir uns in drei Gruppen zu etwa 150 Mann auf, da wir sonst viel zu schnell entdeckt würden, denn die Sowjets suchen überall nach den Resten unserer zerschlagenen Divisionen, die sich im gesamten Bereich der Heeresgruppe Mitte nach Westen durchzukämpfen versuchen. Der Gruppe, zu der ich gehöre, wird ein gepanzerter Lkw mit einer 2 cm Vierlingsflak und ein VW-Schwimmwagen zugeteilt. Von den Panzern ist leider nichts mehr zu sehen; vermutlich hat man sie schon jetzt aufgeben müssen. Bevor wir aufbrechen, werden schnell noch die letzten Lebensmittel verzehrt. Ich besitze nur noch ein paar Kekse aus dem Frontkämpferpäckchen, das ich gestern erhielt. Seitdem habe ich nichts mehr zu mir genommen. Von einem Kameraden bekomme ich noch eine Ölsardine und ein kleines Stück Brot, und dann machen wir uns marschbereit.

Kühl und feucht ist die Nacht, was nach der Gluthitze des Tages angenehm empfunden wird. Nach Verlassen des Waldes führt der Weg durch ein Sumpfgebiet. Unsere beiden Fahrzeuge bleiben mehrfach stecken und müssen mit vereinten Kräften wieder flott gemacht werden. Ein ziemlich starker Dunst sorgt dafür, dass man uns hierbei nicht so leicht entdecken kann. Wir marschieren nun so schnell, wie es unsere Kräfte und die Geländebedingungen zulassen. Trotz der Kühle der Nacht tritt mir schon bald der Schweiß aus allen Poren, und von Kilometer zu Kilometer fühle ich mich unwohler. Die Darminfektion, mit der ich es seit nunmehr vier Tagen zu tun habe und die sich vorübergehend gebessert zu haben schien, beginnt sich plötzlich wieder bemerkbar zu machen, wahrschein-

lich durch den Genuss des Moorwassers vorhin, aber wohl auch aufgrund der feuchtkalten Luft. Endlich erreichen wir ein Dorf und legen eine kurze Rast ein. Wir finden einen Brunnen, der wunderbar sauberes Wasser liefert, soweit man dies im Mondlicht beurteilen kann. Nach dieser Erfrischung geht es mir vorerst wieder etwas besser.

Vor uns steigen immer wieder Leuchtkugeln hoch, leider keine Anzeichen einer nahen Front, sondern wohl als Signale für die russischen Flugzeuge, die ständig in der Gegend herumkreisen, mitunter so niedrig, dass man deutlich ihre Silhouetten erkennen kann. Sogar in der Nacht versucht man also, uns ausfindig zu machen.

Wir verschärfen nun noch das Marschtempo und haben schätzungsweise schon etwa 10 Kilometer hinter uns gebracht. Meine Kräfte lassen wieder zusehends nach, und schliesslich bin ich so fertig, dass ich mich am liebsten auf der Stelle hinwerfen möchte, aber wer hier unbemerkt zurück bleibt, kann gleich sein Testament machen, und so nehme ich alle Energie zusammen, um durchzuhalten. Bald ist es ja geschafft, rede ich mir immer wieder ein, und weiss zum Glück nicht, was noch vor uns liegt!

8. Juli

In den Morgenstunden erreichen wir erneut einen Fluss, den Ptitsch. Ganz in der Nähe befindet sich eine Brücke, die zu unserer grossen Erleichterung völlig intakt ist, so dass wir schnell und problemlos das andere Ufer gewinnen. Da es schon ziemlich hell geworden ist, müssen wir baldigst ein grösseres Waldstück finden, um uns dort verbergen zu können. Nach Überschreiten des Flusses sehen wir wenig später vor uns einen kleinen Ort, aus dem wir beim Näherkommen beschossen werden. Vielleicht ein letztes Hindernis vor der HKL, wenn nicht sogar ein Teil derselben, denken wir, und treten sofort zum Angriff an. Bis zu den ersten Häusern sind etwa 300 Meter über deckungsloses Gelände zurückzulegen, die wir mit kräftigem «Hurra» zu überwinden suchen, wobei es bereits die ersten Ausfälle gibt. Leiser und vereinzelter wird das Hurrarufen, um schliesslich ganz zu verstummen, denn als wir den Ortsrand erreichen und in das Dorf eindringen, geht der Tanz erst richtig los. Aus allen Häu-

sern schlägt uns ein rasendes Feuer entgegen. Eine Pak schießt auf kurze Entfernung in die Dorfstrasse mit entsprechender Wirkung. Unser Versuch, den Ort einfach zu durchqueren, ohne sich auf einen Häuserkampf einzulassen, erweist sich als undurchführbar, und verzweifelt sucht nun jeder nach einer Möglichkeit, aus diesem Hexenkessel herauszukommen. Mit einer kleinen Gruppe stürze ich in wilder Flucht einen mit zahlreichen Obstbäumen bestandenen Hang hinunter und laufe dabei, so schnell wie ich noch kann, im Zickzack zwischen den Bäumen hindurch, um den hinter uns herschiessenden Gegnern das Zielen zu erschweren und auch dem Pakfeuer zu entgehen. Ein Landser neben mir schreit auf: «Ich glaube, die haben mir den Sack weggeschossen!» «Lauf weiter, Mensch!», rufe ich ihm zu und stosse nach einigen hundert Metern völlig ausser Atem auf einen kleinen Fluss, offenbar ein Nebenfluss des Ptitsch. Dichtes Buschwerk, das sich am ganzen Ufer entlangzieht, bietet zunächst einmal ausreichende Deckung. Nach und nach finden sich hier immer mehr Versprengte ein, da anderweitig keine Möglichkeit besteht, sich zu verbergen.

Wohl eine halbe Stunde liegen wir hier fest und wissen nicht, wie es weitergehen soll. Von einer Front, die wir eben noch zu erreichen hofften, ist weit und breit nichts zu bemerken.

Während ich noch unsere Lage überdenke, ertönen aus dem Dorf plötzlich fürchterliche Schreie. Die Sowjets, genauer die Partisanen, beginnen damit, unsere Verwundeten zu erschiessen. Es ist zutiefst erschütternd, ihre verzweifelten Hilferufe und dann den trockenen Knall der Schüsse anhören zu müssen, ohne etwas zu ihrer Rettung unternehmen zu können. Und so bestätigt sich einmal mehr: Wer verwundet in Gefangenschaft und insbesondere in die Hände von Partisanen gerät, hat nur eine ganz minimale Überlebenschance, und wer nicht mehr gehfähig ist, überhaupt keine.

Verständlicherweise will man so bald wie möglich von hier wegkommen, aber bei Tage und in Anbetracht der augenblicklichen Situation ist dies völlig ausgeschlossen. Um wenigstens etwas mehr Abstand von dem Partisanendorf zu gewinnen, kriechen wir nun ganz langsam und mit grösster Vorsicht im Schutz der Büsche am Ufer des Flusses entlang, der hier etwa 5 Meter breit ist und ziemlich schnell dahinfliesst. Da, ganz in der Nähe eine heisere Stimme:

«Deutschärr Lanzärr kommt härraus, ihr wärrdet gutt behandält!» Mit einem einzigen riesigen Satz springe ich in den Fluss, stehe bis zum Hals im Wasser, die Maschinenpistole mit ausgestrecktem Arm hochhaltend. Dann ertafit mich die starke Strömung, dreht mich um die eigene Achse, wobei die MP unter das Wasser gerät, aber Sekunden danach habe ich das andere Ufer erreicht und finde Deckung hinter dem dichten Buschwerk, das sich auch hier entlangzieht. Was bringt man nicht alles fertig in solchen Augenblicken!

So schnell wie nur möglich krieche ich weiter und stosse dann auf eine Gruppe von Kameraden, sehr erleichtert, hier nicht allein zu sein; und die nassen Klamotten sind jetzt absolut belanglos!

Kurze Zeit später ertönt schon wieder die krächzende Stimme: «Deutschärr Lanzärr, ergäbbt euch, ihr wärrdet gutt behandält!»

Natürlich denkt niemand auch nur im Traum daran, der Aufforderung nachzukommen, zumal wir ja eben erst erlebt haben, wie die «gute Behandlung» aussieht. Aber nun werden die Kerle langsam ungeduldig, schiessen planlos in die Büsche und rufen, schon wesentlich unfreundlicher: «Los, 'rauskommen!» Offenbar ist es nur ein kleiner Trupp, der das Ufer absucht und wohl nur einige wenige Versprengte in dem Buschwerk vermutet. Da wir hinter den sich beiderseits des Flusses entlangziehenden Buschreihen liegen, fühlen wir uns ziemlich sicher und können durch die Zweige beobachten, wie sich die Partisanen bewegen. Einige kommen dann bedrohlich nahe an unser Versteck heran, so dass wir Gefahr laufen, entdeckt zu werden. Obwohl wir in unserer Lage bemüht sein müssen, jedem Kampf aus dem Wege zu gehen, strecken wir sie mit ein paar wohlgezielten Schüssen nieder, wonach die Übrigen in wilder Flucht davonstürzen.

Vorsichtshalber ziehen wir uns danach noch ein paar hundert Meter weiter entlang dem Flussufer zurück, denn es ist damit zu rechnen, dass man nun stärkere Kräfte zum Absuchen herbeiholen wird. Immer wieder stossen noch Versprengte zu uns, so dass unsere Gruppe schliesslich auf etwa 100 Mann anwächst.

Um einem eventuellen Angriff begegnen zu können, richten wir uns notdürftig zur Verteidigung ein, und unablässig wird das nun knapp einen Kilometer von uns entfernt liegende Partisanendorf mit den wenigen vorhandenen Dop-

pelgläsern beobachtet, denn bis zum Einbruch der Dunkelheit müssen wir hier noch etwa zehn Stunden ausharren, und bis dahin könnte oder müsste eigentlich noch einiges passieren. Aber die Zeit vergeht, und nichts deutet auf irgendwelche Angriffs absichten hin. Wir kommen somit zu der Überzeugung, dass sich in dem Ort keine regulären Truppen befinden, sondern ausschliesslich allerdings hervorragend organisierte Partisanen, die aber wie üblich nur dann angreifen, wenn sie keinen anderen Ausweg mehr sehen, und das ist ja hier nicht der Fall.

In der Nähe des Ortes verläuft eine Rollbahn, auf der in beiden Richtungen lebhafter Verkehr herrscht. Dem Aussehen nach scheinen viele der Lastkraftwagen amerikanischer Herkunft zu sein. Ihre Motoren verursachen, insbesondere wohl bei höheren Drehzahlen, ein singendes Geräusch, ganz anders jedenfalls als die russischen.

Wenn man die zahlreichen Fahrzeuge so zielstrebig und unangefochten dahinrollen sieht, gewinnt man zwangsläufig den Eindruck, sich ziemlich weit im Hinterland des Gegners zu befinden, und es ist nur gut, dass wir nicht wissen wie weit! Wir wissen also auch nicht, dass die Sowjets an diesem 8. Juli den bereits erwähnten wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Baranowicze eingenommen haben, etwa 130 Kilometer südwestlich der Buschgruppe, in der wir uns hier verborgen halten, und ihre Panzer die Stadt gleich hinter sich gelassen haben. Und wir hofften vor einigen Stunden noch, hier oder vielleicht ein paar Kilometer weiter die Front wieder zu erreichen, und glauben auch jetzt noch, dass dies in nächster Zeit der Fall sein wird.

Da auch weiterhin alles ruhig bleibt, kommt es zu ersten, vorsichtig geführten Gesprächen. Die Kameraden stammen aus den verschiedensten Einheiten, und man gewinnt den Eindruck, dass kaum jemand den anderen kennt. Neben mir liegt eine Gruppe von vier Offizieren, Oberleutnant Niedermeier, die Leutnante Janasiak und Bauer sowie Oberveterinär Richert. Klar, dass vordringlich über unsere Lage und die weiteren Aspekte gesprochen wird, und alle sind der Meinung, dass wir uns tiefer als vermutet im Rücken des Gegners befinden und wohl noch einige Tage werden marschieren müssen. Wichtigster Punkt aber ist die Erkenntnis, dass es künftig wohl kaum noch möglich sein wird, mit rund

100 Mann unbemerkt und unbehelligt weiterzukommen, auch nicht im Schutz der Dunkelheit. Im Moment stellt sich aber erst einmal die Frage, wie man sich in den nächsten Stunden verhalten soll. Auch wenn die Partisanen offensichtlich nichts mehr unternehmen, so besteht doch immer noch die Möglichkeit, dass uns ein Suchkommando der Sowjets hier entdeckt, und wenn dieses mit Panzern erscheint, dann ist der Traum aus, denn niemand von uns verfügt mehr über panzerbrechende Waffen. Wir beschliessen, auf jeden Fall erst bei ausreichender Dunkelheit aufzubrechen, und hoffen, bis dahin in Ruhe gelassen zu werden.

Leutnant Bauer gibt mir auf einem kleinen Zettel seine Heimatanschrift mit der Bitte, seine Eltern zu benachrichtigen, wenn ihm etwas zustossen sollte. Ausserdem überlässt er mir eine kleine Russlandkarte, als ahnte er, dass er sie schon sehr bald nicht mehr benötigen würde. Ich stecke den Zettel in die zusammengefaltete Karte, um ihn vor Feuchtigkeit zu schützen, und gebe ihm dann auch die Anschrift meiner Angehörigen.

Das nachdenkliche Schweigen benutze ich dazu, meinen nass gewordenen Kompass wieder in Ordnung zu bringen und die Maschinenpistole wenigstens äusserlich etwas zu reinigen. Es mag sicher etwas merkwürdig anmuten, aber in diesem Augenblick betrachte ich sie als meinen besten Freund!

Langsam wird es dunkel, und bald können wir uns zum Weitermarsch rüsten. Einer der Kameraden stellt mir, ohne dass ich ihn darum gebeten hätte, sein Doppelglas zur Verfügung, was mir noch gute Dienste leisten sollte.

Dann ist es soweit, und nach allen Seiten Umschau haltend setzen wir uns Mann hinter Mann in Bewegung. Zunächst muss die Rollbahn überschritten werden. Da der Verkehr gegen Abend stark nachgelassen hat, gelingt dies ohne besondere Schwierigkeiten. Lediglich ein einzelner Posten bemerkt uns und eröffnet sofort das Feuer aus seiner MP. Er wird schnell unschädlich gemacht, aber einige unserer Leute haben zum Glück nur leichte Verwundungen davongetragen.

Nachdem wir ohne weitere Zwischenfälle einige Kilometer hinter uns gebracht haben, taucht vor uns im Mondschein ein kleines Dorf auf, das, wie es scheint, einen friedlichen Eindruck macht. Wir sind aber gewarnt durch die

eben gemachten Erfahrungen, und so bleiben wir zunächst einmal in genügendem Abstand auf einem Acker liegen, die Waffen schussbereit. Lange beobachteten wir den Ort, lauschen gespannt auf jedes Geräusch, aber nichts geschieht, was uns hätte verdächtig erscheinen müssen. Wir könnten das Dorf sicher einfach umgehen, aber wir stehen, da wir nun damit rechnen müssen, unser Ziel wohl doch nicht so bald zu erreichen, vor einem neuen Problem, der Beschaffung von Lebensmitteln für besagte hundert Mann, die kaum etwas zu essen haben. Der grösste Teil der während des Rückzuges mitgeführten Bestände ist früher oder später im Verlauf der Kampfhandlungen verlorengegangen, und was noch zur Verfügung stand, ist nun fast restlos aufgezehrt, auch die letzte «Eiserne Ration». Schon in den vergangenen Tagen haben wir nicht mehr allzuviel zu uns genommen, hatten bei der enormen Hitze und den Staubmassen allerdings auch vordringlich das Bedürfnis, unseren brennenden Durst zu löschen. Sicherlich ist das Hungergefühl auch durch die ausserordentlichen und permanenten Belastungen zurückgedrängt worden, und letzten Endes hat sich der insbesondere während der Kesselschlacht vielerorts aufgetretene beizende Brand- und mehr noch der penetrante Verwesungsgeruch auch nicht gerade appetitanregend ausgewirkt. Nun aber ist der Zeitpunkt gekommen, da Nahrungsmittel zur Erhaltung der Kräfte unbedingt benötigt werden, und so wird der Entschluss gefasst, dem vor uns liegenden Dorf einen Besuch abzustatten, trotz der hiermit verbundenen Risiken. Leutnant Janasiak sammelt ein paar Männer um sich, und ich schliesse mich ihnen an, da ich einen gewaltigen Hunger verspüre.

Mit grösster Vorsicht pirschen wir uns an die ersten Häuser heran. Alles ist totenstill, keine Bewegung, keinerlei Geräusche. Das erste Haus ist leer und verlassen und enthält nichts, was wir suchen, aber das nächste ist bewohnt. Leise klopfen wir an die Tür. Knarrend öffnet sie sich, und vor uns steht eine Frau. Völlig unerwartet bittet sie uns, doch hereinzukommen und Platz zu nehmen. Wir sind einfach sprachlos, mussten wir doch damit rechnen, mit Gewehrschüssen empfangen zu werden, und nun diese freundliche Einladung. Zögernd und immer noch misstrauisch setzen wir uns an den Tisch, der fast die Hälfte der kleinen Stube einnimmt. Bald aber sind alle Zweifel geschwunden, denn nun

bringt uns die Bäuerin Brot und Honig sowie für jeden von uns ein Gefäss mit herrlich frischer Milch. Gierig verzehren wir diese sagenhaften Genüsse und sind sogleich in bester Stimmung. Ein Kamerad, der über ausreichende russische Sprachkenntnisse verfügt, knüpft ein Gespräch an, und sofort ist das gegenseitige Vertrauen hergestellt. Leider haben wir nicht viel Zeit, essen schnell noch ein Stück Brot, füllen noch etwas von der Milch in die Feldflaschen und verlassen dann mit herzlichem Dank das gastliche Haus.

Da wir auch für die vor dem Dorf wartenden Kameraden etwas organisieren wollen, suchen wir das nächste Gehöft auf und entdecken hier ein paar Schafe, von denen wir eines mitnehmen. Einer von uns legt es sich um den Hals und erinnert damit fast an die berühmte altgriechische Marmorplastik vom «Kalbträger». Das Schaf hat aber offenbar nur wenig Verständnis für diesen schönen Vergleich, blökt vielmehr laut und ununterbrochen und droht somit die ganze Umgebung rebellisch zu machen. Als es der «Schafräger» von der Schulter nimmt, wahrscheinlich um es mit dem Bajonett abzustechen, reisst es sich los und eilt davon. Obwohl uns damit eine wertvolle Beute entgangen ist, bin ich eigentlich recht froh, dass das arme Schaf entkommen konnte, vielleicht weil man sich eben noch selbst in einer ähnlichen Situation befunden hat.

Als wir die Mitte des Ortes erreichen, lässt uns in der Dunkelheit ein völlig unerwartetes kurzes und hartes «stoi!» erstarren, dem sofort ein Schuss folgt. Blitzschnell machen wir kehrt, rasen die Dorfstrasse hinunter, setzen über einen Zaun und tauchen im Schutz der Nacht unter, genau so wie eben das Schaf.

Gleich haben wir unsere vor dem Ort wartende Kampfgruppe wiedergefunden und treten nach diesem Zwischenfall, bei dem es zum Glück keinen Verletzten gegeben hat, schnellstens den Weitermarsch an. Der Vorfall mahnt uns, wie vorsichtig wir sein müssen, auch wenn man uns eben erst freundlich entgegengekommen ist!

Schon kurze Zeit später stossen wir erneut auf einen kleinen Fluss, vermutlich den gleichen, an dem wir uns während des ganzen Tages aufgehalten haben. In vielen kleinen und grösseren Schleifen bahnt er sich hier seinen Weg, und da er immer wieder in unserer Marschrichtung verläuft, müssen wir aufpassen, dass wir ihn nicht ungewollt mehrfach überschreiten. Vergeblich halten wir Ausschau nach einer Brücke, entdecken dann aber im Mondschein ein lan-

ges Brett, auf dem wir an einer schmaleren Stelle vorsichtig im Einzelgang übersetzen. Auf dem anderen Ufer müssen wir gleich danach einen Höhenzug überwinden und sind noch nicht ganz oben, als uns plötzlich Feuer aus Maschinenpistolen entgegenschlägt. Sofort liegt alles flach oder eilt wieder den Hang hinunter. Ich nehme mir schnell eine Handvoll Männer in meiner Nähe mit der Absicht, den Gegner von der Seite anzugreifen. Im Schutz kleiner Büsche gelingt es uns, bis kurz unter die Bergkuppe zu kommen, aber dann bietet sich keine Deckungsmöglichkeit mehr. Kaum betreten wir das freie Gelände, da sind wir auch schon entdeckt. Mehrere Handgranaten detonieren vor uns, die letzte nicht weit vor meinen Füßen. Ich habe das Gefühl, als würde mir der Kopf abgerissen. Stechender Schmerz am Hals, an der linken Schulter, am linken Unterarm und an der rechten Hand.

Ich taumele ein paar Schritte zurück, wage aber nicht, mich hinzulegen, weil ich befürchte, dann nicht mehr aufstehen zu können. Für einen Augenblick glaube ich, dass der Traum nun aus ist, aber dann sage ich zu mir: Mann, du stehst ja noch, jetzt bloss nicht schwach werden, durchhalten Mensch, eisern durchhalten!

Vorsichtig taste ich nach meinem Hals, von dem eine Menge Blut herabrinnt. Das Doppelglas vor der Brust sieht aus wie ein grosser Blutklumpen. Mann o Mann, halt ja durch, weit kann es doch nicht mehr sein, dann bekommst du ärztliche Hilfe, rede ich mir ein. Langsam gehe ich zur Bergkuppe hoch, vorbei an zwei toten Russen, die wohl die Handgranaten geworfen haben und nun neben ihrem Fernsprengerät liegen, von den Kameraden im Nahkampf erledigt. Sicher ein Beobachtungsposten mit dem Auftrag, das Auftreten versprengter Gruppierungen zu melden, die ja überall verzweifelt nach der Front suchen.

Wo sind unsere Leute geblieben? Ein Stück weiter unten entdecke ich sie, wo sie im Begriff sind, sich wieder zu sammeln, um dann den Weitermarsch anzutreten. Der Weg ist nun offenbar frei, und schneller als zuvor ist jetzt das Marschtempo, um möglichst bald aus dieser unsicheren Gegend herauszukommen. Meine Kräfte lassen daraufhin immer mehr nach, und nur mit grösster Willensanstrengung ist es mir möglich, hier überhaupt noch mitzukommen. Aber ich kann nicht verlangen, dass man auf mich Rücksicht nimmt und die ganze Gruppe in Gefahr gerät.

Im Übrigen dürfte ja auch kaum jemand in der Dunkelheit meinen Zustand erkannt haben. Wie viele Verwundete, Kranke oder auch total Erschöpfte mögen wohl unter ähnlichen Umständen zurückgeblieben sein und früher oder später mit grosser Wahrscheinlichkeit ihr Ende gefunden haben!

Ein brennender Durst quält mich und vorsichtig trinke ich etwas Milch aus meiner Feldflasche. Das Schlucken bereitet starke Schmerzen und der Schweiß bricht mir aus allen Poren bei dem Gedanken, dass vielleicht die Speiseröhre verletzt sein könnte. Die Schluckbeschwerden werden immer heftiger, so dass ich unfähig bin, irgendwelche feste Nahrung zu mir zu nehmen. Dann versagt auch noch die Stimme und beschränkt sich auf ein heiseres Krächzen. Durchhalten und nur nicht Zurückbleiben, bald ist es ja geschafft, denke ich immer wieder. Hätte ich in diesen Stunden geahnt, was noch vor mir liegt, würde ich wohl alle Hoffnung aufgegeben haben, aber zum Glück weiss ich es nicht, und keiner von uns weiss es, weil es unvorstellbar ist.

Da wir keinen Weg finden, der ungefähr in westlicher Richtung verläuft, sind wir gezwungen, querbeet durch Äcker, Wiesen und Getreidefelder zu laufen.

Wenn doch nur eine kurze Rast eingelegt würde! Aber wir müssen so schnell wie möglich vorankommen und haben keine Zeit zu verlieren, denn die Nacht ist bald vorüber, und nirgendwo bietet sich eine ausreichende Deckung. Endlich erreichen wir ein kleines Waldstück, in dem wir uns sogleich verbergen. Es ist aber auch höchste Zeit, denn die Morgendämmerung beginnt bereits hereinzubrechen.

9. Juli

Wunderbar diese Ruhe in dem schattigen Wald, den wir ja, wenn die Lage es erlaubt, erst bei Dunkelheit wieder verlassen werden. Ich habe somit genügend Zeit, mir meine Verletzungen etwas genauer anzusehen und, soweit das überhaupt in Betracht kommt, zu versorgen, da meine Verbandpäckchen zusammen mit dem Uniformrock in Verlust geraten sind. Am Hals, oberhalb des Kehlkopfes, fühle ich in der Nähe des weichen Gaumens ein etwa erbsengrosses Loch und dicht daneben ein weiteres, etwas kleineres. Ein Splitter sitzt in der

rechten Wange, was ich bisher noch gar nicht bemerkt habe. Zum Glück ist er von unten nach oben in der Haut entlanggefahren, ohne die Zähne zu treffen. Schwein gehabt! Die Wunden in der Schulter und am linken Unterarm scheinen harmlos zu sein, obwohl sie stark schmerzen. Ich kann den Arm jedenfalls ohne grössere Schwierigkeiten bewegen und wohl annehmen, dass keine Knochenverletzung vorliegt. Schliesslich hat noch der rechte Zeigefinger – ausgerechnet dieser – etwas abbekommen und lässt sich nur schwer bewegen.

Von einem Kameraden erhalte ich eine kleine Mullbinde, die aber bei Weitem nicht ausreicht. Ich verbinde daher nur den Hals, den Unterarm und den Finger. Nachdenklich und etwas skeptisch schaut er mir zu und scheint sich zu fragen, wie lange ich wohl noch werde mitmarschieren können. Bis zum Umfallen, mein Lieber!

Nach Beendigung der «sanitätsdienstlichen Versorgung» lege ich mich unter eine Tanne und versuche, etwas zu schlafen. Die Verletzungen am Hals bereiten mir die grössten Sorgen, und vor Schmerzen kann ich kein Auge schliessen. Endlich gelingt es mir aber, den Kopf in eine Lage zu bringen, in der sie weniger heftig sind, und finde schliesslich für ein paar Stunden einen, wenn auch unruhigen Schlaf. Wir alle, und ich natürlich ganz besonders, haben nur den einen Wunsch, dass man uns hier in Ruhe lassen möge.

Und wir haben Glück. Der Tag verläuft ohne jeden Zwischenfall. Bei ausreichender Dunkelheit, zu dieser Jahreszeit je nach Wetterlage und Mondphase zwischen 22 und 23 Uhr, brechen wir auf und ziehen in langer Reihe weiter in Richtung Westen.

Ich habe mich im Verlauf des Tages in dem kühlen Wald merklich erholt und kann wieder recht gut mithalten. Nur bei etwas schwierigeren Geländeverhältnissen bedarf es doch noch einiger Anstrengungen, um nicht zurückzufallen, und wir laufen über kleine Anhöhen, mitunter auch durch stark sumpfige Stellen, denn nur hin und wieder verläuft ein Weg in der gewünschten Richtung.

Mit grosser Erleichterung glaube ich vermuten zu können, dass die Verwundungen am Hals keine ernstesten Folgen haben werden, denn das Schlucken und Sprechen wird nun mit jeder Stunde deutlich besser, und auch die Schmerzen

lassen spürbar nach. Wahrscheinlich sind die Behinderungen durch eine starke Schwellung hervorgerufen worden, die nun langsam abzuklingen beginnt. Jetzt kommt es nur noch darauf an, die Wunden möglichst sauber zu halten, um eine Infektion zu vermeiden, was unter den gegebenen Umständen allerdings nicht ganz einfach sein wird. Aber zunächst einmal bin ich heilfroh, wohl das Schlimmste überstanden zu haben, und erst jetzt beginne ich richtig zu begreifen, was für ein unwahrscheinliches Glück ich gehabt habe, denn wer überlebt schon eine Handgranatenexplosion aus einer so kurzen Entfernung in aufrechter Körperhaltung oder ist nicht zumindest absolut marschunfähig! Nur als Glück allein kann man so etwas eigentlich schon gar nicht mehr betrachten!

10. Juli

In den frühen Morgenstunden erreichen wir, gerade noch bei ausreichender Dunkelheit, die Bahnlinie Minsk-Baranowicze, klettern etwas mühevoll den hohen und sehr steilen Bahndamm empor und geraten gleich danach erneut in ein ausgedehntes Sumpfgebiet, durch welches sich ein breiter und ziemlich tiefer Bach seinen Weg sucht. Etwa einen Kilometer dahinter erblicken wir ein grösseres Waldstück, das wir noch rechtzeitig erreichen müssen, um uns dort tagsüber zu verbergen. Als wir nach längerer Suche nirgends eine Brücke oder einen Steg finden und es bedenklich hell zu werden beginnt, sind wir gezwungen, den Bach an einer einigermassen gangbaren Stelle bis über die Hüften im Wasser zu durchwaten. Einige der Kameraden verzögern durch ihre Unentschlossenheit den Übergang ganz erheblich. Leutnant Janasiak, ein Infanterieoffizier par excellence und eindeutig der führende Mann in unserer Kampfgruppe, ordnet daher an, dass alle noch diesseits des Baches befindlichen Leute dort bleiben, sich tagsüber hier in dem dichten, wenn auch feuchten Buschwerk verstecken und erst bei einbrechender Dunkelheit in den Wald nachkommen sollen, den die ersten von uns schon fast erreicht haben. Aber wie zu erwarten war, will niemand Zurückbleiben aus Furcht, den Anschluss zu verpassen, und so kommen nach und nach, jetzt schon fast bei Helligkeit, auch die Letzten her-

über und laufen über das freie Gelände dem schützenden Wald entgegen. Sie werden hier sehr unfreundlich empfangen, denn nun müssen wir damit rechnen, diesmal einen weitaus weniger erholsamen Tag zu verbringen. Und so kommt es dann auch. Sofort werden mehrere Beobachtungsposten an den Waldrand beordert, während sich alle anderen etwas weiter zwischen den Bäumen in das feuchte Moos fallen lassen, durchnässt, frierend und erschöpft von den Anstrengungen eines Marsches durch denkbar ungünstiges Gelände. Die meisten sinken dann auch bald in einen tiefen Schlaf.

Aber schon nach wenigen Stunden werden wir unsanft durch Schüsse und wildes Geschrei geweckt, und sofort ist alles auf den Beinen. Da stürzen auch gleich unsere Posten herbei und melden, dass sich ein Trupp Rotarmisten dem Wald nähert. Wir sind also, wie zu befürchten war, am Morgen beobachtet worden, und da tauchen auch schon die braunen Gestalten vor uns auf und eröffnen mit wüstem Gebrüll das Feuer. Zum Glück sind es nur recht schwache Kräfte, die man hier gegen uns aufgeboten hat. Offenbar hat man uns erheblich unterschätzt, und da wir uns am Waldrand in der weitaus besseren Position befinden und der Gegner ziemlich planlos und «ohne Rücksicht auf Verluste» über fast deckungsloses Gelände angreift, wird er nach kurzem Kampf völlig aufgerieben. Wir haben einige Leichtverwundete, nur Leutnant Bauer hat es böse erwischt. Er hat einen Schuss in den Unterschenkel erhalten, Schienbein und Wadebein sind zertrümmert und das Bein ist nicht mehr zu gebrauchen. Der Unglückliche leidet fürchterliche Schmerzen und wird von vier Kameraden auf einer Zeltbahn etwas tiefer in den Wald getragen. Normalerweise könnte er jetzt in ein Feldlazarett gebracht werden, und schlimmstenfalls würde er den Unterschenkel verlieren, doch er käme mit dem Leben davon. Hier aber, in unserer Situation...!

Im Augenblick haben wir wohl nichts zu befürchten, aber zweifellos werden uns die Sowjets im Verlauf des Tages erneut, und dann sicher mit stärkeren Kräften angreifen.

Einige der Kameraden legen sich daher schnell nochmal aufs Ohr, viele aber sammeln Blaubeeren, die hier in beachtlicher Grösse und in Unmengen zu finden sind, um den immer spürbarer werdenden Hunger einigermaßen zu stillen, und wohl jeder dürfte erkannt haben, dass eine ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln für uns alle nur unter grossen Schwierigkeiten möglich sein wird,



*Bergung eines Verwundeten.
Aber wer danach noch mitlaufen konnte,
hatte immerhin noch eine kleine Chance.*

es überall zu Zusammenstößen mit Partisanen und Teilen der Roten Armee kommen kann, wie wir dies ja soeben erlebt haben.

Du musst dich um Leutnant Bauer kümmern, sage ich mir, und dies ist mir umso mehr ein Bedürfnis, als ich ja gerade eben erst selbst verwundet worden bin, und mit Schauern denke ich daran, dass mir die Handgranate ja auch ein Bein oder gar beide hätte zerschmettern können, und es ist wirklich fast ein Wunder, dass dies nicht geschehen ist!

Auf dem Weg zu ihm stosse ich auf einen schwer verwundeten Rotarmisten. Er liegt mit einem Brustdurchschuss lang ausgestreckt auf dem Bauch und atmet rasselnd in kurzen Stößen, wobei sich der Rücken unter dem mit schaumigem Blut getränkten Uniformhemd schwach hebt und senkt. Ich würde diesem

wehrlosen Feind sofort helfen, wenn ich dies nur könnte, aber hier ist wohl ohnehin nichts mehr zu machen. Vielleicht wird er doch noch rechtzeitig gefunden, denke ich, und gehe dann weiter auf das Stöhnen zu, das mir den Liegeplatz von Leutnant Bauer anzeigt. Der wirft sich vor Schmerzen von einer Seite auf die andere. Ich versuche, ihm Trost zuzusprechen und Hoffnungen zu machen, an die ich selbst nicht glaube. Er bittet mich, doch nicht zu vergessen, seinen Eltern zu schreiben, falls es mir gelingen sollte, heil durchzukommen. Er weiss, dass er keinen Schritt mehr laufen kann und, wenn wir ihn mitnehmen, beim nächsten Zusammenstoss wahrscheinlich zurückgelassen werden müsste. Er möchte uns auch nicht zur Last fallen, sagt er, und dabei versichert er mir, dass er den Tod nicht fürchte, ihm aber der Gedanke, irgendwo wie ein Stück Vieh zu verenden oder von den Partisanen massakriert zu werden, einfach unerträglich sei.

Und für mich ist es schier unerträglich, an dem Schicksal dieses zu bewundernden Menschen und Kameraden nichts ändern zu können.

In solchen Augenblicken geht so manches den Bach hinunter, und man fragt sich, ob denn das alles stimmt, was man da eben noch gelernt und überzeugt mitgesungen hat, beispielsweise: «Kein schönerer Tod in dieser Welt, als wie vom Feind erschlagen» – und manches andere mehr. Hier jedenfalls wird solche Art von heroischer Schwärmerei zur makabren Farce.

Am späten Nachmittag melden die Posten verdächtige Geräusche in der Nähe. Wir greifen zu den Waffen und gehen in Deckung. Mit Leutnant Janasiak liege ich gut getarnt in einem der Büsche. Fest dazu entschlossen, unser Ziel unter allen Umständen zu erreichen, haben wir uns gleich gut verstanden, und daher soll ich ihn einfach «Jonny» nennen, weil dies auch in seiner Kompanie so üblich gewesen sei.

Die Sowjets kommen diesmal wie erwartet in grösserer Zahl jetzt auch von der Seite durch den Wald und nähern sich im Schutz der Bäume und des Unterholzes unserem Lagerplatz. Da wir mit unserer Munition äusserst sparsam umgehen müssen, lassen wir sie ziemlich nahe herankommen, ehe wir das Feuer eröffnen. Plötzlich steht, keine drei Meter entfernt, ein Rotarmist vor unserem Gebüsch. Blitzschnell reisst Jonny seine MP hoch, aber die versagt und macht nur kurz und metallisch «klack».

Jetzt erst bemerkt uns der Iwan, starrt uns mit weit aufgerissenen Augen eine Sekunde entsetzt an und verschwindet mit lautem Aufschrei und einem olympiaverdächtigen Riesensatz im Unterholz, wohl nun erst erkennend, dass er nur haarscharf mit dem Leben davongekommen ist. Mit meinem lädierten Zeigefinger, und auch behindert durch dessen Verband, bin ich nicht mehr rechtzeitig zum Schuss gekommen und verzichte auch darauf, sinnlos hinterherzuballern und damit nur die knappe Munition zu verschwenden.

Um nicht umgangen und eingekreist zu werden, müssen wir uns tiefer in den Wald zurückziehen. Als wir an Leutnant Bauer vorbeikommen, macht dieser einen letzten verzweifelten Versuch, sich zu erheben und mitzulaufen, bricht aber schon nach wenigen Schritten zusammen. Die Hoffnungslosigkeit seiner Lage erkennend, bittet er uns, ihm eine Pistole zu überlassen. Schweigend sehen wir uns an, und dann reicht ihm Oberveterinär Richert die seinige. Stumm wenden wir uns ab, und gleich danach ein peitschender Knall, der einem ins Herz schneidet, als hätte die Kugel das eigene getroffen. Und so mancher ging in jenen Tagen diesen Weg.

Die Nähe des Feindes und die schon hereinbrechende Dunkelheit, die ein baldiges Verlassen des Waldes erforderlich macht, lassen uns keine Zeit, den toten Kameraden zur letzten Ruhe zu betten.

Nach einer geglückten Absetzbewegung verbergen wir uns, vom Gegner unbemerkt, in einem nahe gelegenen grossen Getreidefeld in der Hoffnung, dass man uns hier nicht vermuten wird. Voller Spannung warten wir, bis es Nacht wird. Nichts geschieht mehr, und wir können von Glück sagen, aus dieser heiklen Situation mit einem blauen Auge davongekommen zu sein.

Die Ereignisse der letzten Tage und Stunden lassen erkennen, welche Schwierigkeiten es bereitet, mit einer Kampfgruppe dieser Grössenordnung durch feindbesetztes Gebiet zu marschieren. Wir werden zu leicht entdeckt und sind in Krisenlagen viel zu unbeweglich, wie sich das insbesondere heute gezeigt hat. Zum Hauptproblem aber wird, wie bereits angedeutet, die Beschaffung von Nahrungsmitteln für fast hundert Leute. Es wird daher beschlossen, uns in drei Gruppen zu ca. 30 Mann aufzuteilen. In einer grossen, sichtgeschützten Geländemulde halten wir an, um die Verteilung vorzunehmen. Hierbei

kommt es zunächst zu einigen Unstimmigkeiten, weil dieser und jener sich nicht entscheiden kann, welcher Gruppe er sich anschliessen soll, andere wiederum in eine Gruppe wollen, die bereits vollzählig geworden ist, und einige, die sich bisher nicht gerade von ihrer besten Seite gezeigt haben, unter dem Zwang der Verhältnisse akzeptiert werden müssen. Wir sind zwar ein bunt zusammengewürfelter Haufen, in dem man sich kaum kennt und gewiss auch mancher nicht bemüht ist, mit den völlig ungewohnten Verhältnissen fertig zu werden. Aber wenn hier jemand die notwendige Einsatzbereitschaft und den festen Willen zum Durchhalten vermissen lässt, kann er leicht zum Problem für alle werden, und das spürt man.

Schliesslich aber arrangiert man sich, und dann setzen sich die einzelnen Gruppen in nordwestlicher, westlicher und südwestlicher Richtung in Bewegung, um zunächst einmal Abstand voneinander zu gewinnen. Schon bald machen sich die Vorteile einer kleineren Gruppierung bemerkbar. Das Marschtempo wird deutlich schneller und gleichmässiger, sofern die Geländeverhältnisse dies zulassen. Wir bleiben enger zusammen und können alle erforderlichen Massnahmen rasch und effektiv durchführen. Und nicht zuletzt ergibt sich bei nur 30 Mann natürlich ein engerer Zusammenhalt.

Die Nacht vom 10. zum 11. Juli ist klar und mondhell und wir haben das Glück, auf einen Feldweg zu stossen, der genau in westlicher Richtung verläuft und auf dem wir längere Zeit zügig vorankommen.

Mit unserer kleinen Gruppe müssen wir ab sofort jeden Kampf vermeiden, eine für uns völlig neue Situation. Bisher, und insbesondere in den ersten Tagen nach dem Ausbruch aus dem Kessel, haben wir den Gegner, wo wir auf ihn trafen, zu überrennen und niederzukämpfen versucht, weil wir jedesmal glaubten, nur noch ein letztes Hindernis vor dem Erreichen der eigenen Linien überwinden zu müssen, und hierzu trotz aller Einschränkungen eben doch noch eine gewisse Kampfkraft besaßen. Nun aber können wir nur noch von der Waffe Gebrauch machen, wenn uns die Lage unausweichlich dazu zwingt, ganz abgesehen davon, dass unsere Munitionsvorräte durch die Zusammenstösse in den letzten 24 Stunden weiter zusammengeschmolzen sind. Ich habe für meine MP lediglich ein volles Magazin und noch ein paar lose Patronen in der Rocktasche,

dazu die Gewehrgranate, die ich wie erwähnt notfalls wie eine Eierhandgranate verwenden kann, wobei abzuwarten bleibt, ob sie nach dem «Bad» in dem Nebenfluss des Ptitsch überhaupt noch funktioniert!

Unsere Daseinsform als Soldat hat sich also grundlegend geändert. Nichts von dem, was uns hier begegnet und noch widerfahren wird, hat in irgendeiner Dienstvorschrift Berücksichtigung gefunden und ist somit auch nicht geübt oder auch nur in Erwägung gezogen worden. Rückzüge oder gar ein Herumirren als Versprengter weit im Hinterland des Gegners waren einfach kein Thema.

Wir sind also gezwungen, uns einer Lage anzupassen, die neben den üblichen Kenntnissen und soldatischen Tugenden völlig neue Fähigkeiten erfordert, die letztlich zu einer Überlebensfrage werden und nach und nach entwickelt werden müssen. Auch der Dienstgrad spielt nur noch eine untergeordnete Rolle, bisher absolut undenkbar. Wichtig ist allein, wie sich der einzelne Mann in dieser Ausnahmesituation verhält, was er für Qualitäten dafür mitbringt und wie er diese zum Nutzen der Gruppe geltend machen kann. So haben ein Feldgeistlicher, ein Arzt und ein Verwaltungsbeamter jeder eine Gruppe geführt und sie alle drei glücklich zurückgebracht.

Kurz vor Mitternacht kommen wir in die Nähe eines Dorfes und beschließen, uns dort unbedingt nach Lebensmitteln umzusehen. Da fallen plötzlich ziemlich nahe einige Schüsse. Sofort wirft sich alles in die Furchen des Ackers, auf dem wir uns gerade befinden. Längere Zeit liegen wir so, lauschen und beobachten. Deutlich sind die Häuser im Mondschein zu erkennen. Da nun alles wieder ruhig bleibt, entschließen wir uns, unser Vorhaben trotz der hiermit verbundenen Gefahr durchzuführen, und nähern uns vorsichtig dem Ortsrand.

Während ein Teil der Gruppe vom Dorf etwas abgesetzt die Sicherung übernimmt, beginnen nun die anderen damit, die einzelnen Häuser aufzusuchen. Für den Fall, dass wir auf Widerstand stossen und auseinandergerissen werden sollten, haben wir eine etwas weiter entfernte grössere Buschgruppe als Sammelpunkt festgelegt.

Mit Leutnant Janasiak betrete ich das erste Gehöft. Leise klopfen wir an die Haustür. Drinnen vernehmen wir aufgeregtes Flüstern, und dann öffnet uns ein

alter Bauer. Erleichtert stellen wir fest, dass sich in dem Wohnraum nur noch seine Frau befindet, und machen dann den beiden mit unseren leider nur auf wenige Vokabeln beschränkten russischen Sprachkenntnissen klar, was wir wollen. Wir erhalten ein paar Stücke harten Schwarzbrot und einige Kartoffeln. Die Bäuerin bringt uns dann unaufgefordert einen Krug Milch, und mit gierigen Zügen erfrischen wir uns an dem köstlichen Getränk, essen noch rasch ein Stück Brot dazu und verlassen danach, wunderbar gestärkt, mit herzlichen Dankesworten den Hof.

Draussen treffen wir bald auf die anderen Kameraden, und jeder hat etwas zu essen bekommen. Alle sind zufrieden und in bester Stimmung. Zwei von ihnen berichten ganz nebenbei und ohne jede Erregung, dass hinter einem der letzten Häuser drei Lastkraftwagen stünden. «Na, ihr habt ja vielleicht Nerven!», sage ich ziemlich aufgebracht zu den beiden, weil ja mit Sicherheit hier keiner der ärmlichen Bauern einen, geschweige denn gleich drei Lkw besitzen dürfte, und es sich somit ja wohl nur um Militärfahrzeuge der Sowjets handeln kann, womit auch die Schüsse vorhin ihre Erklärung finden würden. Aber warum lassen sie uns dann hier in aller Ruhe unsere Lebensmittel beschaffen? Vielleicht sind es nur einige wenige, die uns nicht anzugreifen wagen? Was auch immer, wir verlassen daraufhin sehr eilig das Dorf, nehmen die vor dem Ort als Sicherung zurückgebliebenen Kameraden auf und ziehen dann, einen weiten Bogen um diese Gegend schlagend, in Richtung Westen weiter.

Um uns noch einige Lebensmittel zu beschaffen, wird beschlossen, auch das nächste auf unserem Weg liegende Dorf aufzusuchen. Als wir dieses im Mondlicht vor uns sehen, ist es gerade noch dunkel genug, um einen Versuch zu wagen. Vorsichtig schleichen wir uns heran, überqueren auf Zehenspitzen eine über einen kleinen Bach führende Holzbrücke und legen uns kurz vor dem Ortsrand in einem grösseren Gebüsch in guter Deckung nieder.

Dann arbeiten sich die Kameraden, die vorhin die Sicherung übernommen hatten, behutsam an das erste der Häuser heran und kehren bald danach mit einem Sack Kartoffeln zurück, den sie in einem Schuppen entdeckt haben. Wir lassen es hiermit bewenden, zumal es schon langsam hell zu werden beginnt und wir nach einem Wald Ausschau halten müssen. Also brechen wir auf und

finden dann auch schon bald, was wir suchen. Noch ehe der Morgen graut, entfachen wir unter Verwendung trockenen Holzes, das nur wenig Rauch entwickelt, ein Feuer und werfen die Kartoffeln in die Glut. Jeder erhält vier davon, seit längerer Zeit das erste warme Essen, und alle geniessen das glücklich und zufrieden. Und ich selbst bin darüberhinaus heilfroh, wieder ohne wesentliche Einschränkungen mitlaufen zu können. Nach Einteilung der Posten legt sich jeder erleichtert über den guten Verlauf der Nacht auf dem weichen, aber etwas feuchten Waldboden zur wohlverdienten Ruhe nieder, denn wir haben mehr als erwartet «nach Westen Boden gewonnen», auch wenn die vielen unvermeidlichen Richtungsänderungen leicht dazu führen, dass man die tatsächlich gewonnene Zahl an Kilometern zu hoch einschätzt.

11. Juli

Der ganze Tag vergeht wider Erwarten ohne den geringsten Zwischenfall. Der Wald, in dem wir uns niedergelassen haben, erweist sich als ausreichend gross, und wir können von unserem Lagerplatz die nähere Umgebung recht gut überblicken, weshalb wir vor Überraschungen weitgehend sicher sind. Und so bietet sich die Gelegenheit, unser weiteres Vorgehen in Ruhe zu überdenken und unter Berücksichtigung der bisher gemachten Erfahrungen zweckdienliche Massnahmen zu ergreifen. Um künftig zielstrebig und weniger zeitaufwendig an Lebensmittel zu kommen, werden vier Gruppen zu 7 oder 8 Mann gebildet, die jeweils für sich selbst in den Dörfern zu sorgen haben und dann auch das behalten dürfen, was sie sich haben beschaffen können.

Damit soll auch verhindert werden, dass sich jemand um nichts kümmert und sich immer nur etwas mitbringen lässt. Eine Aufteilung wird nur dann vorgenommen, wenn die anderen leer ausgegangen sind oder sich nur völlig unzureichend haben versorgen können. Weiter wird festgelegt, dass Ortschaften grundsätzlich nur bis spätestens eine Stunde vor Einbruch der Morgendämmerung, also gegen 2 Uhr, aufgesucht werden, damit wir uns erforderlichenfalls noch bei ausreichender Dunkelheit und ohne Zeitdruck weit genug absetzen

können. Um uns einer Verfolgung möglichst schnell entziehen zu können, wollen wir bevorzugt solche Dörfer angehen, in deren Nähe sich ein Wald befindet, und wie bisher in erster Linie die Häuser am Ortsrand ins Auge fassen.

Weil sich auch im weiteren Verlauf des Tages nichts ereignet, was unsere besondere Aufmerksamkeit erfordern müsste, gehen wir nun daran, unseren augenblicklichen Standort wenigstens annähernd zu ermitteln. Hierbei erweist sich die Karte, die ich von Leutnant Bauer erhalten habe, als sehr hilfreich, wenn auch im Hinblick auf den Massstab gewisse Ungenauigkeiten in Kauf genommen werden müssen.

Wir kommen zu der Feststellung, dass wir uns ungefähr 10 Kilometer südlich der grossen Strasse Minsk-Rakuw-Wolozyn befinden, die in nordwestlicher Richtung weiter nach Wilna verläuft. Minsk liegt nunmehr etwa 30 Kilometer nordostwärts von uns. Es ist unbedingt darauf zu achten, dass wir dieser für die Sowjets so wichtigen Strasse nicht zu nahe kommen. Andererseits liegt aber auch nicht allzu weit südlich unserer Marschroute der riesige Nalibocka-Wald, den wir keinesfalls etwa als Unterschlupf aufsuchen können, denn es handelt sich bei ihm um das weit und breit grösste Partisanenrevier.

Die, wie überall üblich, in Brigaden und Abteilungen gegliederten und wohlorganisiert operierenden Partisanenverbände des Nalibocka-Waldes stehen unter dem Oberbefehlshaber der Minsker Partisanen und «Held der Sowjetunion» Alexejewitsch Waupschassow im Einsatz. Schon während des Russisch-Polnischen Krieges 1920-1921 und danach, war er hier unter dem Decknamen «Woloshinow» aktiv, und da er sich als Partisanenführer so glänzend bewährt hat, wurde er dann auch während des Spanischen Bürgerkrieges 1936-1939 eingesetzt, jetzt als «Genosse Alfred». Und nun ist er hier, inzwischen zum Major der Roten Armee befördert, unter der Tarnbezeichnung «Major Gradow» tätig. Eine abenteuerliche Laufbahn, kann man da wohl sagen.

Da nun der Nalibocka-Wald ebenso – oder mehr noch – wie die genannte Hauptverkehrsstrasse zu meiden ist, bleibt uns ein «Freiraum» von nur 10 bis 20 Kilometern Breite, in dem wir uns jetzt bewegen.

Zunächst einmal sind wir alle sehr zufrieden, dass wir uns an diesem Tag völlig ungestört mit so wichtigen Dingen haben befassen können, und nun warten wir darauf, bei ausreichender Dunkelheit unseren Marsch fortzusetzen. Die-

ser verläuft dann gleichfalls ohne jeden Zwischenfall, zumal wir nirgendwo auf eine Ortschaft stossen. Um nicht ständig auf den Kompass blicken und Zielpunkte in Richtung Westen festlegen zu müssen, laufen wir bei klarem Himmel nach dem ersten Stern der Deichsel des Sternbildes «Grosser Wagen» – auch «Grosser Bär» genannt – und kommen so auch heute wieder gut voran.

12. Juli

Wie an fast allen Tagen sind wir wieder dazu gezwungen, uns allmählich nach Lebensmitteln umzusehen, und als wir noch rechtzeitig ein Dorf entdecken, das einen durchaus friedlichen Eindruck macht, beschliessen wir, es aufzusuchen. Für alle Fälle aber legen wir wieder einen Treffpunkt fest und gehen dann, wie vereinbart, gruppenweise und ziemlich unbesorgt in die einzelnen Häuser, da sich ganz offensichtlich kein Militär in dem Ort befindet. Jedenfalls sind nirgends Kraftfahrzeuge zu erblicken, und die Einwohner sehen auch nicht gerade wie Partisanen aus.

Die Bemühungen meiner Gruppe haben leider nur sehr wenig Erfolg, denn ausser einigen Kartoffeln gibt es nichts zu holen. Das kleine Stück Brot, welches man uns anbietet, lassen wir den Leuten, die einen sehr ärmlichen Eindruck machen und sicherlich auch nicht immer satt werden. Nicht einmal etwas Milch scheint vorhanden zu sein, die man wohl sonst fast immer bekommt, und so füllen wir zuletzt unsere Feldflaschen mit dem wunderbar frischen Wasser aus dem Hoforunnen und begeben uns dann zu den anderen Gruppen. Diese haben wesentlich mehr Glück entwickelt, denn fünf Hühner, eine Menge Kartoffeln und reichlich Brot sind die Ausbeute. Wir freuen uns alle riesig auf das bevorstehende Festmahl und einigen uns schliesslich nach längerem Hin und Her auf «Huhn im Topf». Als «Topf» nehmen wir einen alten Blecheimer mit, der irgendwo herumgelegen hat. Jetzt muss aber schnellstens ein Wald gefunden werden, denn es beginnt allmählich zu tagen. Wenn uns das nicht gelingt, wären wir gezwungen, ein Getreidefeld aufzusuchen, mit allen hiermit verbundenen Gefahren. Natürlich könnte dann auch kein Feuer entfacht werden, womit unsere schöne Hühnermahlzeit ins Wasser fallen müsste. Aber wir haben Glück,

denn wenige Kilometer vor uns taucht die Silhouette eines grösseren Waldstückes auf, dem wir uns nun schnell nähern. An dessen Rand fliesst ein kleiner Bach mit herrlich klarem Wasser, also für die Hühnerbrühe bestens geeignet. Bald ist ein passender Lagerplatz gefunden, ähnlich günstig wie jener am vergangenen Tage, und angesichts des bevorstehenden Festessens ist alles in einer Bombenstimmung.

Jeder geniesst den Augenblick in einer Lage, die man natürlich als durchaus prekär empfindet, deren ganze Problematik aber noch nicht voll erkannt wird. Unsere Stimmung wäre nämlich eine völlig andere, wenn wir gewusst hätten, dass Wilna, die inzwischen auch noch zum «Festen Platz» erklärte Hauptstadt Litauens, weit nordwestlich von uns bereits seit drei Tagen eingeschlossen ist und unmittelbar vor dem Fall steht, und Lida, wo Generalfeldmarschall Model nur für wenige Tage sein Hauptquartier hatte, schon seit dem 8. Juli in russischer Hand ist. Und diese Stadt liegt immerhin ziemlich genau 100 Kilometer vor uns. Doch das ist noch nicht alles, denn die Sowjetpanzer sind inzwischen ohne nennenswerten Widerstand weitergerollt und nähern sich mit ihren Spitzen bereits der Memel, und die fliesst satte 200 Kilometer vor unserem «Huhn im Topf»!

Wie gesagt, von alledem können wir natürlich nichts wissen, denn wir sind ja von jeder Nachrichtenverbindung abgeschnitten und lediglich auf die meist ungenauen, keinesfalls aber aktuellen Mitteilungen der Dorfbevölkerung angewiesen, die weder Zeitungen bekommt, geschweige denn Radiogeräte besitzt und nur das erfährt, was von zufällig vorbeikommenden Truppenteilen berichtet wird.

Aber kehren wir nun zurück zu dem Leben und Treiben auf unserem so schönen Lagerplatz. Während sich einige Kochkünstler mit der Zubereitung des Essens befassen, beginnen die anderen damit, sich, soweit das hier überhaupt möglich ist, einigermassen menschlich herzurichten. Rasierapparate, Seife, Handtücher, Kämmen und Taschenspiegel, die einige der Kameraden tatsächlich noch haben durchbringen können, werden hervorgeholt und untereinander ausgetauscht. An eine gründliche Wäsche ist natürlich nicht zu denken, da wir ja jederzeit aufbruchbereit sein müssen, weshalb auch niemand seine Stiefel aus-

zieht. Da ich mein gesamtes Gepäck vor genau einer Woche in der zerstörten Zugmaschine verloren habe, borgt mir Oberleutnant Niedermeier seinen Rasierapparat. Ein Kochgeschirrdeckel dient als Waschbecken, und das notwendige Wasser entnehme ich dem Bach am Waldesrand. Dann gehe ich meinem inzwischen beträchtlich gewachsenen Bart zu Leibe, sorgfältig darauf achtend, dass die Verletzungen am Hals nicht verunreinigt werden. Es ist ein herrliches Gefühl, wieder einmal frisch rasiert zu sein, und stolz betrachte ich das Ergebnis in dem geliehenen kleinen Taschenspiegel. Danach reiche ich den Apparat weiter an Jonny, der ebenfalls seine ganze Habe eingebüsst hat. Die Rasierklinge wird nicht ausgewechselt, da der Vorrat nur sehr gering ist.

Inzwischen haben einige der Kameraden in dem Wald trockenes Holz gesammelt, und bald flackert ein lustiges Feuer, darin der Blecheimer mit dem wunderbar sauberen Wasser, das uns der Bach lieferte. Unsere Köche haben die Hühner nun fertig gerupft, ausgenommen, zerteilt und dann zusammen mit reichlich Kartoffeln in den Eimer geworfen. Einer von ihnen hat vorhin sogar etwas Salz erhalten, das er zuletzt noch hinzugibt, um dem kulinarischen Mahl auch die rechte Würze zu verleihen. Jeder hat jetzt nur den einen Wunsch, dass man uns zumindest in den nächsten Stunden in Ruhe lassen möge. Da bis zur Fertigstellung des Essens noch etwas Zeit vergehen wird, fülle ich meinen Trinkbecher noch schnell mit Blaubeeren, welche auch hier wieder reichlich vorhanden sind und die ich als «Dessert» zu verzehren gedenke.

Dann ist es endlich soweit, und erwartungsvoll blickt alles auf den Eimer mit dem köstlichen Inhalt. Jeder bekommt ein halbes Kochgeschirr voll Brühe und ordentlich Fleisch und Kartoffeln dazu. Welch ein Genuss! Selten wohl hat eine Mahlzeit so gut geschmeckt. Was für ein Tag und welch ein Glück, dass wir uns hier in einer Gegend befinden, die im Augenblick nicht von russischem Militär berührt wird und auch frei von Partisanen zu sein scheint. Nach dem Essen ist gut ruhen, heisst es doch, und so legen wir uns nun gruppenweise erst einmal in das weiche Moos. Nur die Posten müssen natürlich wachsam bleiben, denn man weiss ja nie...! Aber es bleibt alles ruhig. Ein Kamerad aus meiner Gruppe besitzt noch ein paar Zigaretten, die er uns freigebig anbietet. Nach der tollen Hühnermahlzeit nun auch noch eine Zigarette, also was will man da noch

mehr! Einer der Landser hat tatsächlich noch Spielkarten durchgebracht, die er nun hervorholt und, es ist kaum zu glauben, mit zwei anderen aus seiner Gruppe einen zünftigen Skat zu dreschen beginnt. Unter den gegebenen Umständen eigentlich eine ziemliche Herausforderung, denke ich. Aber doch wohl eher eine Art Trotzreaktion, mit der man demonstrieren will, dass man nicht gewillt ist, sich unterkriegen zu lassen, und sicher einmal mehr eine Manifestation des Wunsches nach «normalen» Verhältnissen, wie sich das häufig bei der Ausgestaltung von Bunkern und sonstigen Unterkünften zeigt, sofern die Lage dies ermöglicht. Hinzu kommt gewiss auch immer die Frage, was morgen wohl sein wird. Also: carpe diem!

Wir haben für unseren Lagerplatz eine Stelle ausgewählt, die sich ziemlich nahe am Waldrand befindet, um bequem an den Bach heranzukommen, aber nun halten wir es doch für angebracht, uns vorsichtshalber etwas tiefer in den Wald zurückzuziehen, denn bis zum Weitermarsch vergehen noch viele Stunden. Schnell finden wir einen günstigen, von Tannen dicht umgebenen Platz. Aus Sicherheitsgründen gehe ich mit Jonny noch ein paar hundert Meter weiter bis an den jenseitigen Waldrand. Hier angekommen stellen wir fest, dass sich in etwa einem halben Kilometer Entfernung zwei kleine Dörfer befinden, die ebenso wie jenes, das wir vorhin aufgesucht haben, einen friedlichen Eindruck machen, soweit man das von hier aus beurteilen kann. Gerade sind wir wieder zu unserem Lagerplatz zurückgekehrt, hören wir es ganz in der Nähe im Unterholz knacken, vernehmen gedämpfte Stimmen und erblicken durch das Geäst sechs Zivilisten, Männer und Frauen, die erschrocken stehenbleiben, als sie uns entdecken. Sofort werden sie von uns umringt, denn wir müssen unbedingt feststellen, um wen es sich hier handelt. Von einem Kameraden mit ausreichenden russischen Sprachkenntnissen befragt, berichten sie, dass ihnen eine Kuh entlaufen sei, die sie nun überall und bisher ohne Erfolg suchen würden. Na ja, wir glauben ihnen die Geschichte mit der Kuh im Walde, zumal sie alle sechs nicht gerade wie Partisanen aussehen und insbesondere keine Waffen mit sich führen. Wir kommen dann weiter ins Gespräch, in dessen Verlauf sie uns mitteilen, dass sie aus einem der beiden Dörfer stammen, die ich soeben mit Jonny ausfindig gemacht habe. Zu unserer grössten Überraschung werden wir schliesslich dazu

aufgefordert, doch gleich mitzukommen, um zusammen mit den Bewohnern das Abendessen einzunehmen. Ziemlich ratlos und fragend sehen wir uns an und kommen dann, allerdings nur zögernd, diesem doch wirklich kaum zu erwartenden Angebot nach, wohl auch deshalb, weil wir sie nicht beleidigen wollen, letztlich aber auch in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit noch einen kleinen Lebensmittelvorrat beschaffen zu können, um nicht schon bald wieder ein anderes, vielleicht weniger friedliches Dorf aufsuchen zu müssen. Als wir dann nach Verlassen des Waldes die rund 500 Meter bis zu dem Ort bei Helligkeit über völlig freies Gelände zurücklegen, kommt mir doch der Gedanke, dass man uns vielleicht in eine Falle lockt. Immer wieder blicke ich prüfend auf unsere sechs Begleiter, aber nichts geschieht, was auf irgendwelche feindseligen Absichten hindeuten könnte.

In dem Dorf angekommen, legen wir wie üblich einen gemeinsamen Treffpunkt fest, falls doch noch etwas passieren sollte, und verteilen uns dann auf die einzelnen Häuser.

Ich habe mich Jonny und Oberleutnant Niedermeier angeschlossen, und dann werden wir gleich an der Tür von einer Bäuerin mit ehrlicher Freundlichkeit empfangen. Demonstrativ legen wir unsere Waffen ab und setzen uns dann an den Tisch des Hauses. Der Wohnraum ist, wie fast überall in den Dörfern, zugleich Schlafzimmer und Küche und recht ärmlich, aber erfreulich sauber, was irgendwie einen Vertrauen erweckenden Eindruck vermittelt. In unserer so aus dem Rahmen fallenden Situation beobachten wir alles, was sich um uns herum ereignet, stets mit höchster Aufmerksamkeit, achten auf jede Kleinigkeit und bilden uns aus den gewonnenen Erkenntnissen unser Urteil. Da überall und jederzeit Gefahr drohen könnte, sind wir natürlich zunächst einmal grundsätzlich misstrauisch. Hier aber besteht nun wirklich kein Grund zur Besorgnis. Die gute Frau bringt uns dann einen Krug mit frischer Milch und dazu etwas Schwarzbrot. Als Gegengabe überreicht ihr unser Oberleutnant eine Handvoll Pfeifentabak, den sie hochofrennt entgegennimmt und sich sogleich mit einem Stück Papier und bemerkenswertem Geschick eine Zigarette zu drehen beginnt.

Eine Unterhaltung kommt mangels beiderseitiger Sprachkenntnisse nur etwas mühsam zustande, aber man versteht sich auch ohne viele Worte. Offenbar

recht angetan von dem edlen Tabak, der sicher etwas anders schmeckt als der heimische Machorka, bekommen wir nun als absoluten Höhepunkt sogar noch Spiegeleier mit einigen Fleischstücken vorgesetzt und sind danach so herrlich gesättigt wie nach unserem Hühneressen vorhin. Zuletzt erhalten wir jeder noch zwei Eier und ein Stück von dem wohlschmeckenden Schwarzbrot.

Die wirklich kaum zu glaubende Gastfreundschaft, mit der man uns insbesondere hier wie im tiefsten Frieden entgegengekommen ist, vermittelte einmal mehr das gute Gefühl, wie ein normaler Mensch geachtet und behandelt zu werden, und nicht als Feind, den es aufzuspüren und zu vernichten gilt.

Da die Zeit drängt, brechen wir nun auf, danken vielmals der grossherzigen Frau, die uns alles Gute wünscht, und wenden uns dann unserem Treffpunkt zu, einer Wiese am Dorfausgang. Jeder hat Gelegenheit gehabt, sich satt zu essen, und alle sind zufrieden und in bester Stimmung. Da noch einige Kameraden fehlen, legen wir uns noch schnell etwas ins Gras. Durch das gute und reichliche Essen ist man richtig faul geworden und würde am liebsten ein kleines Schläfchen tun, aber man soll nur ja nicht leichtsinnig werden, und selbst wenn ein Tag so unerwartet friedlich verläuft, ist doch immer Wachsamkeit geboten. Inzwischen sind auch die letzten Leute eingetroffen, und diese berichten uns etwas, das allem, was wir heute erlebt haben, sozusagen die Krone aufsetzt. In einer Scheune haben sie nämlich einen verwundeten Landser entdeckt, den man hier versteckt hält und so lange zu pflegen bemüht ist, bis er wieder weiterlaufen kann!

Man kann dies alles eigentlich nur begreifen, wenn man davon ausgeht, dass die Bewohner gerade in dieser Gegend während der Zeit der Besetzung besonders gute Erfahrungen mit unserer Wehrmacht gemacht haben und umgekehrt offenbar weniger erfreuliche mit der Roten Armee und den Partisanen. Vielleicht denken auch die älteren Einwohner ungen an die Aktivitäten des bereits erwähnten Genossen Waupschassow zurück, der sich aus dem nahegelegenen Nalibocka-Wald heraus mit seinen Partisanen während des Russisch-Polnischen Krieges anno 1920-1921 nicht gerade beliebt gemacht hat.

Da wir nun vollzählig sind, brechen wir auf und marschieren wieder zurück

in unser Waldlager, um hier die Dunkelheit abzuwarten. Schon nach wenigen Minuten verspüre ich urplötzlich brennende Schmerzen an beiden Füßen, die das Laufen zu einer Höllenqual machen. Unglaublich, dass ich zuvor nicht das Geringste verspürt habe. Am Lagerplatz angekommen, ziehe ich mir sofort die Stiefel aus und sehe mir die Bescherung an. Beide Fersen sind dick angeschwollen und stark entzündet. Die Socken sind total zerrissen, sodass ich sie als praktisch wertlos betrachte und wütend in die Büsche pfeffere, was ich gleich bitter bereuen werde.

Noch ist es zu hell, um den Marsch fortsetzen zu können, und so legen wir uns schnell noch für eine Stunde aufs Ohr. Währenddessen sind drei Landser zu uns gestossen, die sich wie wir «Richtung Heimat» bewegen und darum bitten, sich uns anschliessen zu dürfen, was ihnen selbstverständlich gewährt wird.

Bei ausreichender Dunkelheit geht es nun weiter. Meine Füsse schmerzen so heftig, dass ich versuchen will, erst einmal ohne Stiefel barfuss zu laufen, und so binde ich sie an den Schlaufen zusammen und hänge sie mir über die Schulter. Anfangs geht das besser als gedacht, zumal wir einige Zeit auf einem Sandweg vorankommen und man noch jeden Stein erkennen kann. Aber dann weicht der Weg so stark von der gewünschten Richtung ab, dass wir gezwungen sind, ihn zu verlassen und nun querfeldein weitermarschieren. Zu allem Unglück ziehen jetzt vor uns auch noch dunkle Gewitterwolken heran, wodurch die Sicht zunehmend beeinträchtigt wird. Scharfe Gräser klemmen sich schmerzhaft zwischen die Zehen, und spitze Steine sowie sonstige Unebenheiten machen das Laufen zur Qual. Hättest du doch bloss nicht die kaputten Socken weggeworfen, sage ich zu mir, denn trotz ihrer vielen Mängel käme ich jetzt sicherlich besser zurecht.

Schnell nähert sich das Unwetter, Blitze zucken, die ersten Tropfen fallen, und dann geht schlagartig ein toller Wolkenbruch nieder. Zum Glück entdecken wir im Schein der Blitze einige hundert Meter vor uns einen Heuschöber, dem wir sogleich entgegeneilen; noch ehe wir ihn erreichen, sind wir bis auf die Haut durchnässt, aber froh, ein Dach über dem Kopf zu haben. Frierend verkriechen wir uns in das reichlich vorhandene Heu und Stroh. Wenig später kommt schreckerfüllt ein junger Bursche, der uns beobachtet haben muss, her-

eingestürzt und gibt uns atemlos zu verstehen, dass uns die Sowjets auf der Spur seien. Sofort ist alles auf den Beinen, und mit grösstmöglicher Schnelligkeit wird der Marsch nun fortgesetzt. Es regnet immer noch ziemlich stark, aber das ist uns im Augenblick völlig gleichgültig, wo es doch darum geht, erst einmal einen genügenden Abstand zu gewinnen. Auch ohne Stiefel und trotz der Feuchtigkeit brennen meine Füsse wie Feuer. Dauernd trete ich auf Steine oder stosse irgendwo an, denn es ist inzwischen stockdunkel geworden. In einem Wäldchen lassen wir uns zu einer kurzen Rast nieder. Erschöpft lehne ich mich gegen einen Baum und schlafe sofort ein. Da stösst mich ein Kamerad an, denn der Marsch geht weiter. Wenn bloss bald ein Dorf käme, denke ich, damit ich mir ein paar Lumpen als Fusslappen besorgen und die Stiefel wieder anziehen könnte.

13. Juli

Mitternacht ist schon vorbei, als wir endlich ein Dorf erreichen, in das wir ohne die geringsten Vorsichtsmassnahmen hineingehen, denn wir sind vollkommen durchnässt, frieren unvermindert und wollen uns hier unbedingt etwas aufwärmen. An eine Beschaffung von Nahrungsmitteln denkt jetzt niemand, zumal wir ja alle gut gesättigt sind. Die Dorfstrasse ist durch den Regen vollständig aufgeweicht, wodurch sich meine Füsse in zwei wüste Dreckklumpen verwandeln. Aber die brennenden Schmerzen lassen daraufhin deutlich nach. Der Schlamm kühlt und wirkt offenbar als «Heilerde». Ein zunächst durchaus unerwünschter Sachverhalt erweist sich wieder einmal als Gewinn, und meine für denkbar unglücklich und bedrohlich erachtete Ruhr hat sich schliesslich sogar lebensrettend ausgewirkt, denn ohne den «Zwangsaufenthalt» wäre ich in die Zugmaschine gesprungen und hätte an Stelle von Hauptmann Trost, der kurz zuvor meinen Platz eingenommen hatte, ein sicheres Ende gefunden. Nachdenkenswert!

Aber jetzt sind wir hier gelandet und klopfen an die Tür des ersten Hauses und nichts regt sich. Dann nochmal etwas energischer an eines der Fenster, aber auch diesmal ohne Erfolg. «Na, die schlafen aber fest», meint ein Landser neben mir, doch ich habe das Gefühl, dass hier etwas nicht stimmt. Jetzt versuchen wir es mit Rufen, und als wiederum nichts geschieht, wird nochmals heftig ange-

klopft, und nun endlich erscheint der Kopf einer Frau hinter den Papiergardinen des Fensters. Mit angstvollem Gesicht und abweisenden Gesten gibt sie uns zu verstehen, dass sie uns nicht hereinlassen kann – oder will. Wir zeigen daraufhin deutlich auf unsere Waffen, und da entschliesst sie sich, die Tür zu öffnen. Herrlich warm ist es in der Stube, die wir mit unseren 33 Mann weitgehend ausfüllen. Die Bäuerin bringt uns, immer wieder ängstlich umherblickend, unaufgefordert etwas Brot und Milch.

Indessen haben sich einige von uns etwas näher umgesehen, und dann kommt plötzlich einer von ihnen auf mich zu und flüstert aufgeregt: «Ich glaube, da hinter'm Ofen liegen welche!» Unverzüglich sehen wir nach, und tatsächlich halten sich dort zwei Männer verborgen. Wir fordern sie auf, sofort hervorzukommen, und als das nichts nützt, drohen wir, von der Waffe Gebrauch zu machen. Da kommen sie aus ihrem Versteck heraus, werfen ihre Karabiner weg, heben die Hände und schreien: «Nix schiessen, nix Ruski, nix Partisan!» Ja was denn sonst, fragen wir uns, lassen die beiden aber ungeschoren, da sie uns nicht angegriffen haben und wir, wie beschlossen, nur dann zur Schusswaffe greifen, wenn uns die Lage unausweichlich hierzu zwingt. Vielmehr müssen wir jetzt auf dem schnellsten Wege und möglichst unauffällig verschwinden, weil angenommen werden muss, dass wir in ein Partisanendorf geraten sind. Wir geben die beiden Karabiner – deutsche «98 K» –, die zweifellos bei irgendeinem Überfall erbeutet worden sind, an zwei Kameraden, die keine Waffe mehr besitzen und machen uns dann schleunigst aus dem Staube. Keinen Moment zu früh, denn kaum haben wir den Ortsausgang hinter uns gelassen, da geht in unserem Rücken eine wilde Schiesserei los. Aus Fenstern und hinter Hecken und Büschen blitzt es auf. Wir laufen so schnell wie wir nur können in die bereits anbrechende Morgendämmerung, bemüht, uns so weit wie möglich abzusetzen und dann baldigst einen schützenden Wald zu erreichen. Die Partisanen beginnen jetzt auch noch mit Granatwerfern zu schiessen, allerdings ohne sichtbaren Erfolg.

Jede sich bietende Deckung ausnutzend, erreichen wir einen kleinen Buschwald, der uns zunächst den Blicken des Gegners entzieht. Hier sammeln wir uns und stellen fest, dass wir noch vollzählig sind und nur einige wenige Kameraden leichte Verletzungen erlitten haben. Die Sache ist also gerade noch einmal gut

gegangen! Wir durchqueren nun den Buschwald, der für einen längeren Aufenthalt bei Helligkeit jedoch nicht in Betracht kommt, und streben in dessen Schutz einem in der Nähe gelegenen ausgedehnten Nadelwald zu, in dem wir uns, wie wir glauben, wohl unbesorgt verbergen können. Als wir dort angekommen nach einem geeigneten Lagerplatz Ausschau halten, stossen wir auf eine verlassene Partisanenunterkunft mit zahlreichen kleinen Reisighütten, wahrscheinlich von den Bewohnern des Dorfes angelegt, das wir soeben aufgesucht haben. Also besteht die Gefahr, dass der Feind, wenn er die Gegend absuchen sollte, auch hier erscheinen wird in der Annahme, dass wir uns da niedergelassen haben könnten. Dennoch entschliessen wir uns, in dem Lager zu bleiben, denn die Hütten bieten einen, wenn auch nur begrenzten Schutz gegen Regen und Wind, und wir sind ja nach wie vor total durchnässt. In Anbetracht der unsicheren Lage werden sofort nach allen Seiten Posten aufgestellt und zu höchster Wachsamkeit angehalten.

Der Regen hat etwas nachgelassen, und ein leichter Nebelschleier liegt nun über der Landschaft, in dessen Schutz wir ungeachtet des hohen Risikos schnell ein grösseres Feuer machen, um unsere nassen Sachen wenigstens notdürftig zu trocknen. Da hierfür nur feuchtes Holz verwendet werden konnte, will das Feuer zunächst nicht recht brennen, wobei eine starke Rauchentwicklung unvermeidbar ist.

Einer von unseren Leuten hat gestern in dem gastfreundlichen Dorf noch einen Beutel mit Kaffee-Ersatz erhalten, und da nahebei ein kleines Rinnsal sauberes Wasser liefert, kann sich jeder in seinem Kochgeschirr oder Trinkbecher etwas heissen Kaffee zubereiten, was als ungemein wohltuend empfunden wird. Das feucht gewordene Brot legen wir zum Rösten in die Glut, und so zubereitet schmeckt es ja auch besonders gut.

Da, plötzlich ein wohlbekanntes Rauschen in der Luft, und gleich danach eine Detonation, keine hundert Meter entfernt. Offenbar hat man – wie befürchtet – den Rauch unseres Lagerfeuers bemerkt und schiesst nun mit Granatwerfern nach uns. Gespannt lauschen wir, und da kommt auch schon ein weiterer Schuss, wieder nur etwa hundert Meter neben dem Lagerplatz, aber diesmal auf der anderen Seite. Wenn der Gegner das Feuer hätte beobachten können, müsste, wie man als Artillerist weiss, die nächste Granate eigentlich ziemlich

genau auf unseren Standort niedergehen, aber zum Glück geschieht danach nichts mehr. Obwohl wir nun annehmen müssen, dass unsere Anwesenheit hier bekannt ist, können wir uns auch jetzt nicht dazu entschliessen, unser Lager zu verlassen. Wohin sollten wir uns auch bei hellem Tageslicht begeben, ohne zu wissen, ob sich anderswo überhaupt ein geeignetes Versteck finden lässt, und so hoffen wir, dass uns die Partisanen in Ruhe lassen, da sie, wie man weiss, den offenen Kampf grundsätzlich meiden. Allerdings müssen wir damit rechnen, dass man ein Suchkommando der Roten Armee alarmiert, und dann würde es hier verdammt ungemütlich! Bis zum Weitermarsch müssen wir noch mindestens 12 Stunden warten, und somit ist für Spannung gesorgt.

Nachdem wir gegessen und getrunken haben, legen sich die meisten Kameraden zur Ruhe nieder. Ich setze mich zu Leutnant Janasiak an das langsam ausgehende Feuer, um mich mit ihm über unsere Lage zu unterhalten. Wir sind uns darüber im Klaren, dass wir hier am Rande des partisanenverseuchten Nalibocka-Waldes liegen, an den wir unglücklicherweise mangels genauerer Orientierungsmöglichkeiten geraten sind. «Wenn wir heute Nacht weitermarschieren, müssen wir uns unbedingt mehr in nordwestlicher Richtung bewegen, um aus dieser gefährlichen Gegend 'rauszukommen», meint Jonny. – «Auch wenn wir dabei zu nahe an die sicher belebte Strasse Minsk-Wolozyn gelangen», füge ich hinzu. «Auf jeden Fall besser als dieser Schiet-Partisanenwald hier», sagt er und fährt fort: «Mann, wenn man daran denkt, wie toll das gestern alles gelaufen ist, und heute, ein paar Kilometer weiter das genaue Gegenteil. Wir müssen halt höllisch aufpassen.

In einem Dorf ist alles bestens o.k. und im nächsten wird man dann gleich über'n Haufen geschossen, wenn man nicht auf Zack ist. Wenn wir erst mal in Litauen sind, wird sicher vieles einfacher», meint Jonny. «Sind bis dahin aber noch runde 100 Kilometer nach meiner Karte», ergänze ich und fahre dann fort: «Was glaubst du, wie lange dieser Mist wohl noch dauert?» «Also bei angenommen 100 Kilometern müssten wir sicher noch mit zwei Wochen rechnen, und dabei ist von der Front ja überhaupt noch nischt zu merken». «Mensch, zwei Wochen noch wären ja totaler Irrsinn, wenn man bedenkt, dass wir nach

dem Kesselausbruch bis heute gerade mal eine Woche hinter uns gebracht haben»; und wir haben beide keine blasse Ahnung, wie irrsinnig die Dinge wirklich laufen und kein Ende abzusehen ist.

Während sich nun auch Jonny in eine der Reisighütten zurückzieht, gehe ich erst einmal daran, meine Maschinenpistole einer gründlichen Durchsicht und soweit möglich auch Reinigung zu unterziehen. Der Lauf sieht innen einfach toll aus und auch andere Teile haben starken Rost angesetzt. Mit Schaudern stelle ich fest, dass die Zubringerfeder für die Patronen im Magazin eingerostet ist, weshalb ich keinen einzigen Schuss hätte herausbringen können! Einer der Kameraden führt tatsächlich noch ein Gewehrreinigungsgerät und vor allem auch etwas Öl mit sich, was er mir auf meine Bitte hin ausleiht, und so gelingt es mir, die Waffe mit einiger Mühe wieder in einen gebrauchsfähigen Zustand zu versetzen, heilfroh, den Schaden noch rechtzeitig entdeckt zu haben.

In Gedanken an den Weitermarsch, der in einigen Stunden erfolgen wird, wende ich mich nun meiner «Fussbekleidung» zu. Die Entzündungen beider Füße sind durch die Feuchtigkeit etwas abgeklungen und die brennenden Schmerzen haben deutlich nachgelassen, so dass ich versuchen will, mir wieder meine Stiefel anzuziehen.

Obwohl das Barfusslaufen relativ gut gegangen ist, kann dies natürlich kein Dauerzustand werden, und schon gar nicht bei Dunkelheit. Nach notdürftiger Reinigung der Füße im nassen Moos und Gras benutze ich mein Taschentuch als Fusslappen, und ein zweites stellt mir dankenswerterweise ein Kamerad zur Verfügung. Durch die wechselnden Witterungsverhältnisse sind die Stiefel knochenhart geworden, und so dauert es eine ganze Weile, bis ich sie endlich angezogen habe. Im Augenblick verspüre ich nur geringe Schmerzen; fragt sich nur, wie es dann beim Laufen sein wird, und man übertreibt sicher nicht, wenn man besorgt daran denken muss, dass der Zustand der Füße möglicherweise zur Schicksalsfrage werden könnte.

Endlich bin ich nun soweit, mich auch ein wenig ausruhen zu können, und so schlüpfte ich in eine der Reisighütten in der noch ein Platz frei ist. Die «Hütten» sind äusserst primitiv gebaut. Ein schräg gestelltes, etwa zwei Meter hohes und ebenso breites Lattengestell hat man als Regenschutz dicht mit Tannen-

zweigen beschichtet und vorn an den Ecken mit zwei Stangen abgestützt, reicht also nur für 2 Personen. Obwohl die Luft feucht und kalt und meine Kleidung noch immer nicht trocken ist, schlafe ich bald ein.

Langsam rückt die Stunde des Aufbruchs näher. Diesmal wollen wir etwas früher als sonst abmarschieren, denn der ausgedehnte Wald muss, um sich besser orientieren zu können, bei noch ausreichender Sicht durchquert werden, und so kommen wir auch recht gut voran. An verschiedenen Stellen entdecken wir weitere, teilweise mit Schützenständen und Deckungslöchern gut ausgebaute Partisanenlager. Als der Wald zu Ende und es noch nicht dunkel genug ist, warten wir noch eine Weile an dessen Rand. Nicht weit entfernt liegt in einer Mulde ein Dorf, das wir ebenso wie seine Umgebung sorgfältig mit dem Doppelglas absuchen. Da nirgendwo etwas Verdächtiges zu bemerken ist, entschliessen wir uns, ohne die völlige Dunkelheit abzuwarten, an dem Ort vorbei weiter zu marschieren. Auf den Wiesen weiden friedlich ein paar Kühe, im Dorf aber lässt sich kein Mensch blicken. Die Ruhe empfindet man irgendwie als unwirklich, fast unheimlich. Da beobachten wir, wie plötzlich eine Frau in auffälliger Eile mit einem Sack auf dem Rücken hinter den Büschen am Ortsrand verschwindet. Nanu, was soll denn das bedeuten? Bisher haben sich die Einwohner noch niemals vor uns verborgen, und wir spüren, dass hier etwas faul zu sein scheint. Als wir dann noch näher herankommen, sehen wir, wie ein Mann mit einem Gewehr in der Hand die Dorfstrasse hinuntereilt. Also doch Partisanen! Einer unserer Leute schießt ebenso voreilig wie sinnlos hinter ihm her, ohne zu treffen, und nun wird es für uns höchste Zeit, hier so schnell wie möglich zu verduften. Da geht auch schon eine grüne Leuchtkugel hoch und anschliessend eine weisse, das Angriffssignal der Partisanen. Sofort ziehen wir uns weiter zurück und verbergen uns zunächst am Rand eines nahen Getreidefeldes. Unmittelbar danach sehen wir die ersten Gestalten aus dem Buschwerk heraus auf uns zukommen.

Auf 50 Meter Distanz eröffnen wir das Feuer, worauf einige von ihnen liegenbleiben, aber dann kommen sie in immer grösser werdender Zahl aus den Büschen und Hecken hervor und treten, wohl im Gefühl ihrer Überlegenheit und daher ganz gegen ihre Gewohnheit, zum Angriff an. Ohne Zweifel haben sie uns, in guter Deckung liegend, schon längst erwartet, und jetzt gibt es für



Partisanen bei einer Auftragseinweisung

uns keinen anderen Ausweg mehr als schnellstens zu verschwinden. Bei noch unzureichender Dunkelheit rennen wir über völlig deckungsloses Gelände, Wiesen und Äcker, jeden Moment damit rechnend, dem heftigen Beschuss zum Opfer zu fallen. Die grünen Fäden der Leuchtspurgeschosse flitzen vorbei, und überall spritzt auf dem Ackerboden die Erde auf, wenn die Kugeln in die Schollen fegen. In dieser Situation bietet sich uns für eine wirksame Gegenwehr keine Möglichkeit mehr. Jetzt kann man nur noch laufen, laufen, laufen und hoffen, hier noch einmal davonzukommen. Auch wenn die Kräfte allmählich nachlassen, darf niemand zu weit zurückfallen, und wer hier liegenbleibt, hat mit Sicherheit keine Überlebenschance. Jeder weiss das und denkt dabei vielleicht an die verzweifelten Hilferufe in dem Partisanendorf, das wir vor einigen Tagen vergeblich zu durchqueren versucht haben.

Neben mir erhält Unteroffizier Ademeit einen Schuss in die linke Schulter, schreit kurz auf, kann aber weiterlaufen. Etwas mehr auseinandergezogen versuchen wir, dem Feuer zu entgehen.

Bald bin ich zu stark erschöpft, um hier noch mitkommen zu können. Die Füsse brennen wieder wie gehabt, aber das spielt in solchen Augenblicken keine Rolle. Vor uns taucht ein Waldstück auf, das wir auf jeden Fall erst einmal erreichen müssen. Ich versuche daher, wieder ein paar Meter im Laufschrift zurückzulegen, aber dann bin ich total fertig und gehe langsam weiter, nur den Kopf unwillkürlich etwas eingezogen. Vor Erschöpfung ist mir alles gleichgültig, und wenn es dich erwischt, dann ist der Traum eben aus, sage ich mir. So ist das, wenn man völlig am Ende seiner Kräfte ist! Aber wie schon so oft habe ich auch diesmal wieder sehr viel Glück und erreiche heil den rettenden Wald. Die Partisanen schiessen noch ein paar Mal mit Granatwerfern in die Gegend und stellen dann das Feuer ein. In dem Wäldchen finden wir uns wieder zusammen. Wir haben mehrere Verwundete, und ein Mann wird vermisst. Unteroffizier Lücke, einer unserer Besten, ist nicht mehr bei uns. Wir können nur hoffen, dass er ein schnelles Ende gefunden hat und nicht verwundet in die Hände der Partisanen gefallen ist, und jeder weiss warum!

Nachdem wir den Wald hinter uns gelassen haben, legen wir uns erst einmal auf einer Wiese zu einer kurzen Erholungspause nieder, die wir alle benötigen,

insbesondere unsere Verwundeten. Der Schweiss rinnt mir in Strömen über das Gesicht. Ich trinke meine Feldflasche leer und fühle mich dann gleich etwas wohler. An einer sumpfigen Stelle in der Nähe fülle ich sie wieder mit bräunlichem Moorwasser auf, das zwar etwas bitter und leicht faulig schmeckt, aber herrlich kalt ist. An die möglichen Folgen denkt man dabei nicht!

Leutnant Janasiak drängt zum Aufbruch, denn wir müssen bemüht sein, umgehend aus dieser gefährlichen Gegend am Rande des Nalibocka-Waldes und seiner Ausläufer wegzukommen. Im Schutz der Dunkelheit geht es dann weiter, mehr in nordwestlicher Richtung, wie wir das beschlossen haben, und glücklicherweise vorerst ohne weitere Zwischenfälle.

14. Juli

Inzwischen ist es Mitternacht geworden. Wir sind durch streckenweise recht schwieriges Gelände gelaufen, auch über kleinere Hügel, die an den Kräften zehren, aber wir wollen unbedingt die Richtung beibehalten und vermeiden daher alle grösseren Umwege.

Müde und abgekämpft schleppen wir uns durch die Landschaft. Einige Kameraden, insbesondere die Verwundeten, brechen vor Erschöpfung zusammen und können nur unter grossen Anstrengungen mitgenommen werden. Glücklicherweise haben sie, soweit das zu erkennen ist, nur leichtere Verletzungen davongetragen, sind aber natürlich nicht voll bei Kräften und unter den gegebenen Umständen bis an die Grenzen ihres Durchhaltevermögens gefordert, wie ich das ja selbst einige Tage zuvor erlebt habe, und muss wirklich froh sein, dass ich trotz allem wieder recht gut mithalten kann.

Im Schutz einer ausgedehnten Buschgruppe muss nun unbedingt eine erneute Rast eingelegt werden. Wir lassen uns, wo wir gerade stehen, auf den Boden sinken, und buchstäblich innerhalb weniger Sekunden bin ich fest eingeschlafen, was man früher für absolut unmöglich gehalten hätte. Als wir nach einiger Zeit wieder aufbrechen, weckt mich ein Kamerad, und gleich geht es mit neuen Kräften weiter, erstaunt, wie relativ schnell man wieder auf die Beine kommen kann.

Die Erschöpfungszustände sind gewiss auch eine Folge des Hungers, der sich allmählich wieder bemerkbar macht. Unsere letzten kleinen Vorräte haben wir an dem Lagerfeuer im Partisanenwald aufgezehrt, und nun muss wieder daran gedacht werden, neue Lebensmittel zu beschaffen.

Wir sind schon dabei, nach einem Unterschlupf Ausschau zu halten, da tauchen vor uns in der Morgendämmerung die Umrisse eines Hauses auf, dem wir uns schnell nähern. Da wir uns ein gutes Stück von der Partisanengegend abgesetzt haben, dürfen wir es wagen, uns hier nach dem notwendigen Proviant umzusehen. Es handelt sich um einen Einzelhof, etwas abseits eines kleinen Dorfes, und somit für unser Vorhaben gut geeignet. Wir klopfen an und werden von den Bauersleuten trotz der frühen Stunde durchaus freundlich empfangen. So verschieden können die Verhältnisse auch bei nur wenig voneinander entfernten Orten sein. Man bietet uns sogar Quartier an, und da wir alle endlich wieder einmal ein Dach über dem Kopf haben möchten und dies im Hinblick auf unsere körperliche Verfassung wohl auch benötigen, nehmen wir dieses völlig unvermutete Angebot dankend entgegen. Weil in der kleinen Wohnstube nicht genügend Platz ist, begibt sich ein Teil unserer Leute in die angrenzende Scheune. Der Wohnraum ist wie allgemein üblich zugleich Küche und Schlafzimmer, und so breitet die Bäuerin für uns ein paar Decken und Kissen auf dem Holzfussboden aus. Dann essen wir noch ein Stück Brot, das wir sogar noch bekommen haben, und danach legen wir uns nieder und sind augenblicklich eingeschlafen. Als ich am Morgen erwache, sind die Kameraden bereits beim Frühstück. Die Bauersfrau hat uns eine Schüssel mit Pellkartoffeln hingestellt, dazu reichlich Brot und Milch. Nach dem Essen fühle ich mich wunderbar gestärkt und bin wieder voller Energie und Zuversicht.

Jonny gesteht mir, dass er nur sehr unruhig geschlafen habe, da er befürchtete, man würde uns in eine Falle locken. Damit habe ich zwar nicht gerechnet, aber immerhin erfahren wir im Verlauf eines mühsam geführten Gespräches, dass erst gestern noch russisches Militär in dem benachbarten Dorf gewesen und nur wenige Stunden vor unserer Ankunft weitergezogen sei, wovon man uns jedoch nicht in Kenntnis gesetzt hat. Vielleicht aber auch, um uns nicht unnötig

zu beunruhigen und in der Annahme, dass nicht gleich erneut irgendwelche Truppen hier vorbeikommen. Was auch immer, wir beschliessen jedenfalls, unverzüglich aufzubrechen, um noch vor Tagesanbruch einen Wald aufzusuchen und uns dort zu verbergen. So verabschieden wir uns also, danken nochmals für die freundliche Aufnahme und streben einem nahegelegenen Waldstück zu, wo wir dann auf einer kleinen Lichtung unseren Lagerplatz einrichten.

Schon am frühen Morgen lacht die Sonne, strahlt der Himmel in herrlichem Blau, so dass man den Krieg und unsere höchst bedenkliche Lage fast vergessen könnte. Ich ziehe meine Stiefel aus und lege die beiden als Fusslappen benutzten Taschentücher zum Trocknen auf einen Baumstamm. Von der Bäuerin habe ich ein grösseres Stück alten Leinens erhalten, das ich nun halbiere und künftig an Stelle der weniger geeigneten Taschentücher verwenden werde. Die Stiefel stelle ich unter eine kleine Tanne in den Schatten, denn in der Sonne werden sie immer hart und bereiten dann Schwierigkeiten beim Anziehen, was gegebenenfalls in höchster Eile erfolgen muss.

Nachdem ich nochmals sicherheitshalber meine Maschinenpistole überarbeitet habe, lege ich mich in das weiche Moos nieder und lasse mich von der Sonne bestrahlen. Dann ziehe ich die Landkarte von Leutnant Bauer hervor, der uns vor drei Tagen auf so tragische Weise verlassen hat. Lange studiere ich dieses so wertvolle Stück Papier und meine, dass wir uns in der Gegend südlich von Rakuw befinden müssten, das etwa in der Mitte zwischen Minsk und Wolozyn liegt. Da wir eine Zeitlang in nordwestlicher Richtung marschiert sind, könnten wir uns bereits nahe der erwähnten grossen Strasse bewegen, wofür auch das Auftreten des russischen Militärs sprechen würde, von dem uns die Bauersleute berichtet haben.

Wo mag nur die Front sein, die neue HKL, fragt man sich immer wieder, kann es einfach nicht fassen, dass noch keinerlei Anzeichen für ihr Vorhandensein festzustellen sind und sich demnach eine für vollkommen undenkbar gehaltene Lage entwickelt haben muss.

Die verrücktesten Ideen kommen einem in den Sinn, dass auf dem Feld nebenan doch eine Ju 52 landen und uns abholen kann, womit wir in aller Kürze zu Hause wären, oder eine Panzerdivision einen Gegenstoss führen und uns auf-

nehmen würde. Alles schöne Wunschträume, die in einer solchen Situation eben verständlicherweise aufkommen. Da holt mich plötzlich starker Motorenlärm in die Wirklichkeit zurück. Ein Doppeldecker braust im Tiefflug über uns hinweg, nicht etwa ein deutsches Flugzeug, von dem ich eben noch träumte, nein, es ist die «Nähmaschine» oder – wie man will – auch «Kaffeemühle», von der schon die Rede war, und die uns hier zum ersten Mal bei Tage begegnet. Das Flugzeug kam so niedrig, dass man den Piloten deutlich erkennen konnte, und ich kann das Gefühl nicht loswerden, dass er auch uns erblickt hat, obwohl alles sofort in Deckung gesprungen ist. Und da kommt er auch schon wieder, noch höchstens 30 Meter über den Spitzen der Bäume, und beginnt um unseren Lagerplatz zu kreisen, wobei sich der Pilot weit aus seinem Sitz zu uns herunterbeugt. Höhnisch blitzen die roten Sterne an den Tragflächen, alles zum Greifen nahe. Dann dreht er ab und verschwindet, zweifellos davon überzeugt, genug gesehen zu haben. Für uns jedenfalls steht fest, dass man uns auf dem Weg von dem Bauernhof in den Wald bei offenbar schon zu grosser Helligkeit beobachtet und jetzt die Suche nach uns aufgenommen hat. Für alle Fälle machen wir uns marschbereit, können es aber nicht riskieren, den schützenden Wald zu verlassen. Mit grösster Spannung und Unruhe verbringen wir die noch so vielen Stunden bis zum Einbruch der Dämmerung, aber nichts geschieht. Schliesslich ist es soweit, und wir brechen auf. Kaum haben wir den Waldrand erreicht, da knallen nicht weit entfernt einige Schüsse, und sofort bleibt alles stehen. In dem Dorf, das sich in der Nähe unseres Einzelhofes befindet, sind offenbar doch wieder russische Truppen, denn laute Stimmen dringen zu uns herüber, und deutlich vernimmt man das Grölen einiger anscheinend Betrunkener. Wir warten daraufhin, bis es noch etwas dunkler geworden ist, und entfernen uns dann im Schutz hoher Getreidefelder und kleiner Buschgruppen aus dieser so unsicheren Gegend.

Es bleibt aber auch weiterhin nicht gefahrlos, denn wenig später erhalten wir aus einem nahen Getreidefeld vereinzelt Gewehrfeuer. Da man uns bei inzwischen völliger Dunkelheit unmöglich erkennen kann, schießt der unsichtbare Gegner, vermutlich Partisanen, wohl nur in Richtung der von uns verursachten Geräusche. Wir sind durch die häufigen Zusammenstösse schon derart

stur geworden, dass wir uns weder in Deckung begeben noch das Marschtempo beschleunigen, zumal die Leuchtspuren erkennen lassen, dass die Schüsse viel zu hoch liegen. Wir ziehen lediglich die Köpfe ein und wechseln die Marschrichtung, laufen nun eine Zeitlang vorwiegend nach Norden, um hiermit auch wieder mehr Abstand von dem gefährlichen Nalibocka-Waldgebiet zu gewinnen, und danach orientieren wir uns wieder nach Westen in «Richtung Heimat».

15. Juli

Allmählich beginnt die Morgendämmerung hereinzubrechen, und so müssen wir bald noch ein Dorf finden, um neue Lebensmittel zu beschaffen. Zwei einzelne Gehöfte tauchen vor uns auf und werden unverzüglich angegangen. Durch die enormen körperlichen Belastungen, eine permanente Unsicherheit und Unruhe und insbesondere die Ungewissheit unserer Zukunft hat sich eine deutlich erkennbare Gereiztheit breitgemacht, weshalb wir, aufgeteilt in zwei etwa gleich grosse Gruppen, diesmal ohne lange anzuklopfen und zu fragen, in die beiden Häuser eindringen. Die Bewohner bleiben sichtbar verängstigt in ihren Betten liegen, und so nehmen wir – gewiss nicht gerade die feine Art – alles mit, was wir ohne längere Suche vorfinden.

Auf dem Tisch des Hauses, in dem ich mich mit meiner Gruppe befinde, steht ein grosser Krug mit Milch, die sogleich in unseren Feldflaschen verschwindet. Ausserdem versorgen wir uns mit Brot, Salz und einigen Eiern und verlassen dann schnellstens den Ort, denn es ist inzwischen bedenklich hell geworden. Noch rechtzeitig genug nimmt uns ein dichter Nadelwald in sein schützendes Dunkel.

Ein unmittelbar neben den beiden Häusern gelegenes grösseres Waldstück hätte sich ebenfalls recht gut als Versteck geeignet, aber nachdem wir hier so wenig freundlich in Erscheinung getreten sind, haben wir es doch vorgezogen, uns etwas weiter entfernt niederzulassen.

Rückblickend auf unsere heute als ausgesprochen rüde empfundene Verhaltensweise, versucht man diese mit dem Argument zu rechtfertigen, dass es den Bewohnern hier doch immer noch wesentlich besser geht als uns, die wir stän-

dig um unsere Existenz ringen müssen und nicht wissen, was uns morgen blüht. Dennoch bleibt ein ungutes Gefühl zurück, wenn man daran denkt, wie einladend und hilfsbereit man uns immer wieder entgegengekommen ist!

Auf einer kleinen Lichtung haben wir wieder einen passenden Lagerplatz gefunden und lassen uns hier ziemlich erschöpft in dem leider sehr nassen Moos nieder. In den frühen Morgenstunden ist es in dem Wald empfindlich kühl und feucht, und daher entfachen wir mit der gebotenen Vorsicht ein kleines Feuer. Der Reihe nach kochen wir uns dann mit etwas Milch und Mehl, das man vorhin in einem der beiden Häuser hat auftreiben können, eine Suppe, verlängert mit reichlich Wasser aus einem allerdings nicht gerade klaren Rinnsal in der Nähe unseres Lagers. Auch das Mehl sieht nicht sonderlich gut aus, ist dunkelgrau und sehr grob gemahlen, mit viel Spelzen und Kleie, so dass man sich, obgleich anspruchslos und bescheiden geworden, dieses Produkt unserer Kochkunst nur mit einiger Überwindung einverleiben kann. Und was hätte ich schon wenige Tage später für ein paar Löffel davon hergegeben!

Ermüdet lege ich mich dann leichtsinnigerweise in das kühle und feuchte Moos und schlafe sofort ein. Schon bald aber wache ich wieder auf, geplagt von fürchterlichen, krampfartigen Leibschmerzen und befallen von jenen Begleitererscheinungen der Ruhr, die mich dazu zwingen, schleunigst einen geeigneten Ort etwas abseits unseres Lagerplatzes aufzusuchen. Erst nach geraumer Zeit kann ich wieder zurückkehren und bin so erledigt, dass ich mich kaum noch auf den Beinen halten kann. Im Verlauf des Tages, der glücklicherweise ohne jeden Zwischenfall vergeht, erhole ich mich aber wieder soweit, dass ich später den Marsch fortsetzen kann. Da sich seit mehreren Tagen die Ruhr überhaupt nicht mehr bemerkbar gemacht hat, glaubte ich, die Sache sei überwunden, doch dann haben wohl die ungünstigen Verhältnisse in dem Wald diesen hoffentlich letzten Rückfall verursacht, eventuell verbunden mit dem sicher nicht ganz einwandfreien Essen.

Da wir das offenbar recht ausgedehnte Waldgebiet noch bei ausreichender Helligkeit durchqueren wollen, brechen wir wieder eher auf. Als wir dann den Waldrand erreichen, erblicken wir vor uns einen kleinen, etwa fünf Meter breiten Fluss (Islocz), der sich durch sumpfiges Wiesengelände seinen Weg bahnt.

Eine Brücke ist nirgendwo zu sehen, doch wir haben Glück und entdecken eine Stelle, an der man zwei lange Baumstämme nebeneinander über den Fluss gelegt hat. Die Stämme sind stark bemoost, feucht und glitschig, weshalb man höllisch aufpassen muss, um nicht auszugleiten und ins Wasser zu stürzen. Da ich noch immer nicht voll bei Kräften bin, wären die Folgen unabsehbar, aber ich komme, ganz langsam Fuss vor Fuss setzend, heil auf das jenseitige Ufer wie alle anderen auch. Sternklar ist die Nacht, und so können wir ohne Kompass nach dem «Grossen Bären» marschieren.

Mit Rücksicht auf unsere Verwundeten legen wir gegen Mitternacht in einem kleinen Waldstück eine kurze Rast ein. Beim Aufbruch stellen wir dann fest, dass uns die drei Kameraden, die wir vor einigen Tagen aufgenommen hatten, unbemerkt wieder verlassen haben. Sicher keine unbegründete Entscheidung, denn in einer kleinen Gruppe ist man unabhängiger, kommt zweifellos schneller voran, wird auch nicht so leicht entdeckt, und schliesslich gestaltet sich die Beschaffung von Lebensmitteln wesentlich unproblematischer. Andererseits schätzt man aber auch die mutmassliche Geborgenheit in einer grösseren Kampfgruppe, in der sich im Laufe der Zeit ein verstärktes Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt.

16. Juli

Bis zum Einbruch der Morgendämmerung haben wir noch etwa drei Stunden Zeit. Im ausreichend hellen Schein des abnehmenden Halbmondes kann man das Gelände recht gut überblicken, und so geht es nun zügig weiter, zumal eine Strasse längere Zeit in unserer Richtung verläuft. Mann hinter Mann marschieren wir an ihrem Rand, wobei allerdings ein gewisses Risiko in Kauf genommen werden muss, aber wir wollen endlich wieder einmal etwas mehr als sonst an Boden gewinnen. Doch dann erscheint plötzlich vor uns, zunächst noch etwas undeutlich wahrnehmbar, ein Radfahrer, und blitzschnell sucht alles Deckung im Strassengraben. Beim Näherkommen erkennen wir, dass er eine russische Uniform trägt, und als er offenbar verunsichert seine Fahrt verlangsamt, muss angenommen werden, dass er irgendetwas bemerkt hat. Sofort springen wir auf, versperren ihm den Weg und zwingen ihn damit zum Absteigen. Wohl

erst in diesem Augenblick wird ihm klar geworden sein, mit wem er es hier zu tun hat, denn nun hebt er mit einem wüsten Fluch sein Rad mit beiden Händen in die Höhe und schmettert es mit aller Kraft den ihm am nächsten stehenden Landsern vor die Füße, macht dann blitzartig eine Kehrtwendung und versucht, laut um Hilfe rufend, mit Riesenschritten über das Feld neben der Strasse in der Dunkelheit zu entkommen. Aber schon nach wenigen Metern streckt ihn ein wohlgezielter Feuerstoss aus einer Maschinenpistole nieder. Unter den gegebenen Umständen gab es hier gar keine andere Wahl, denn wir wären in höchste Gefahr geraten, wenn er seine Einheit erreicht und dann die ganze Umgebung rebellisch gemacht hätte.

So ist es nun einmal in einem Krieg gegen einen Feind, von dem man mit grosser Wahrscheinlichkeit keine Schonung erwarten kann, wenn man ihm in die Hände fallen sollte, und vermehrt gilt das in diesen Tagen und Wochen für uns und die vielen anderen Versprengten, die überall einer gnadenlosen Jagd ausgesetzt sind, weil sie mit grosser Verbissenheit und Energie um ihr Überleben kämpfen müssen und hierbei dem Gegner unvermeidbar auch mitunter nicht unerhebliche Verluste beibringen, wenn sie einer Konfrontation nicht ausweichen können.

Da sich dieses Geschehen in dem bislang weitestgehend unbehelligt gebliebenen Hinterland der Roten Armee abspielt und sich hier nunmehr weiträumig eine nicht zu übersehende Gefährdung und damit auch Verunsicherung entwickelt hat, treten sowohl Erbitterung als auch Hass zwangsläufig verstärkt in Erscheinung, in etwa vergleichbar mit den Empfindungen und Reaktionen, die der Partisanenkampf im rückwärtigen Frontgebiet bei uns hervorgerufen hat. Und so ist es nicht verwunderlich, wenn insbesondere die Rückkämpfer – wie man sie später einmal nennen wird – nur eine ganz geringe Überlebenschance haben, wenn man ihrer habhaft wird!

Wir suchen nun den toten Russen auf und stellen fest, dass es sich bei ihm um einen höheren Offizier oder auch Kommissar handelt, wie das hinsichtlich der Anzahl von Sternen auf seinen breiten Schulterstücken zu erkennen ist. Wir legen ihn in einen kleinen Busch neben der Strasse und bedecken ihn mit seinem Fahrrad in der Hoffnung, dass man ihn hier nicht so bald finden wird.

Ungeachtet dieses ebenso unerwünschten wie unerfreulichen Zwischenfalles setzen wir den Marsch weiterhin entlang der Strasse, aber nun vorsichtshalber im Strassengraben fort, um möglichst schnell einen grösseren Abstand zu gewinnen. Ausserdem müssen wir uns dringend noch bei ausreichender Dunkelheit neue Lebensmittel beschaffen. Wir verschärfen also das Marschtempo und erreichen sodann unweit der Strasse rechtzeitig ein einzelnes, ungewöhnlich grosses und von einer soliden Mauer umgebenes Gehöft, in dem wir unser Vorhaben realisieren wollen. Während sich die Gruppe an der Mauer postiert, gehe ich zusammen mit Oberleutnant Niedermeier und Jonny durch das offene Hoftor, die Maschinenpistolen schussbereit. Irgendwie hat man das Gefühl, hier besondere Vorsicht walten lassen zu müssen. Nebeneinander gehend betreten wir den Hof und erblicken gleich danach in seiner rechten hinteren Ecke die Umrisse von drei Lastkraftwagen. Sofort bleiben wir wie angewurzelt stehen und versuchen dann ganz langsam, die Wagen nicht aus den Augen lassend, rückwärts den Hof wieder zu verlassen, aber da kommen uns aus der Dunkelheit, im Mondlicht jedoch deutlich erkennbar, drei Gestalten entgegen, die Maschinenpistolen geschultert und somit nicht feuerbereit. Da wir nur in letzter Konsequenz zur Waffe greifen, warten wir, die Finger am Abzug, in höchster Spannung ab, was nun weiter geschehen wird. Langsam kommen die drei näher, noch immer ohne erkennbare Anzeichen von Vorsicht oder Misstrauen. Offenbar halten sie uns für ihresgleichen, aber dann wird ihnen plötzlich klar, wen sie da vor sich haben, denn mit einem Ruck reissen sie ihre Maschinenpistolen von der Schulter, wobei einer von ihnen, wohl als Warnsignal, noch einen schrillen Pfiff loslässt. Aber wir sind schneller und müssen es auch sein, wenn wir noch etwas vom Leben haben wollen. Während meine MP – wie kürzlich auch Jonny's – nur ein trockenes metallisches «klack» von sich gibt, funktionieren glücklicherweise die beiden anderen und befreien uns aus dieser andernfalls aussichtslosen Situation. Da war er also wieder einmal, der äusserste Notfall!

Weil anzunehmen ist, dass sich in dem grossen Gehöft noch weitere Rotarmisten befinden und in aller Kürze auf der Bildfläche erscheinen werden, suchen wir schnellstens das Weite, erreichen in höchster Eile zunächst die Strasse und jagen auf ihr wieder zurück in Richtung Osten, da man und hier vermutlich

am wenigsten erwarten wird. Am Rande eines hohen Getreidefeldes, das gute Deckung bietet, geht es dann in gebückter Haltung zügig weiter. Wir betreten das Feld aber nicht, weil man hierbei deutliche Spuren hinterlassen würde. Kurz danach geht in unserem Rücken eine wilde Schiesserei los, begleitet von wüstem Gebrüll, nachdem man wohl festgestellt hat, was da soeben passiert ist. Offenbar in rasender Wut knallen die Sowjets blindlings in der Gegend herum, vorwiegend in westlicher Richtung, wo man uns natürlich in erster Linie vermutet, denn nur ganz vereinzelt flitzt eine Kugel, erkennbar an der Leuchtspur, gefahrlos hoch über uns hinweg. Jeden Busch, jeden Graben, jede Bodenfalte als Sichtschutz benutzend, erreichen wir völlig ausser Atem ein grösseres, etwas erhöht liegendes Waldstück, an dessen Rand wir eine kurze Rast einlegen. Von hier aus kann man in der Ferne die voll aufgeblendeten Scheinwerfer einer ganzen Anzahl von Kraftfahrzeugen erblicken, die auf der Strasse, welche wir anfangs noch benutzt haben, hin und her fahren, zweifellos auf der Suche nach uns. Aber mit List und viel Glück sind wir entkommen und vorerst in Sicherheit. Kaum auszudenken, was geschehen wäre, wenn wir das nicht geschafft hätten!

Vorsichtshalber ziehen wir uns nun noch etwas tiefer in den Wald zurück, finden schliesslich einen gut geeigneten Lagerplatz und stellen sofort ausreichend Posten auf, die alle Stunden abgelöst werden. Dann fallen wir erschöpft, aber mit dem beruhigenden Gedanken, wieder einmal mit heiler Haut davongekommen zu sein, sogleich in einen festen Schlaf.

17. Juli

Der Morgen ist kühl und grau. Die Sonne hat sich hinter den Wolken versteckt und sendet nur hin und wieder einige wärmende Strahlen durch die Bäume zu uns herab. Dementsprechend ist auch unsere Stimmung. Während der vielen Stunden bis zum Weitermarsch hat man reichlich Zeit zum Nachdenken, und jeder fragt sich, wie lange dieser Irrsinn denn noch dauern soll, wo die Front wohl jetzt verlaufen mag, von der noch immer nicht die geringsten Anzeichen wahrnehmbar sind, und weiter, wie man vor allem durch die russische HKL kommen kann, wobei man ohne jeden Zweifel noch einmal enorm viel Glück entwickeln muss, und der Gedanke, hierbei im Anblick des langerseh-



55.000 Gefangene der zerschlagenen Heeresgruppe Mitte marschieren am 17. Juli 1944 durch die Strassen Moskaus.

ten Zieles vielleicht noch zu scheitern, ist immer gegenwärtig und ungemein bedrückend. Und wo verläuft die Front an diesem 17. Juli? Nun, es gibt überhaupt keine Front und somit auch keine durchgehende HKL. Alles ist noch ständig in Bewegung, in Richtung Westen, versteht sich. Die Sowjets haben bereits an mehreren Stellen die Memel überschritten und stehen inzwischen nur noch rund 100 Kilometer vor der ostpreussischen Grenze. Von heute an gerechnet hätten wir also noch eine Entfernung von über 200 Kilometern ohne die zahlreichen unvermeidbaren Umwege zu bewältigen, vorausgesetzt, dass sich die Front endlich festigt. Aber das wird sie leider nicht.

Ein Glück, dass wir von alledem keine blasse Ahnung haben, denn sonst wäre wohl unser Wille zum Durchhalten arg ins Wanken geraten, zumal wenn man bedenkt, dass wir bisher, also in elf Tagen nach den Ausbruch aus dem Kessel von Minsk, lediglich 80 oder 90 Kilometer an Boden gewonnen haben. Und unter was für Begleiterscheinungen! So ist es verständlich, dass unsere Stimmung

nicht besser wird. Man ist gereizt, nervös und zunehmend pessimistisch. Einige der Landser haben bereits den Glauben an ein gutes Ende verloren.

Wenden wir uns nun den eigenen Belangen zu. Während mir meine Verwundungen weniger Sorgen bereiten, gibt es ein anderes Problem, und das sind die Füsse. Da der Tag ohne Zwischenfälle zu verlaufen scheint, ziehe ich meine Stiefel aus, wickle die unbedingt erneuerungsbedürftigen Fusslappen ab und sehe mir die Bescherung an. Eiter sickert aus erbsengrossen Löchern an beiden Fersen, und auch die Zehen befinden sich in einem bedenklichen Zustand, so dass ich mich frage, wie ich unter diesen Umständen überhaupt noch habe laufen können. Aber was kann man nicht alles, wenn es keine andere Wahl gibt! Eigenartigerweise sind die Fusschmerzen durchaus erträglich geblieben, stehen jedenfalls in keinem Verhältnis zu dem, was ich hier sehe. Auf jeden Fall müssen neue Fusslappen her, will man keine Infektion mit unabsehbaren Konsequenzen in Kauf nehmen. Auch Jonny hat in dieser Hinsicht seine Sorgen, denn an seinem rechten Fuss ist ein Furunkel von bedenklicher Grösse entstanden, wodurch er beim Laufen erheblich behindert wird. Und wenn man dann noch an die glücklicherweise nur leichteren Verwundungen einiger der Kameraden denkt und keinerlei Aussicht auf eine sachgemässe sanitätsdienstliche Versorgung besteht, kann man nur hoffen, dass dieser Marsch baldigst ein Ende findet. Und wir ahnen nicht, wie schnell er beendet sein wird, aber ganz anders als wir uns das gedacht und gewünscht haben!

18. Juli

Nach dem Weitermarsch während der letzten Stunden des vergangenen Tages haben wir vergeblich versucht, uns neue Lebensmittel zu besorgen, nachdem dies infolge des Zusammenstosses mit den drei Rotarmisten und der anschliessenden Flucht nicht mehr möglich gewesen ist. Nun aber haben wir endlich Erfolg und finden einen Einzelhof, in dem sich eine gruppenweise Beschaffung erübrigt. Leider kommt es daraufhin zu höchst unerfreulichen Reibereien unter den eigenen Leuten. Einige reissen sich gegenseitig die Lebensmittel aus den Händen, stossen dabei Milchkrüge um und zerdrücken auch noch etliche der so begehrten Eier.



Rückkämpfergruppe beim Durchqueren eines Sumpfbgebietes

Sicherlich eine Folgeerscheinung der überreizten Nerven und einer verständlichen Ungeduld, aber in unserer Lage kann eine Lockerung der Disziplin auf keinen Fall hingenommen werden, soll es nicht früher oder später zu einem Zerfall der Gruppe kommen. Die für die Rangeleien Verantwortlichen werden daher unmissverständlich darauf hingewiesen, dass sie uns im Wiederholungsfall ohne Wenn und Aber zu verlassen haben.

Kurz nachdem der Marsch fortgesetzt worden ist, erblicken wir im Mondschein nicht weit von uns entfernt eine Gruppe von etwa 20 Mann, die mit schnellen Schritten unseren Weg kreuzt. Wir vermuten sicher nicht zu Unrecht, dass es sich hierbei um deutsche Soldaten handelt, die gleich uns auf der Suche nach der erhofften Front sind, wagen es aber nicht, unsere Deckung aufzugeben und mit ihnen in Verbindung zu treten, da immerhin auch die Möglichkeit besteht, dass hier eine Abteilung Rotarmisten auf dem Weg ist, um die Gegend

abzusuchen. Auffällig ist auch, dass sie sich nicht wie wir ungefähr nach Westen orientieren, obwohl die Geländeverhältnisse dies ohne Weiteres zulassen würden. Es muss eben alles in Betracht gezogen und jedes Risiko nach Möglichkeit vermieden werden!

Wir befinden uns jetzt zwischen dem bereits mehrfach genannten Ort Wolozyn, etwa 75 Kilometer westlich von Minsk, und dem berühmten, sich über 40 Kilometer hinziehenden Nalibocka-Wald und geraten hier in ein ausgedehntes Moor- und Sumpfgebiet, dem wir nicht ausweichen können. Seine Überwindung wird nun zu einem wahren Albtraum. Die Sümpfe werden nämlich von einer dicken, teppichähnlichen Grasnarbe überdeckt, die bei jedem Schritt 20 bis 30 Zentimeter nachgibt, wobei ständig damit zu rechnen ist, dass sie durchreisst und man dann wer weiss wie tief im Moor versinkt. Der Gedanke an diese Möglichkeit lässt einem den kalten Schweiß aus allen Poren treten, aber auch deshalb, weil diese Art der Fortbewegung mit einem enormen Kräfteverschleiss verbunden ist. Als wir dann endlich wieder festen Boden unter den Füßen haben, sind wir alle total fertig, können uns aber nur eine ganz kurze Ruhepause gönnen, weil weit und breit kein Wald auszumachen ist, den wir schon bald wieder als Versteck benötigen. Unglücklicherweise braut sich auch noch ein schweres Unwetter zusammen, und dann fallen auch schon die ersten Tropfen. Im Licht der zuckenden Blitze erblicken wir gerade noch rechtzeitig die Silhouette einer Scheune, der wir uns eiligst nähern. Kaum angekommen, geht ein geradezu tropisch anmutender Wolkenbruch nieder, der in einen immer noch starken Regen übergeht, weshalb wir uns nicht dazu entschliessen können, unseren Marsch fortzusetzen. Als er schliesslich etwas nachlässt und wir ins Freie treten, beginnt bereits die Morgendämmerung hereinzubrechen. Wir laufen daraufhin mit erhöhtem Tempo weiter in der Hoffnung, vielleicht noch irgendwo einen Wald zu erreichen. Dabei wird die Gruppe auseinandergerissen, weil insbesondere die Verwundeten und immer noch Erschöpften nur sehr mühsam folgen können.

Immer heller wird es, und wir werden von Minute zu Minute unruhiger. In dem sonst völlig flachen Gelände erreichen wir eine kleine Anhöhe, auf der wir kurz verweilen, um uns ein Bild von der Umgebung zu verschaffen und insbesondere die vielen Nachzügler wieder aufzunehmen. Aber auch von hier aus ist

nirgends ein Wald zu entdecken, dagegen nicht allzu weit entfernt ein kleines Dorf. Ungeduldig und zunehmend besorgt warten wir auf das Eintreffen der letzten Zurückgebliebenen und können danach endlich aufbrechen. Um genügend Abstand von dem partisanenbesetzten Nalibocka-Wald zu gewinnen, sind wir bedenklich nahe an den grösseren Ort Wolozyn herangekommen, und weil auch in dessen Umfeld mit Militär zu rechnen ist, muss das vor uns liegende Dorf auf jeden Fall weit genug umgangen werden, denn wenn man uns dort bemerken und verfolgen sollte, hätten wir tagsüber kaum eine Chance, uns noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Inzwischen ist es so hell geworden, dass wir es keinesfalls mehr wagen können, den Marsch fortzusetzen und müssen uns dazu entschliessen, den Tag in einem in der Nähe liegenden grösseren Getreidefeld zu verbringen mit allen hiermit verbundenen Gefahren und Unbequemlichkeiten.

Der Sonne voll ausgesetzt muss jede Bewegung nach Möglichkeit vermieden werden, essen und trinken können nur im Liegen und mit grosser Vorsicht erfolgen, und so letztlich auch dringende Bedürfnisse, um nicht durch das Schwanken der Halme auf uns aufmerksam zu machen. Ausserdem kommt eine Aufstellung von Posten in dem von allen Seiten einzusehenden Gelände nicht in Betracht.

Noch bevor wir das Getreidefeld erreichen, erblicken wir neben einem etwa 300 Meter entfernten Busch vier nicht näher zu identifizierende Gestalten, die sofort in grosser Eile davonlaufen, nachdem sie uns wahrgenommen haben. Wir beruhigen uns damit, dass es vielleicht deutsche Landser gewesen sind, die uns für Russen gehalten haben, aber da scheint wohl der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen zu sein.

Obwohl sicher jeder von uns erkannt hat, in welcher prekären Situation wir uns hier befinden, werden doch die meisten infolge der enormen Strapazen während der letzten Stunden bald vom Schlaf überwältigt.

Es müssen etwa drei Stunden vergangen sein, da werden wir plötzlich durch wüstes Gebrüll und zahlreiche Schüsse geweckt, fahren erschrocken hoch und blicken in die Mündungen russischer Maschinenpistolen. Die Sowjets haben uns von allen Seiten umstellt und fordern uns auf, die Hände hoch zu nehmen. Jeder Widerstand oder auch Fluchtversuch ist völlig zwecklos, wäre Wahnsinn

und glatter Selbstmord. Hätte auch nur einer von uns zur Waffe gegriffen, wäre dies unweigerlich unser aller Ende gewesen, und wir können nur froh sein, dass niemand die Nerven verloren und drauflos geballert hat! So stehen wir also, einer nach dem anderen, mit erhobenen Händen auf und ergeben uns in unser Schicksal.

Zerbrochen ist der Traum von einer glücklichen Heimkehr. Alles, was wir unter äussersten Anstrengungen und Entbehrungen, mit ungeheurer Willenskraft und grosser Einsatzbereitschaft in permanenter Gefahr hinter uns gebracht haben, ist nun umsonst gewesen. Und alles Glück!

Wir sind gefangen und gehen einer völlig ungewissen Zukunft entgegen. Ich will es immer noch nicht glauben, weil ich es eben für unvorstellbar gehalten habe. Aber da stehen sie ja überall, die erdbraunen Gestalten mit ihren Maschinenpistolen und Karabinern. Es ist Tatsache, unfassbare Wirklichkeit.

Die Sowjets kommen nun vorsichtig heran und entwaffnen uns, jedoch überraschend flüchtig. Meine Taschen werden nicht durchsucht, und in diesen befinden sich nun noch immer die Gewehrgranate und eine Anzahl loser Patronen für die Maschinenpistole, woran ich unter dem Eindruck des Geschehens im Augenblick überhaupt nicht mehr gedacht habe.

Dann müssen die Offiziere vortreten. Oberleutnant Niedermeier, Leutnant Janasiak (Jonny), Oberveterinär Richert und ich werden an die Spitze des traurigen Zuges gestellt, und dann geht es ab in Richtung auf das erwähnte, in der Nähe gelegene Dorf – Makarowka, drei Kilometer südwestlich Wolozyn –, aus dem vermutlich die vier Gestalten stammen, die uns beobachtet und dann wohl gemeldet haben.

Unterwegs probieren unsere Bewacher die erbeuteten Waffen aus, knallen mit ihnen übermütig in der Gegend herum. Ein Leutnant hat sich gleich zwei Pistolen angeeignet und verschießt, in jeder Hand eine, wie ein wildgewordener Cowboy ein Magazin nach dem anderen, glücklicherweise in die Luft! Man ist sichtlich und durchaus verständlich in bester Stimmung, so dass wir im Augenblick wohl nichts zu befürchten haben. Langsam beginnt man sich von dem Schock zu erholen und kann wieder klar und geordnet denken. Und jetzt erst wird mir so richtig bewusst, wie unerträglich der Verlust der Freiheit ist, nach alledem, was man für ihre Erhaltung aufgewendet hat, und ab sofort will ich unter

allen Umständen versuchen, bei der nächsten Gelegenheit die Flucht zu ergreifen. Dieser Entschluss steht unumstösslich fest, wirkt ungemein erleichternd, ja geradezu belebend und, kaum zu glauben, führt zu der Überzeugung, dass dieses Vorhaben auch tatsächlich gelingen wird.

Nach allen Seiten orientiere ich mich nach einer Fluchtmöglichkeit, überlege, ob ich mich in einem unbewachten Augenblick einfach in ein unmittelbar neben der Strasse liegendes Getreidefeld fallen lassen soll, aber das dürfte ja wohl kaum gut gehen. Mach jetzt nur keinen Mist, sage ich zu mir, keine unbedachten Handlungen, Ruhe bewahren, nichts überstürzen und eine passende Gelegenheit abwarten!

Bald haben wir das Dorf erreicht und müssen uns inmitten der Häuser auf einer Wiese niedersetzen, die Offiziere etwas abgesondert. In kurzer Zeit finden sich die Bewohner des Ortes – Männer, Frauen und Kinder – ein und betrachten uns neugierig.

Für einen Augenblick kommt mir der absurde Gedanke, meine Gewehrgranate in die Gegend zu werfen und dann zu versuchen, in dem zu erwartenden allgemeinen Durcheinander zu entkommen, verwerfe aber sofort wieder diese wohl nur mit meiner momentanen Stimmungslage zu erklärende Idee und halte mich an meinen Vorsatz, jetzt bloss nichts Unüberlegtes zu tun und womöglich auch noch die Kameraden mit ins Unglück zu stürzen, was unweigerlich der Fall wäre. Stattdessen entledge ich mich nun vorsichtig der Gewehrgranate und Pistolenmunition, indem ich sie unauffällig in den weichen Boden der Wiese drücke, und das genau zur rechten Zeit, denn nun beginnen die Sowjets mit einer etwas sorgfältigeren Durchsuchung, verbunden mit einer systematischen Ausplünderung, wovon vorerst die Unteroffiziere und Mannschaften betroffen sind. Zahlreiche Stiefel und sonstige Ausrüstungsgegenstände sowie diverse Privatsachen, in erster Linie natürlich Uhren und Ringe, wechseln den Besitzer. Einer der Rotarmisten hantiert dabei, wahrscheinlich um seinen Absichten Geltung zu verschaffen, an seiner Pistole herum, wobei sich ein Schuss löst, der einen Landser in den Fuss trifft. Vor Schmerzen stöhnend wälzt er sich am Boden, was mit sichtlich schadenfrohem Grinsen und völlig gleichgültig zur Kenntnis genommen wird.

Man hat den Eindruck, dass sich hier, im Hinterland der Front, alles in einer Art Siegesrausch befindet und jeder tun und lassen kann, was ihm beliebt. Viele



*Beinahe täglich sahen die Rückkämpfer Unmengen aufgegebenes
und zerstörtes Kriegsmaterial der Deutschen Wehrmacht*

Zivilisten, insbesondere halbwüchsige Burschen, besitzen eine wohl auch aus Beutebeständen stammende Schusswaffe und knallen damit munter und offenbar völlig unbehindert auf Konservendosen, Flaschen und sonstige Objekte.

Nun beginnt unser Weitertransport in ein Durchgangslager, das sich in der nahe gelegenen grösseren Ortschaft Wolozyn befindet, von der schon mehrfach die Rede war, aber wir zu diesem Zeitpunkt natürlich noch nichts wissen. Zuerst werden die Unteroffiziere und Mannschaften in Marsch gesetzt, begleitet von Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Wir Offiziere müssen noch eine Weile warten, vermutlich um jeglichen Kontakt mit unseren Männern zu unterbinden. Kaum sind diese unseren Blicken entschwunden, werden nun auch wir eingehend durchsucht und dabei ausgeplündert. Uhren, Ringe, Taschenmesser, Füllfederhalter und was sonst noch interessiert, verschwinden auf Nimmerwiedersehen, und dabei geht auch meine Russlandkarte samt dem Zettel mit der Heimatanschrift von Leutnant Bauer verloren, den ich zum Schutz vor Feuchtigkeit zwischen die Seiten der Karte gelegt hatte. Mit einem schnellen Griff



Während die Reste der Heeresgruppe Mitte nach Westen zurück flutete, sahen viele deutsche Soldaten auch Flüchtlingstrecks weissrussischer Zivilisten, die dem Roten Sturm entgehen wollten.

versuche ich beides dem Russen, der seine Beute etwas unschlüssig in den Händen hält, wieder abzunehmen in der Annahme, dass er keinen Wert darauf legt, bekomme aber einen ziemlich unsanften Schlag auf die Finger und damit ist der Fall erledigt. Ich verliere auch meinen Kompass, den ich ebenso wie die Karte nach einer geglückten Flucht so dringend hätte brauchen können. Zuletzt müssen wir uns alle vier auf den Rücken legen, wonach man uns mit einem kurzen Ruck auch noch die Stiefel auszieht. Als dabei meine durch Eiter- und Blutflecken verunreinigten Fusslappen zum Vorschein kommen, wird das mit den Worten «nix kultura» kommentiert, worauf ich nur mit grosser Selbstbeherrschung einen Wutausbruch unterdrücken kann.

Durch den Verlust der Stiefel ist zunächst einmal jeder Gedanke an die Möglichkeit eines erfolgversprechenden Fluchtversuches illusorisch, aber mein Entschluss hierzu wird dadurch keineswegs beeinträchtigt. «Flüchter ohne Schuh, nirgends Rast und Ruh...» heisst es zwar wie erinnerlich in jenem «Fluchtlied» aus dem Jahre 1812, doch auf eine völlige Übereinstimmung kann ich es ja wohl nicht ankommen lassen, weiss jedoch im Augenblick noch nicht, wie das Ganze ohne Fussbekleidung von statten gehen soll.

Wie in den vergangenen Tagen und Wochen herrscht auch heute wieder eine glühende Hitze. Bei der Ausplünderung hat man mir als einziges Objekt meine arg zerbeulte und somit wohl für nicht sonderlich begehrenswert erachtete Feldflasche und den dazugehörenden Trinkbecher gelassen. Kurz vor unserer Gefangennahme hatte ich sie mir noch mit Wasser gefüllt, halte mich aber zurück, obwohl ich einen brennenden Durst verspüre, weil damit gerechnet werden muss, zunächst einmal nichts zu trinken zu bekommen.

Nach beendeter Prozedur werden nun auch wir in Marsch gesetzt. Barfuss und mit gesenkten Häuptern gehen wir zu viert nebeneinander die Dorfstrasse hinunter, in kurzem Abstand vor vier Rotarmisten mit schussbereiten Maschinenpistolen, eine noch kaum fassbare, unsagbar niederdrückende Szene. Ab und zu werfen wir uns einen forschenden Blick zu, und keiner wagt es, etwas zu sagen – aber jeder hat wohl den gleichen Gedanken: Es ist alles umsonst gewesen!

Obwohl wie gesagt ein Fluchtversuch vorerst überhaupt nicht in Betracht kommt, schätze ich doch – rein hypothetisch – die Entfernungen zu jedem Busch, jedem Graben, jedem Getreidefeld und sonstigen Deckungsmöglichkeiten ab und überlege, wie weit ich wohl kommen könnte, bis der erste Schuss fällt.

Müde und teilnahmslos trotten wir die sandige Strasse entlang, auf der das Barfusslaufen weniger schmerzhaft ist, als wenn man Stiefel tragen würde, aber ein Dauerzustand kann das eben nicht werden. Vor uns taucht unsere Gruppe auf, die langsamer als wir dahinzieht. Um den Abstand wieder zu vergrössern, fordern uns die Posten auf, etwas zu warten, und daraufhin lassen wir uns auf der Strassenböschung nieder, dankbar für die kurze Ruhepause.

Da entdeckt einer unserer Bewacher an der Hand von Oberleutnant Niedermeier dessen Ehering, den er wohl vorhin bei der Ausplünderung irgendwie hat verbergen können. Schnell kommt er heran, um ihn in Besitz zu nehmen, und als sich der Oberleutnant strikt weigert, versucht er es mit Waffengewalt. Die Sache fängt an, bedrohliche Formen anzunehmen, und daher bitten wir den Kameraden, den Ring doch freiwillig abzugeben, um ein Unglück zu verhindern. Wutentbrannt wirft er ihn daraufhin dem Rotarmisten vor die Füsse, der sich

schnell danach bückt und ihn dann in seiner Tasche verschwinden lässt. Dabei meint er grinsend, dass es «schisskojeno» sei (jedenfalls verstehen wir das so), denn abgenommen würde er ihm sowieso irgendwann. Nach diesem Zwischen spiel wird der Marsch fortgesetzt. Auf einer Wiese liegt das ausgebrannte Wrack eines abgeschossenen Jagdflugzeuges, einer Me 109, wie es scheint. Es ist wirklich der reinste Hohn. Da haben wir wochenlang kein einziges zu Gesicht bekommen, und nun ist dieses hier das erste, dem wir begegnen. Alles ist verbrannt bis auf das Heck, an dessen Seitenruder sich das völlig unversehrt gebliebene Hakenkreuz präsentiert, was nicht etwa ermutigend, sondern mit Blick auf die traurigen Reste vielmehr höchst ernüchternd wirkt und die unglaubliche Katastrophe symbolisiert, deren Opfer wir nun geworden sind.

Zwischen uns und dem Flugzeugwrack liegt nicht weit entfernt ein Toter in schwarzer Kleidung, wie es aussieht, weshalb ich vermute, dass es sich bei ihm um den Piloten in seiner ledernen Montur handeln würde, aber als wir dann an ihm vorbeigehen, verlassen unzählige dicke Fliegen seinen Körper, und man erkennt einen Landser in seiner feldgrauen Uniform, den man vielleicht erschossen hat, weil er nicht mehr hat mitlaufen können oder auch zu fliehen versuchte. Auch ihm hat man, wie nicht anders zu erwarten, die Stiefel ausgezogen. Wenn ich doch nur seine Socken hätte, kommt es mir tatsächlich in den Sinn! –

Weiter geht der Marsch. Neben der Strasse stehen auf einem Feld ein paar T 34-Panzer, deren Besatzungen offenbar mit Reparaturarbeiten befasst sind und sich uns nun zuwenden. Einer der Sowjets zeigt unmissverständlich auf meine Feldflasche. Ich weiss also sofort, dass er sie haben will, und versuche sie zu retten, indem ich ihm mit einer freundlich-gönnnerhaften Geste und einem sicher etwas gequält wirkenden Lächeln lediglich den schnell gefüllten Trinkbecher überreiche. Der lacht aber nicht gequält, sondern laut und sichtlich be lustigt, reisst mir dann ziemlich unsanft die Feldflasche samt dem Becher aus der Hand und fordert uns auf, schleunigst weiter zu gehen. Hätte ich doch bloss das Wasser ausgetrunken bei dieser Hitze und dem brennenden Durst!

Nun bin ich also auch mein letztes gutes Stück losgeworden und besitze lediglich noch einen Leinenfetzen, den ich als Ersatz für ein Taschentuch benutze. Da muss man unwillkürlich an die ziemlich makaber anmutende Zielvorstellung

eines Sir Winston Churchill denken, unsere Städte so gründlich auszubomben, dass den Überlebenden nur noch ein Taschentuch verbleibt, zum Weinen, wie er sagt!¹⁵

Nun haben wir endlich Wolozyn erreicht und wissen erst jetzt, dass es sich hier um jenen Ort handelt, den wir zur Orientierung immer wieder auf unserer Karte ins Auge gefasst haben. Inmitten der Häuser bleiben wir auf einer Kreuzung stehen, wo sich schnell zahlreiche Bewohner einfinden, und bald haben sich hier an die hundert Zivilisten und Soldaten versammelt, die einen nicht gerade wohlgesinnten Eindruck vermitteln und nun einen dichten Kreis um uns zu bilden beginnen. Wir machen uns also auf allerhand gefasst, und da geht es auch schon los: «Hitlerbanditen – Nazischweine – verfluchtes Offizerr» und allerlei sonstige Liebenswürdigkeiten regnen auf uns hernieder, wobei auffällt, dass insbesondere unter den Zivilisten nicht wenige über offenbar recht gute deutsche Sprachkenntnisse verfügen. Wir hofften schon, dass es bei diesen Begrüßungsworten bleiben würde, aber da zeigt jemand auf den Reichsadler an der Uniform von Oberleutnant Niedermeier und brüllt laut: «Gestapo!» Und das wirkt wie ein Signal! Sofort stürzen sich vier ziemlich rüde aussehende Gestalten auf ihn, darunter ein Oberst, der ihm mit einem blitzschnell aus der Tasche gezogenen Knüppel immer wieder wütend auf den Kopf schlägt. Dann schleppt man ihn zu einem Haus, und wieder ist es der grobschlächtige Oberst, der ihn nun an den Haaren packt und mit dem Kopf mehrmals gegen die steinerne Wand schlägt. Wir verfolgen das alles mit ohnmächtiger Wut und zunehmender Besorgnis, die nicht gerade geringer wird, als man uns scheinbar «so ganz nebenbei», aber mit klar erkennbarer Hinterlist die Frage stellt, ob wir von der SS wären. Mit einiger Mühe und der dabei angezeigt erscheinenden Gelassenheit gelingt es uns unter Hinweis auf unsere Wehrmachtuniformen und Rangabzeichen zu bezeugen, dass dies nicht zutrifft, denn andernfalls hätten wir die nächsten Minuten wohl kaum heil überstanden.

Nun kommt Oberveterinär Richert an die Reihe: «Offizerr»? «Arzt, Doktor», gibt dieser geistesgegenwärtig zur Antwort. «Ah, Doktor, gutt, gutt», hört man es von den Umstehenden, und das klingt spürbar respektvoll, anerkennend,

15 Verleihung des Karlspreises der Stadt Aachen (10.04.1956)
... inzwischen werden mit diesem Preis Figuren wie Merkel oder Selensky geehrt ...

irgendwie fast versöhnlich, und so kommt es ihm gegenüber auch zu keinen Tätlichkeiten. Allerdings kann es einer der deutsch sprechenden Zivilisten nicht lassen, ihm wenigstens unter fiesen Beschimpfungen die Schulterstücke abzureißen. Einer mit beachtlicher Leibesfülle ausgestatteten und für eine Wahl zur Schönheitskönigin nicht unbedingt in Betracht kommenden Frau scheint dies jedoch nicht zu genügen, und um die leicht entspannte Lage wieder aufzuheizen, stürzt sie schnellen Schrittes auf uns zu und hält uns mit weit ausgestreckten Armen – eine durchaus bühnenreife Szene – ihr etwa zweijähriges Kind herausfordernd entgegen, dabei in die Worte ausbrechend: «Warum habt’ er gedient dem verfluchten Hitler – was habt’ er gemacht mit de jiedischen Kinder – abgehackt habt’ ern de Hände...!» Da sie von den umstehenden Rotarmisten offensichtlich nicht verstanden wird und somit auch die erhoffte Reaktion ausbleibt, schreitet sie nun selbst zur Tat, bespuckt wutentbrannt unseren Veterinär und schlägt ihm unter hasserfülltem Geschrei mehrmals ins Gesicht, wonach ich meine ganze Selbstbeherrschung bemühen muss, um hierauf nicht entsprechend zu reagieren, aber das hätte wohl mit Sicherheit zu unabsehbaren Konsequenzen für uns alle geführt.

Man fragt sich nun, warum uns diese Dame ausgerechnet die abgehackten Kinderhände – bekanntlich eine besonders schamlose Propagandalüge alliierter Presseorgane aus dem 1. Weltkrieg – zum Vorwurf macht, und nicht, was eigentlich nahe gelegen hätte, die schrecklichen Vernichtungslager und die dort begangenen Verbrechen. Offenbar hat sie hiervon ebenso wenig mitbekommen, wie wohl jeder von uns, und was nun den Vorwurf «Warum habt’ er gedient dem verfluchten Hitler» betrifft, so hätte man gewiss darauf antworten können, dass verständlicherweise – im Rückblick auf das demütigende Diktat von Versailles – der rasche wirtschaftliche und gleichermassen soziale Aufstieg ganz entschieden hierzu beigetragen hat, zumal dieser auch im Ausland anerkannt und sogar bewundernd verfolgt worden ist. Dabei denkt man vielleicht an jene Sätze Churchills aus dem Jahr 1937, als er schrieb (Emrys Hughes Churchill, Ein Mann in seinem Widerspruch, Tübingen 1959 S. 138): «Man kann Hitlers System mit Abneigung gegenüberstehen, aber trotzdem seine patriotischen Grosstaten bewundern. Sollte unser Land einmal besiegt werden, so hoffe ich,

dass wie einen Vorkämpfer desgleichen Schlages finden, der imstande ist... uns auf den Platz zurückzuführen, der uns unter den Nationen gebührt.» Oder auch David Lloyd George bei einer Deutschland-Rundreise gewonnen und danach im «Daily Express» vom 17.09.1934 u.a. wie folgt wiedergegeben hat: «... Das Volk ist freudiger; es ist ein glücklicheres Deutschland. Ein Mann hat dieses Wunder vollbracht ... Die Alten vertrauen ihm, die Jungen vergöttern ihn ... Hitler ist der George Washington Deutschlands.»

Kehren wir nun zurück nach Wolozyn. Oberleutnant Niedermeier, durch die an ihm verübten Misshandlungen sichtbar mitgenommen, kann sich nur noch mühsam auf den Beinen halten. Ich selbst komme dagegen wesentlich glimpflicher davon, da ich in meinem schlichten Drillichrock ohne jedes Rangabzeichen sicherlich nicht für einen Offizier gehalten werde. Mit einem saftigen Faustschlag ins Genick und einigen auffallend zögerlichen aber doch ziemlich schmerzhaften Tritten auf meine ramponierten Füße lässt man es daher bewenden, wozu vielleicht auch meine behelfsmässigen Verbände und die blutbefleckte Bekleidung beigetragen haben. Jonny hat noch mehr Glück, denn ehe man ihm, als Offizier klar erkennbar, zu nahetritt, geschieht etwas gänzlich Unerwartetes, das die Aufmerksamkeit der Leute um uns herum voll in Anspruch nimmt und was man aus unserer Sicht für absolut undenkbar gehalten hätte.

Der vorhin so brutal in Erscheinung getretene Sowjetobrist und ein Major, der sich unter den Zuschauern bislang nicht besonders auffällig gezeigt hat, geraten urplötzlich ohne jeden ersichtlichen Grund laut schreiend und wild gestikulierend mit hochroten Gesichtern aneinander. Möglicherweise haben – was nicht ausgeschlossen werden soll – konträre Auffassungen hinsichtlich des Verhaltens gegenüber Kriegsgefangenen zu diesem Eklat geführt. Was auch immer, jedenfalls entscheiden sie schliesslich die Angelegenheit sportlich in Form eines Boxkampfes, und es ist schon sehenswert, mit welcher Verbissenheit, ja geradezu Wut, sich die beiden Genossen in den Haaren liegen. Kein Wunder also, dass sich jetzt das Interesse des Volkes nur noch den unverdrossen Kämpfenden zuwendet, während wir, welche ein unvorhersehbares Glück, völlig nebensächlich geworden sind. Ja, der Sport zieht eben die Massen an, lässt Freude aufkom-

men, und das zeigt sich auch hier wieder ganz deutlich, indem die Zuschauer bemüht sind, die beiden Kampfhähne durch begeisterte Zurufe zu noch grösseren Leistungen anzuferuern. Die dabeistehenden Rotarmisten, alles niedrigere Dienstgrade wie es scheint, grinsen sich vergnügt an und klatschen nun ihrerseits rhythmisch anspornenden Beifall, vielleicht ein wenig provokant gefärbt, könnte man meinen.

Wunderbar, wie schlagartig sich die Lage verändert hat, und so nutzen unsere Bewacher, eigentlich ganz vernünftige Leute, die Gunst des Augenblicks, um uns unauffällig aus der Arena zu lavieren. Wir sind noch keine hundert Meter gelaufen, als uns ein eleganter, an den Wagen Hitlers erinnernder, offener schwarzer Mercedes – ohne Zweifel ein Beutefahrzeug – entgegenkommt und dann ruckartig kurz vor uns anhält. Ihm entsteigt ein Kommissar, tadellos gekleidet, und ich frage mich, was er wohl von uns will. Schnellen Schrittes kommt er auf uns zu, greift uns wortlos in die Taschen, holt das Letzte – soweit noch vorhanden – heraus, macht kehrt, steigt schwungvoll wieder ein und braust davon, so als wäre das eben die selbstverständlichste Sache der Welt gewesen. Alles ging blitzschnell, ja geradezu routinemässig über die Bühne und, es ist kaum zu fassen, dieser Mann hat sogar mein lumpiges Ersatz-Taschentuch mitgehen lassen.

Einige Soldaten, die gerade vorbeikamen als das passierte, versuchen ihrerseits nochmal ihr Glück, finden nun aber nichts mehr. Wir sehen uns kopfschüttelnd an, und da wir nicht wissen können, wie hoffnungslos die allgemeine Lage bereits ist und wir daher immer noch vom Endsieg träumen, kommen wir zu der Auffassung, dass eine Armee, in der solche Dinge möglich sind, eigentlich den Krieg nicht gewinnen könne.

Wolozyn scheint ziemlich stark mit Militär belegt zu sein. Ausser zahlreichen Rotarmisten laufen auch auffallend viele «Mädchen in Uniform» (Titel eines Films aus der damaligen Zeit) herum, durchweg adrett gekleidet, alles nagelneu wie es scheint, die Brust voller Orden und Medaillen und gewaltige Pistolen am Lederkoppel, die gewiss etwas deplatziert wirken. Man hat den Eindruck, dass sie sich überaus wichtig vorkommen, elitär kann man wohl sagen, denn sie würdigen den gewöhnlichen Muschkoten kaum eines Blickes.

In Verfolgung meiner Fluchtabsichten beobachte ich ganz bewusst alles,



In dem rechten Flügel dieses repräsentativen Gebäudes befand sich damals das Durchgangslager. Der tempelartige Vorbau des Hauses ist erst später erstellt worden. Ursprünglich waren nur die beiden pilasterförmigen Säulen beiderseits der Eingangstür vorhanden.

was um uns herum geschieht, mit grösster Aufmerksamkeit, um aus den gewonnenen Kenntnissen gegebenenfalls Nutzen für mein Vorhaben ziehen zu können. Ausserdem wird das Selbstvertrauen deutlich gestärkt, wenn man sich einer Sache mit grosser Intensität und aller Entschlossenheit widmet und dadurch immer fester an den Erfolg zu glauben beginnt. Neben einer genauen Verfolgung aller Vorkommnisse muss der nächste Schritt die Beschaffung von in irgendeiner Weise zweckdienlichem Material sein, auch von Dingen, die im Moment für weniger wichtig erachtet werden, denn ich besitze nicht mehr als das, was ich am Körper trage, und insbesondere eben keine Fussbekleidung. Wie das alles realisiert werden kann, muss abgewartet werden. Auf jeden Fall wird hier ein Fluchtversuch nur bei ausreichender Vorbereitung gelingen.

Weiter geht es. Traktoren mit breiten Raupenketteln nähern sich uns von hinten. Da die Strasse ziemlich schmal ist, weichen wir schnell auf die rechte Seite aus, und dann rasseln sie offenbar absichtlich bedenklich nahe an uns vorbei, so

dass man befürchten muss, «nur mal so aus Spass» gerammt oder gar überrollt zu werden. Man denke nur an das furchtbare Schicksal der über 200 Flak-Soldaten, denen man, wie bereits erwähnt, die Köpfe mit Panzerketten zermalmt hat, was uns in diesem Augenblick noch nicht bekannt sein konnte. Man übertreibt sicher nicht, wenn man zu der Auffassung kommt, dass das Leben eines Gefangenen nicht viel höher geachtet wird als das eines räudigen Hundes. Leider muss bei dieser Gelegenheit aber auch daran erinnert werden, dass eine ähnliche Einschätzung gegenüber den russischen Gefangenen in unseren Lagern bestanden hat, wenn es auch zu so abscheulichen Verbrechen wie dem oben genannten nicht gekommen ist.

Nun endlich haben wir das Durchgangslager erreicht. Unsere Männer sind bereits hier. Offenbar hat man sie auf einem anderen Weg hergebracht, da wir sie zuletzt nicht mehr gesehen haben. Wir setzen uns zu ihnen auf den Boden eines kleinen Platzes vor einem mit Tarnfarben angestrichenen massiven Haus, das in etwa an ein Herrenhaus eines Rittergutes erinnert, ohne Zweifel das markanteste Gebäude im ganzen Ort. Zu der etwas höher gelegenen Eingangstür führt eine von Mauern flankierte Steintreppe, geschmückt mit zwei dorischen Säulen, allerdings nicht aus Marmor, wie das unter der stellenweise abgeblätterten Farbe erkenntlich wird. Dieses Haus also ist als Durchgangslager eingerichtet worden, und da es nun wirklich weitaus weniger ansprechende Lager gibt, ist man zunächst einmal ganz zufrieden und irgendwie auch beruhigt.

Von den gewiss in grösserer Zahl vorhandenen Räumen hat man lediglich ein leider relativ kleines Zimmer für die Gefangenen vorgesehen, in das man uns nun führt. Hier befinden sich bereits etwa 50 Landser, darunter einige Verwundete, die ebenso wie wir auf ihrer Odyssee im Raum um Wolozyn einkasiiert worden sind und nun auf ihren Weitertransport in Richtung Osten warten. Mit uns also rund 80 Mann, und somit eine ziemlich enge Angelegenheit. Der hölzerne Fussboden des Zimmers ist, recht beachtlich, mit reichlich Stroh belegt, das allerdings keinen sonderlich frischen Eindruck mehr vermittelt, was verständlich ist. Unter den bereits Anwesenden finde ich, anders kaum zu erwarten, keinen aus meinem Regiment, und das wäre auch ein reiner Zufall gewesen nach den chaotischen Zuständen im Kessel von Minsk und dem Durch-

einander während und nach den nächtlichen Ausbruchsversuchen an verschiedenen Stellen.

Wir Neuen fragen natürlich sogleich, was sich hier alles abspielt, und erfahren, dass heute um 17 Uhr eine Vernehmung durch den Stadtkommandanten erfolgen soll, einen Oberst, wobei wir nur hoffen können, dass es sich bei ihm nicht um den selben handelt, dessen höchst unerfreuliche Bekanntschaft wir soeben gemacht haben. Und diese Befürchtung besteht leider durchaus zu Recht, denn einige der Kameraden, die ein solches Verhör bereits hinter sich gebracht haben, bereiten uns seelisch darauf vor, dass man bei einer für ungenügend erachteten Aussagebereitschaft mit Knüppeln (sic!) und Kolbenhieben bis zum Zusammenbruch brutal malträtiert und danach zur Abschreckung in dem Vernehmungszimmer blutig verletzt liegen gelassen wird. Keine sehr erfreulichen Aspekte also. Und ein Grund mehr, sobald wie möglich zu verduften.

Bezüglich unseres weiteren Schicksals teilt man uns mit, dass wir hier so lange verbleiben, bis eine genügend grosse Anzahl von Gefangenen zusammengekommen ist, um dann in ein grösseres Lager in Minsk gebracht zu werden, rund 80 Kilometer von hier entfernt, wie wir wissen. Da die Strecke an einem Tage zu Fuss nicht zu bewältigen ist, sollen wir zunächst nach Rakuw, das etwa auf halbem Wege liegt, in das dortige Durchgangslager kommen. Auch diese Mitteilung trägt in hohem Masse dazu bei, meinen Fluchtabsichten Nachdruck zu verleihen, denn fast genau den gleichen Weg haben wir ja eben unter so grossen Anstrengungen und Gefahren zurückgelegt, und der Gedanke, ihn jetzt als Gefangener in umgekehrter Richtung gehen zu müssen, erscheint mir einfach unerträglich. Überdies stellt sich die Frage, ob ich bei dem wirklich desolaten Zustand meiner Füsse diesen Marsch überhaupt durchstehen kann, und meine Verwundungen sind zum Teil auch noch nicht vollständig verheilt, wenngleich sie mir keine ernsthaften Probleme mehr bereiten. Nicht zuletzt muss ich auch an die Ruhr denken, obwohl sie sich glücklicherweise in den vergangenen Tagen nicht mehr bemerkbar gemacht hat. Aber man kann ja nicht wissen, wie sich die Dinge entwickeln werden, und auf eine sachgerechte sanitätsdienstliche Versorgung kann ja wohl nur ein bemitleidenswerter Traumtänzer hoffen! Es gibt also auch in dieser Hinsicht nur eine Folgerung und die heisst: Nichts wie weg.

Nächster Schritt in dieser Richtung ist nun die «Materialbeschaffung». Vor- erst aber erscheint eine Anzahl von Rotarmisten in unserem Zimmer, um uns alle nochmals gründlich zu durchsuchen, wohl weniger nach Waffen – das dürf- te sich inzwischen erübrigt haben – sondern vielmehr nach anderen hinlänglich bekannten Objekten. Einigen Kameraden ist es tatsächlich noch mit viel Glück und Geschick gelungen, dies und jenes durch die vorangegangenen Ausplünd- erungen zu bringen, aber jetzt büssen sie wohl auch noch das Letzte ein. Mich selbst kann die Filzerei nicht sonderlich beeindrucken, weil ich absolut nichts mehr zu verlieren habe, denn selbst das besagte Ersatz-Taschentuch ist ja – wie beschrieben – als letztes Stück meiner Habe dahingegangen.

Bei einem der Landser findet man eine schöne silberne Tabakdose, die er aber nicht hergeben will, und als der «Befreier» daraufhin zur Waffe greift, ge- lingt es uns nur mit einiger Mühe, den Kameraden zu bewegen, die Dose her- zugeben, um Schlimmeres zu verhüten. Rücksichtslos werden – soweit noch vorhanden – die Brieffaschen ausgeräumt. Feldpostbriefe, Lichtbilder, Soldbü- cher und deutsche Geldscheine, an denen die Sowjets gleichfalls kein Interesse zeigen, flattern durch das Zimmer und bald ist der Boden mit alledem übersät, doch kaum einer der Eigentümer kümmert sich mehr darum. Neben dem Pa- piergeld, das nunmehr keinerlei Wert mehr hat, bleiben also auch Feldpostbriefe und Bilder der nächsten Angehörigen, vielleicht die letzten Andenken und Er- innerungen, unbeachtet im Stroh liegen und legen Zeugnis davon ab, wie tief der Schock sitzt und welche lähmende Hoffnungslosigkeit und Resignation die überwiegende Mehrzahl von uns ergriffen hat.

Nachdem die Sowjets den Raum wieder verlassen haben, versuche ich, un- ter den weggeworfenen Sachen vielleicht etwas Brauchbares zu entdecken und finde zunächst eine Plastikdose für Losantin-Tabletten, unser Hautentgiftungs- mittel bei Kampfstoffverletzungen. Die Dose hat etwa die Grösse eines längli- chen Feuerzeuges und ist mit einem Klebeband luft- und wasserdicht ver- schliessbar, für mich ein äusserst wichtiger Fund. Ich bin somit in der Lage, Streichhölzer – sofern ich sie bekommen sollte – vor Feuchtigkeit geschützt unterzubringen, und kann hiermit insbesondere auch Flüsse und Seen durch- schwimmen, was mit Sicherheit notwendig sein wird. Als Nächstes finde ich

ein Kochgeschirr, das aber einem der Landser gehört, der es im Stroh versteckt hat. Ich bitte ihn dringend darum, mir doch wenigstens den Deckel zu überlassen, was er auch bereitwillig tut und wofür ich ihm unendlich dankbar bin, denn er dient mir nicht nur als Trink- und Essgefäss, sondern kann auch gegebenenfalls in einem Wald über einem kleinen Feuer zum Abkochen verwendet werden. Und nochmals habe ich riesiges Glück und entdecke ein Paar allerdings total zerrissene Socken, auf die niemand Anspruch erhebt und die zweifellos als völlig unbrauchbar achtlos weggeworfen worden sind. Für mich aber sind sie zumindest für's Erste von grösster Bedeutung, und ich würde mit ihnen notfalls sogar die Flucht wagen, was barfuss kaum denkbar wäre. Schliesslich finde ich noch eine herumliegende stark verrostete Rasierklinge, die ich als Ersatz für ein Messer an mich nehme.

Zufrieden mit der so erfolgreichen Suchaktion habe ich gerade wieder meinen Platz eingenommen, da kommt einer der Bewacher zur Tür herein, nähert sich dem Lager meines Nebenmannes und beginnt hier das Stroh zu durchsuchen. Natürlich vermutet man, dass er noch einmal nach den üblichen Dingen Ausschau hält, aber was er findet, ist eine Pistole! Ohne die zu erwartende Reaktion nimmt er sie wortlos an sich, verlässt den Raum und kommt gleich danach mit dreien seiner Leute wieder, um den vermeintlichen Besitzer der Waffe abzuführen. Wie erstarrt sitzen wir alle da in Erwartung dessen, was jetzt wohl passieren wird. Vergeblich versucht der Verdächtige, den Sowjets gestenreich zu versichern, dass die Pistole nicht ihm gehöre, und als erkenntlich wird, dass die Angelegenheit mangels beiderseitiger Sprachkenntnisse zu scheitern droht, rufe ich laut: «Wer kann Russisch?» Zum Glück meldet sich jemand, der die Sprache ausreichend beherrscht und auch gleich weiss, was hier gesagt werden muss. Schliesslich gelingt es ihm, die vier Posten mit einiger Mühe davon zu überzeugen, dass die Waffe schon viele Tage hier gelegen haben kann und einem Gefangenen gehört hat, der sicher schon längst weiter transportiert worden ist und sie hier liegengelassen hat, um sie loszuwerden. Jedenfalls geschieht dem verständlicherweise zutiefst erschrockenen Landser nichts, aber wir müssen alle sofort das Zimmer verlassen und werden in einen stockfinsternen und noch wesentlich kleineren Nebenraum verbracht, wo wir etwa eine halbe Stunde buchstäblich wie die Sardinen zusammengedrückt stehend verbringen,

während unser Zimmer gründlich durchsucht wird. Anschliessend können wir es wieder aufsuchen, erleichtert, dass diese durchaus brisante Geschichte so glimpflich abgelaufen ist, was eindeutig auf die sichtlich positiv aufgenommenen russischen Sprachkenntnisse unseres Kameraden und nicht zuletzt seine einleuchtende und deshalb am Ende auch für glaubwürdig gehaltene Argumentation zurückgeführt werden muss.

Während sich hier Angehörige der Roten Armee von einer durchaus anerkennungswerten Seite gezeigt haben, kann man das von den Zivilisten, die jetzt unseren Raum betreten, keinesfalls behaupten. Dabei machen sie zunächst einen recht freundlichen Eindruck, setzen sich sogar wie gute Bekannte zu uns und beginnen dann – wiederum in teilweise fast perfektem Deutsch – sich anregt, ja geradezu teilnahmsvoll mit uns zu unterhalten, fragen also, wie es denn zu Hause aussieht, was Frau und Kinder machen, und als sie auf diese Weise herausbekommen haben, dass die betreffenden Kameraden verheiratet sind, fordern sie, jetzt allerdings wesentlich unfreundlicher, die Herausgabe ihrer Eheringe in der begründeten Annahme, dass man sie – sofern noch vorhanden – irgendwo versteckt hat. Die weniger Sprachkundigen unter ihnen lassen sich gar nicht erst auf ein langes Gerede ein, sondern deuten ganz einfach auf die hellen, von der Sonne nicht gebräunten Stellen an den Ringfingern und versuchen, ihr Ziel auf diesem Wege zu erreichen. Aber weder die einen noch die anderen dieser Spitzbuben können mit diesen ebenso infamen wie raffinierten Methoden noch irgendeinen Erfolg verbuchen, denn unser «Juwelierladen» ist ja inzwischen sehr gründlich ausgeräumt worden.

Da auf diesem Markt kein Geschäft mehr zu machen ist, fordert man nun, jetzt sichtlich gereizt und sogar drohend, von einigen der Landser deren Uniformröcke und Hosen, sofern man sie als noch gut erhalten und somit auch verkäuflich bewertet hat. Die Ausgewählten werden mit jener unmissverständlichen Bewegung des Zeigefingers herbeizitiert und müssen sodann die in Betracht gezogenen Stücke ablegen, was bei der Mehrzahl von ihnen zur Folge hat, dass sie nun in der Unterwäsche und barfüssig vor uns stehen. Dieses entwürdigende Szenarium wird, wie anders gar nicht zu erwarten, mit einer ungeheuren Wut im Bauch registriert, und es kann in diesem Augenblick wohl nur als angebracht bezeichnet werden, dass jetzt keiner von uns mehr daran denken

kann, sich hiergegen zur Wehr zu setzen. Obwohl meine Kleidung sicherlich nicht mehr für begehrenswert erachtet werden dürfte, decke ich mich schnell mit etwas Stroh zu und stelle mich schlafend, denn wenn ich wirklich auch diese Sachen noch verlieren sollte, würde sich eine Flucht wohl kaum noch mit Aussicht auf Erfolg durchführen lassen.

Einige der Landser reißen sich eiligst aber unauffällig grosse Löcher in ihre Uniformstücke, und ich mache das ebenfalls, indem ich einen bereits vorhandenen kleinen Einriss in meiner Hose mit der eben gefundenen Rasierklinge so stark erweitere, dass sie als Wertobjekt nicht mehr in Frage kommt. Um meinen wenig attraktiven Drillrock brauche ich mir keine Sorgen zu machen, zumal er u.a. durch recht unansehnliche Blutflecken infolge der Halsverletzung vor zehn Tagen verunreinigt ist, und Ähnliches gilt auch für meinen Pullover und das so schöne Taghemd, das ich zuvor noch in dem Wald auf dem Westufer der Beresina gefunden hatte.

Endlich zieht die Bande mit ganzen Stapeln von Röcken und Hosen ab, und mein Entschluss, diesem Lager so schnell wie möglich den Rücken zu kehren, wird nach dem, was sich soeben hier abgespielt hat, nur noch fester.

Ich stöbere nun nochmals in dem Stroh zwischen den herumliegenden Sachen, finde aber nichts Brauchbares mehr. Dabei werfe ich auch mal einen Blick auf die vielen weggeworfenen Feldpostbriefe und Fotografien, lese ein paar Zeilen, in denen von baldigem Urlaub und der Hoffnung auf eine glückliche Heimkehr die Rede ist, Wünsche, die nun nicht mehr in Erfüllung gehen. Auf den Bildern blicken mir sorglos lächelnde Frauen und hübsche junge Mädchen entgegen, als sei die Welt in Ordnung und überhaupt nichts geschehen, und für einen Augenblick vergisst man wirklich sein Unglück, um es danach nur umso bedrückender zu empfinden. Auf einigen Bildern sieht man die Kameraden stolz und selbstbewusst in schönen sauberen Uniformen, und nun liegen sie hier, zerlumpt, dreckig, entmutigt, einige völlig apathisch, und sehen einer trostlosen und für viele mit Sicherheit hoffnungslosen Zukunft entgegen. Und neben den bereits gewonnenen Eindrücken und Erfahrungen bestärken mich gerade diese Impressionen hier in meinem Willen, auf jeden Fall wieder in Freiheit zu gelangen, wenn auch das angestrebte Ziel damit noch lange nicht erreicht ist und der Weg voller Gefahren sein wird.

Etwa jede halbe Stunde kommt ein Posten in unser Zimmer, sieht kurz nach dem Rechten und verschwindet dann wieder. Eigentlich wäre zu erwarten, dass man uns durchgehend überwacht, aber dafür besteht sichtlich keine Veranlassung. Möglich auch, dass die verständlicherweise – um es vorsichtig auszudrücken – verbrauchte Luft in dem Raum einen längeren Aufenthalt nicht gerade wünschenswert erscheinen lässt. Schliesslich sind wir alle hier aufgrund der extremen Verhältnisse seit fast vier Wochen nicht aus den durchgeschwitzten Kleidern gekommen, und ein Wäschewechsel oder eine auch nur annähernd hinreichende Körperpflege hat, wenn überhaupt, zweifellos nur in Ausnahmefällen erfolgen können.

Eben kommt wieder einer der Posten zur Tür herein. Er hat sich als «Souvenir» ein deutsches Militärkoppel unter den Nagel gerissen, und da ich bemüht bin, alles genau zu beobachten, was da um uns herum geschieht, stelle ich auch sogleich fest, dass er es verkehrt umgeschnallt hat, weil er die lateinischen Buchstaben der Inschrift «Gott mit uns» auf dem Koppelschloss natürlich nicht zu identifizieren vermag. Somit steht das hier ohnehin ziemlich deplatzierte «Gott mit uns» sinnigerweise auch noch auf dem Kopf, weshalb ich mir ungeachtet unserer tristen Lage ein maliziöses Lächeln nicht verkneifen kann.

Gleich nach dem Posten betreten drei jener «Mädchen in Uniform» unser Zimmer, bleiben an der Tür stehen, betrachten uns deutlich herablassend, wirken äusserst selbstbewusst und lassen uns ihr Gefühl der Überlegenheit klar erkennen. Wie vorhin bereits festgestellt, tragen auch sie blitzsaubere, gut sitzende Uniformen, und recht hübsch sind sie auch. Zwei von ihnen kann man unbedenklich als Schönheiten bezeichnen, nur ihr Blick ist kalt, zu hart, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass sie zu einem der erprobten Frauenbataillone der Roten Armee gehören, in denen so manche auch als hervorragende Scharfschützen in Erscheinung getreten sind. Wie man gehört hat, soll eine von ihnen angeblich immer das linke Auge ihrer Opfer aufs Korn genommen haben, sobald diese einmal kurz über den Grabenrand blickten. An dieser Stelle sei auch an eine Episode erinnert, die sich am 20. Juni, also zwei Tage vor Beginn der russischen Offensive abgespielt hat, als eine Panzereinheit zum Fronteinsatz fuhr. Vor der Abfahrt hielt die Funkerin Vera Proschina auf ihrem



Scharfschützin Ludmilla Pawlitschenko: «Man bot mir an, Krankenschwester zu werden, aber ich lehnte ab, da ich schon vor dem Krieg schiessen gelernt hatte. Nur auf meine wiederholte Bitte setzte mich der Regimentskommandant als Scharfschützin ein...» Mehr als 300 Deutsche fallen ihr zum Opfer, wie dies aus dem Buch «Russland im Krieg 1941-1945» von Wladimir Karpow hervorgeht, dem dieses Bild entnommen worden ist.

Panzer stehend eine flammende Ansprache, in der es u.a. hiess: «Heute erfüllt sich der Traum, aus meinem Panzer die Hitleristen niederzumachen... Vater und Mutter haben die Faschisten mir erschlagen, ich werde sie deshalb mitleidlos vernichten. Ich werde zeigen, wozu ein russisches Mädchen fähig ist. Tod den verfluchten Eroberern!» Also, auch unseren drei Heroinnen hier wäre Ähnliches durchaus zuzutrauen.

Die ermüdeten, demoralisierten Landser nehmen jedoch kaum Notiz von



Frauenabteilung auf dem Marsch zum Einsatz

ihnen, zeigen nur wenig Interesse an ihrem Besuch, sondern drehen sich auf die andere Seite und dösen weiter vor sich hin.

Nun hebt sich der Vorhang zum nächsten Akt. Ein kleiner, wie der Posten stolz erklärt, erst dreijähriger Bengel wird hereingeführt, ebenfalls in einer nagelneuen, tadellos sitzenden Uniform. Der Rock und die kurze Hose, die messerscharfe Bügelfalten aufweist, sind eindeutig beste Massarbeit. Das Eindrucksvollste aber an ihm ist zweifellos eine Maschinenpistole, nicht etwa eine Spielzeugwaffe, sondern eine waschechte MP, die er mit entschlossener Miene auf uns richtet, wie ein geübter Grabenkämpfer nach beiden Seiten hin und her schwenkt und dabei unangenehm deutlich am Abzug herumfummelt. Vorsichtshalber nehme ich schleunigst volle Deckung, denn es ist durchaus nicht unmöglich, dass das Ding geladen und nicht gesichert ist und der Bursche einen ner-



Viele Frauen auch bei den Partisanenverbänden

vösen Zeigefinger hat. Das fehlte ja gerade noch, nach allem was man mit viel Glück hinter sich gebracht hat, ausgerechnet von so einem Knirps eine verpasst zu bekommen oder gar ins Jenseits befördert zu werden! Aber es bleibt alles ruhig, und sicher hat eine der drei Damen, um deren Kind es sich vermutlich handelt, letztlich im eigenen Interesse dafür gesorgt, dass hier keine Dummheiten gemacht werden. Als die vier Akteure uns dann verlassen, erhalten sie zunächst von mir und dann sofort auch von einigen Kameraden, die sich diese Sondervorstellung mit angesehen haben, artigen Beifall, nicht zuletzt, um unsere Gastgeber bei guter Stimmung zu halten. Und siehe, sie freuen sich alle darüber, die 3 Grazien, der sichtbar beeindruckte Posten und der junge Held der Sowjetunion.

Einer der Landser fragt den Posten, mit dem man sich hinlänglich verständigen kann, wo man denn mal austreten könnte, und erhält die Erlaubnis, eine



*Generalfeldmarschall Model war am 3. Juli 1944 in Wolozyn.
Er hatte am 28 Juni die Heeresgruppe Mitte übernommen.*

Latrine zu benutzen, die sich hinter dem Haus befindet. Ich schliesse mich gleich an, insbesondere um bei dieser Gelegenheit das umliegende Gelände etwas näher in Augenschein zu nehmen. Wir gehen also durch die Eingangstür vorbei an zwei Posten um das Haus herum und finden sogleich, was wir suchen. Ich bin angenehm überrascht, dass nirgendwo ein Stacheldrahtzaun zu entdecken ist, und überlege, ob man vielleicht bei Dunkelheit mit der gebotenen Vorsicht, vorbei an sicher anwesenden Posten versuchen sollte, ins Freie zu gelangen. Gleich neben dem Haus erstreckt sich ein ausgedehnter Obst- und Gemüsegarten mit zahlreichen Johannisbeersträuchern, die in einer Tiefe von mindestens 50 Metern dicht beisammenstehen und somit eine gute Deckungsmöglichkeit bieten. Fragt sich nur, wie man nachts aus dem Zimmer kommt. Also abwarten. Auf jeden Fall ist die Feststellung, dass kein Stacheldrahtzaun zu sehen ist, von ganz grosser Bedeutung, meine ich. Auf dem Rückweg finde ich zwischen den Sträuchern ein längeres Stück Fernsprechkabel, welches eindeutig aus Wehrmachtsbeständen stammt, und das ich sofort hochofret zusammen-

menwickle und schnell in der Rocktasche verschwinden lasse. Wieder ein wertvoller Fund, der sich bald bezahlt machen wird. Das Kabel deutet darauf hin, dass sich sehr wahrscheinlich deutsche Truppen in unserem Haus eingerichtet hatten. Und tatsächlich befand sich hier noch vor zwei Wochen das Generalkommando des VI. Korps, das unserer 4. Armee unterstellt wurde, nachdem es von seiner 3. Panzerarmee während der Kämpfe um Witebsk abgesprengt worden ist.

Und Generalfeldmarschall Model kam sogar noch am 3. Juli aus seinem Hauptquartier in Lida hierher nach Wolozyn, um den Aufbau einer Sicherungslinie zu organisieren, die sich zwischen der Kleinen Beresina – nicht zu verwechseln mit der Beresina, die wir am 2. Juli überschritten haben – südlich von Molodeczno und dem Sumpf südlich Wolozyn hinziehen sollte, zweifellos dem gleichen Sumpfgebiet, das wir gestern noch kurz vor unserer Gefangennahme mit so viel Mühe durchquert haben. Aber der Vormarsch der Sowjets war damit nicht aufzuhalten, und Wolozyn wurde bereits zwei Tage später, am 5. Juli also, von der Roten Armee eingenommen, heute vor 13 Tagen.

Dies alles blieb uns natürlich verborgen, denn zu diesem Zeitpunkt befanden wir uns noch rund 100 Kilometer ostwärts von hier im Kessel von Minsk und sahen dem Untergang unserer 4. Armee entgegen.

Inzwischen dürfte es wohl 17 Uhr geworden sein, aber genau ist das nicht festzustellen, da niemand mehr eine Uhr besitzt. Die für diese Zeit angekündigten Vernehmungen haben noch nicht begonnen, und als auch eine ganze Weile später diesbezüglich noch immer nichts geschieht, kann man hoffen, dass es dabei bleibt in der Annahme, dass Herr Oberst wohl wichtigeren Verpflichtungen anderer Art habe nachkommen müssen.

Man fragt sich wirklich, warum hier überhaupt noch Verhöre stattfinden, wo wir doch als Versprengte schon so lange von jeder Verbindung abgeschnitten worden sind und uns dabei weit im Hinterland der schnell vorrückenden Roten Armee bewegt haben, weshalb wir auch keinerlei Aussagen machen können, die von irgendwelchem Nutzen wären.

Nach alledem, was sich an diesem Tag ereignet hat, scheint nun langsam Ruhe einzukehren. Um auf andere Gedanken zu kommen, betrachte ich mir ein Bild etwas näher, das mir zwar gleich zu Beginn unserer Anwesenheit hier in

dem ansonsten völlig kahlen Raum aufgefallen ist, mich aber zunächst nicht weiter interessiert hat, weil eben andere Eindrücke und Begebenheiten im Vordergrund standen. Dieses Bild stellt nun wirklich das einzige ansprechende Detail in diesem Zimmer dar und gibt jenen historischen Augenblick wieder, in dem der so vorbildliche preussische General Yorck von Wartenburg am 30. Dezember 1812 in eigener Verantwortung und ungeachtet möglicher persönlicher Konsequenzen die Konvention von Taugoggen mit dem russischen General Iwan Diebitsch abschliesst, ohne also das Einverständnis des Preussenkönigs Friedrich Wilhelm III. eingeholt zu haben, womit er seine Verpflichtung gegenüber Land und Volk dem soldatischen Gehorsamsgebot und seinem Eid vorangestellt hat. Zweifellos ein durchaus nachdenkenswerter Schritt! Nun muss man sich fragen, durch wen und warum ausgerechnet dieses Bild wohl hierhergekommen sein mag, wobei eine Mitwirkung unsererseits wahrscheinlich ausgeschlossen werden kann, bei dieser Thematik! Oder wollte da jemand ein Zeichen setzen?

Während ich noch hierüber nachdenke, fällt mein Blick auf eine 2. Tür in unserem Zimmer, der ich bisher noch keinerlei Beachtung geschenkt habe. Doch nun zieht sie mich geradezu magisch an und erweckt in mir den Wunsch, unbedingt festzustellen, was sich hinter ihr verbirgt, vorausgesetzt sie ist nicht verschlossen. Um der vielleicht nicht ganz risikolosen Angelegenheit in Ruhe nachgehen zu können, warte ich vorsichtshalber noch ab, bis der nächste Posten seinen Kontrollgang beendet und unser Zimmer wieder verlassen hat. Dann ist es soweit, und ich habe nun genügend Zeit, um mich in Ruhe umzusehen. Vorsichtig drücke ich die Klinke herunter – und siehe, die Tür ist tatsächlich offen. Zunächst durch einen schmalen Spalt erblicke ich wie bei uns nur Stroh, also kein Quartier für unsere Bewacher, was ja denkbar gewesen wäre, und daraufhin gehe ich unbeirrt weiter hinein. Der langgestreckte Raum ist wesentlich grösser als der unsrige und offenbar für die Aufnahme weiterer Gefangener vorgesehen. In einer Ecke liegt eine Menge Gerümpel herum, das ich sogleich eingehend durchsuche. Ich finde auch hier wieder ein Ende Kabeldraht und dann, kaum zu fassen, eine alte Schildmütze, das wertvollste Stück, was ich in diesem Augenblick auftreiben kann, denn sie wird – reichlich zweckentfremdet – als «Schuh» Verwendung finden.

Vor lauter Freude über diesen für mich so kostbaren Fund habe ich völlig einen Balkon übersehen, dem ich mich nun zuwende und zu dem eine Tür führt, die zum Glück ebenfalls nicht verschlossen ist. Um von draussen nicht gleich entdeckt zu werden, setze ich vorsichtig nur einen kleinen Schritt auf den Balkon, stelle überrascht fest, dass er auf seiner linken Seite offen ist und, noch weitaus bedeutsamer, dass von hier eine Holzterrasse nach unten führt und vor dem Garten endet, den ich vorhin aufgesucht hatte. Sofort wird mir klar, dass ich hiermit den bestmöglichen, auf jeden Fall aber am wenigsten gefährdeten Fluchtweg gefunden habe, denn ich brauche nun weder durch unsere Zimmertür noch die Haustür den riskanten Versuch zu unternehmen, an den hier zu vermutenden Posten vorbeizukommen, um dann ins Freie zu gelangen. Heute Nacht also wird bei ausreichender Dunkelheit, am besten wohl gegen Mitternacht, die Sache in Angriff genommen, und mit dem unbeschreiblichen Glücksgefühl, dass nun endlich der grosse Augenblick gekommen ist und die ersehnte Freiheit so greifbar nahe scheint, verlasse ich eiligst den Raum, um hier nicht noch im letzten Moment von einem zufällig hereinkommenden Posten entdeckt zu werden, denn das könnte sehr übel auslaufen und dürfte bestenfalls zu verschärfter Überwachung führen, die alles vereiteln würde.

Unbemerkt wieder zurückgekehrt, gehe ich erst einmal daran, meinen besonders schlimmen linken Fuss mit der Mütze zu versorgen, fülle diese also ausreichend mit Stroh, packe ihn dann hier hinein und umwickle zuletzt das Ganze stramm mit dem Kabeldraht. Was für ein Gefühl, wenigstens für einen Fuss wieder eine wenn auch recht abenteuerliche und sicher nur begrenzt haltbare Bekleidung gefunden zu haben. Aber zunächst einmal wird sie ihren Zweck erfüllen, und dann sehen wir weiter.

Langsam wird es dunkel, und die meisten Kameraden sind wohl bereits eingeschlafen, auch Jonny, der nicht weit von mir seinen Platz hat. Ich hätte gerade ihn sehr gern als Begleiter mit allen seinen Qualitäten und Erfahrungen, ganz abgesehen davon, dass zu zweit doch vieles einfacher ist, während ein Alleingang auch in psychischer Hinsicht eine enorme Belastung darstellt. Also wecke ich ihn, schildere mit viel Überzeugungskraft und Optimismus die gegebenen günstigen Voraussetzungen und frage ihn dann, ob er bereit wäre, mit mir die Flucht zu wagen.

Zu meiner grossen Überraschung und auch Enttäuschung lehnt er mein Ersuchen ab, ausgerechnet er, der einen so vorbildlichen Durchhaltewillen, so hervorragende Führungseigenschaften bewiesen, so kaltblütig gehandelt und damit so viel dazu beigetragen hat, dass wir bis zu unserer Gefangennahme immer wieder so relativ glimpflich davongekommen sind, wobei es ihm keineswegs anzulasten ist, dass am Ende alles umsonst war. Schliesslich sind wir doch das Opfer denkbar unglücklicher Umstände geworden, für die niemand verantwortlich gemacht werden kann. Aber auch Jonny ist fertig, wie so viele hier, und sieht keine Erfolgsaussichten mehr, zumal ihm sein sich immer mehr verschlimmernder Furunkel am Fuss grosse Schwierigkeiten bereitet, wie er mir mitteilt.

Sowohl die Vorstellung, dass ich heute Nacht also ganz allein sein würde, als auch eine innere Stimme, die mir sagt: «Junge, lass heute die Finger davon!», veranlasst mich, mein Vorhaben unverzüglich und geradezu widerstandslos aufzugeben, obwohl ich dies eben noch mit so fester Entschlossenheit und grossem Selbstvertrauen unbedingt in die Tat umsetzen wollte. Wohl um jedes Umdenken im Keim zu ersticken, überfällt mich urplötzlich eine bleierne, ja gleichsam lähmende Müdigkeit, verbunden mit dem verlockenden Gedanken, wie schön es doch sei, endlich wieder einmal ohne akute Gefahr einschlafen zu können, und in wenigen Sekunden versinke ich in Morpheus' Armen. Was soll man dazu nur sagen! Und damit geht dieser so ungemein ereignisreiche Tag zu Ende.

19. Juli

Ich habe so gut wie lange nicht mehr geschlafen, verspüre aber gleich nach dem Erwachen einen gewaltigen Hunger. Seit zwei Tagen habe ich nichts mehr gegessen, und inzwischen hat sich ja so vieles ereignet, was nicht gerade dazu angeregt hat, unbedingt etwas zu sich zu nehmen, und bei der grossen Hitze hätte man auch viel eher seinen Durst stillen wollen. Doch nun ist der Hunger da, aber leider ist in diesem Durchgangslager – vermutlich wie in allen Lagern dieser Art – eine Verpflegung der Gefangenen nicht vorgesehen. Dies haben wir von den Kameraden erfahren, die bereits vor einigen Tagen hier eingeliefert

worden sind und lediglich auf die minimalen Vorräte zurückgreifen konnten, die sie zufällig noch mitgeführt haben, während wir unsere geringen Bestände nach der Gefangennahme in dem Getreidefeld zurücklassen mussten. Also frage ich einen gerade eingetretenen Posten, ob man denn hier nichts zu essen bekommt, denn wenn der Hunger zu stark wird, fragt man auch dann nach, wenn offenbar keine Aussicht auf Erfolg besteht. Der Mann versteht ebenfalls wieder ganz gut Deutsch und antwortet auch gleich erstaunlich bereitwillig und geradezu tröstlich: «Hier du nix essen, abber in grosses Lager du habben Brot, Suupe und aales!» Dabei breitet er fast gönnerhaft, ja schier begeistert beide Arme aus, so als würde einen dort das Paradies auf Erden erwarten. Irgendwie ist mir der Iwan sympathisch, weil er mir diesen Sachverhalt einerseits so temperamentvoll-bedauernd erklärt und sich andererseits rührend bemüht, mir solch trostreiche Aspekte zu vermitteln. Überhaupt muss gesagt werden, dass sich ein nicht geringer Teil unserer Bewacher erfreulich korrekt verhält, woraus resultiert, dass man fairerweise um eine ehrliche Differenzierung bemüht sein muss. Also, der Mann ist in Ordnung, auch wenn er offenbar keine Ahnung davon hat, wie es «in grosses Lager» wirklich aussieht, und so kann er auch nicht davon ausgehen, dass ich meine Freiheitsbestrebungen hiergegen einzu-tauschen gedenke.

Eine Weile danach kommen mehrere Posten zu uns herein und suchen eine Anzahl Landser aus, die zu irgendwelchen Arbeiten herangezogen werden sollen. Sofort melde ich mich freiwillig dazu, um bei dieser günstigen Gelegenheit die weitere Umgebung unseres Hauses ins Auge zu fassen und hierbei neue Erkenntnisse für mein Vorhaben zu gewinnen.

Unter Bewachung zweier Posten verlassen wir nun das Lager, um aus unbewohnten Häusern eine Anzahl von Stühlen und Tischen herauszuholen, die wir anschliessend zu einem grösseren Gebäude schleppen müssen, welches sich auf einer Anhöhe am Ortsrand befindet und offenbar als Soldatenheim oder Kasino eingerichtet werden soll. Schweisstriefend und keuchend geht es bei inzwischen wieder brütender Hitze bergan, und so gesellt sich zu dem Hunger ein brennender Durst. Schon bereue ich es, mich zu dieser anstrengenden Arbeit gemeldet zu haben, zumal ich doch vielleicht schon sehr bald alle meine Kräfte

so dringend benötigen würde. Aber nun ist man einmal dabei und muss eben das Beste daraus machen, wozu sich sogleich eine Gelegenheit ergibt.

Von der Anhöhe aus hat man nämlich einen ausgezeichneten Überblick auf die ganze Umgebung, wobei mich das in westlicher Richtung liegende Gelände natürlich ganz besonders interessiert, und hier erkenne ich, nicht allzu weit entfernt, ein ausgedehntes Waldgebiet. Wenn wir das nur gestern noch hätten aufsuchen können, denke ich, aber das ist ja nun leider vorbei. Der Wald aber würde für mich von grosser Bedeutung sein, falls ich nach geglücktem Ausbruch verfolgt werden sollte. Also hat sich die Sache hier allein schon deshalb gelohnt!

Die Anhöhe mit dem Haus ist während der deutschen Besetzung offensichtlich zu einer Art Stützpunkt ausgebaut worden, da man rundherum einen Schutzwall aus quergelegten dicken Baumstämmen errichtet hat. Allem Anschein nach befand sich hier auch eine Nachrichtenstation, denn neben herumliegenden Kabelresten steht da noch ein zerstörter Funkkraftwagen.

Über das ganze Gelände verstreut liegt eine Menge Gerümpel, und ich hoffte schon, dass etwas Brauchbares dabei sein würde, finde aber lediglich ein kleines Stück Blech, das vielleicht einmal von Nutzen sein könnte. Wir müssen nun das ganze Zeug wegräumen und in einen Graben werfen, der sich hinter dem Gebäude unweit eines kleinen Gemüsegartens befindet. Jedesmal, wenn wir dort vorbeikommen, holen wir uns schnell und unauffällig alles, was es da an Essbarem gibt. Mohrrüben werden herausgerissen und sofort verzehrt, ohne die noch daran haftende Erde hinreichend zu entfernen, Erbsen gleich mitsamt der Hülse gegessen, und die noch etwas unreifen Johannisbeeren gelten als ganz besondere Delikatesse.

Durch Zufall finde ich ein kleines, durch und durch verschimmeltes Stück Brot. Ein paar Sekunden zögere ich noch, und dann wird auch das verzehrt. Während ich mich nach weiteren Brotresten umsehe, liegt da zwischen den Sträuchern, es ist kaum zu fassen, ein einzelner Gummistiefel, den man aufgrund einer Reihe von Mängeln weggeworfen hat. So ist unter anderem die Fussspitze auf der Oberseite bis auf die Sohle durchgerissen, aber was hat das schon zu bedeuten, wenn man weiterhin mit einem völlig zerfetzten Socken

hätte laufen müssen. Jedenfalls bin ich überglücklich, nun auch für meinen rechten Fuss eine hinreichende Bekleidung zu besitzen, womit sich die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Flucht ganz wesentlich verbessern.

Nach mehreren Stunden haben wir die Arbeit weitgehend geschafft, und ich bin so erschöpft, dass ich mich nur mit Mühe auf den Beinen halten kann, aber dann dürfen wir endlich eine kleine Ruhepause einlegen. Einige Kameraden haben ein grösseres Stück Dachpappe gefunden und fertigen sich hieraus eine recht skurril anmutende Fussbekleidung, die sie mit dem herumliegenden Kabeldraht befestigen, ähnlich wie ich dies auch gemacht habe, aber dagegen wirkt mein «Schildmützenfabrikat» geradezu elegant. Fragt sich eben nur, wie lange dieses Provisorium halten wird!

Unsere Bewacher sind mit der geleisteten Aufräumarbeit sichtlich zufrieden und daher auch bei guter Laune. Einer von ihnen stellt mir sogar mit erkennbarem Stolz ein Etui mit Taschenspiegel, Kamm und Nagelfeile zur gefälligen Verfügung, vielleicht weil er bei meinem Erscheinungsbild – wie ja schon mal einer – an «nix kultura» gedacht hat. Gern mache ich von dem freundlichen Angebot Gebrauch, schaue in den Spiegel und drehe mich sogleich verwirrt zu dem hinter mir stehenden Mann um, da sich mir ein fremdes Gesicht gezeigt hat, aber dann wird klar, dass ich es bin, nur habe ich mich tatsächlich nicht wiedererkannt!

Weiter geht nun die Arbeit, und wenn wir sie nun schnell genug erledigen, meinen die Posten, dann würden wir noch vor der Rückkehr in das Lager durch den Ort geführt und von den Bewohnern vielleicht noch etwas zu essen bekommen. Der Gedanke an frisches Brot, kühle Milch oder gar eine Suppe lässt uns schlagartig alle Müdigkeit vergessen und nun wie die Heizzelmännchen ans Werk gehen. Als ich zusammen mit unserem Veterinär das herumliegende Stroh zusammenkehre, entdecke ich, welch unverhofftes Glück, eine weggeworfene Zigarette Marke «Sulima», wie wir sie häufig mit unserer Marketenderware bekommen haben. Wir teilen sie in zwei Hälften, lassen uns von einem der wirklich zugänglichen Posten Feuer geben und rauchen sie mit unbeschreiblichem Genuss. Auch diese kleine Episode zeigt, wie erfreulich korrekt man sich da und dort uns gegenüber verhält, eben je nachdem, mit wem man es gerade zu tun hat. Es wäre denkbar, dass die Sowjets einige Männer aus dem Ort

für den Wachdienst rekrutiert haben und die Erfahrungen der Einwohner von Wolozyn mit unseren Soldaten in den Jahren der deutschen Besetzung offenbar nicht die schlechtesten gewesen sein können.

Endlich sind wir mit unserer Tätigkeit fertig und wollen gerade aufbrechen, als sich uns plötzlich mehrere Offiziere und Kommissare mit langen Peitschen nähern, die sie furchterregend in der Luft herumsausen lassen. Sofort ändert sich die moderate Tonart unserer Posten – vielleicht spielen sie aber auch nur Theater –, die uns nun betont barsch zu weiterer Arbeit anhalten, obwohl es praktisch nichts mehr zu tun gibt. Dennoch müssen wir jetzt buchstäblich jeden Strohalm und jedes noch herumliegende kleinste Stückchen Holz aufheben, was wir bewusst besonders sorgfältig praktizieren und somit wohl auch erreichen, dass die Peitschenwirbel nicht auf unserem Rücken landen. Aber vielleicht wollte man uns auch nur in Schrecken versetzen und dabei demonstrieren, welche Macht man nun über den einst so gefürchteten Gegner gewonnen hat, und hierbei ist es dann auch geblieben.

Schliesslich treten wir nun doch den Rückmarsch an, aber unsere Bewacher wagen es wohl nicht, uns in Nähe ihrer Vorgesetzten, wie in Aussicht gestellt, durch den Ort zu führen, und somit entfallen Essen und Trinken, worauf wir so sehr gehofft hatten. Eine tiefe Niedergeschlagenheit hat uns alle erfasst, und Hunger, Durst und Erschöpfung werden nun umso spürbarer, wie immer, wenn Erwartungen enttäuscht worden sind. In solchen Augenblicken können dann auch Willenskraft, Entschlossenheit und Zuversicht ins Wanken geraten, und so rufe ich mir einen Ausspruch Hindenburgs aus dem 1. Weltkrieg ins Gedächtnis, der da lautet: «Gefangen sein bringt harte Pein, drum ficht, bis dir das Auge bricht.» Da es in meinem Fall nichts mehr zu fechten gibt, aktualisiere ich den Text hinten in «drum flieh, wenn auch das Auge bricht.» Und tatsächlich trägt diese Art von «moralischer Aufrüstung» ganz entschieden dazu bei, das innere Gleichgewicht wiederzugewinnen, und festigt die Absicht, das zu realisieren, was man sich vorgenommen hat. Bleibt festzustellen, dass ein derartiges Unternehmen nur dann Erfolg haben kann, wenn es so sorgfältig wie nur irgend möglich vorbereitet wird, der einmal gefasste Entschluss zur Durchführung unabänderlich und man – nicht zuletzt – von dem Gelingen fest überzeugt ist; ab-

gesehen natürlich von unglücklichen Zufällen, die nicht vorhersehbar sind, aber eben in Kauf genommen werden müssen. Und wenn man dann vielleicht noch ein Fünkchen Glauben von der Grösse etwa eines halben Senfkornes einbringen kann, wird das Ganze gewiss auch noch positiv beeinflusst!

In Reihen zu viert wanken wir durch die Strassen und kommen an einem kleinen Teich vorbei, in dem sich, wie auch auf einer Wiese am Ufer, eine Anzahl von Rotarmisten munter und lautstark tummelt. Wie friedlich und normal wirkt das alles, niemand interessiert sich für uns, und ich beginne zu ahnen, dass mein Ziel, eine neue gefestigte Front, wohl noch sehr weit entfernt zu sein scheint. Und es ist wirklich nur gut, dass ich nicht weiss, wie weit!

Wenn es uns nur möglich gewesen wäre, hätten wir unseren Durst bedenkenlos mit dem Wasser aus dem Teich gestillt. Schliesslich haben wir sogar mehrfach trübes braunes Moorwasser getrunken oder undefinierbares Wasser aus Granattrichtern und Brunnen, wobei man nicht wusste, was sich unten auf dem Grund vielleicht verbirgt.

Vier Wochen sind seit Beginn der russischen Offensive inzwischen vergangen, und morgen werden es zwei Wochen her sein, da wir aus dem Kessel von Minsk ausgebrochen sind und der Weg in eine ungewisse Zukunft seinen Anfang nahm. Was hat sich alles in diesen Wochen ereignet, und was steht noch bevor? Nun, zunächst einmal das, was sich jetzt ereignet. Als wir das Lager erreichen und uns der steinernen Treppe vor dem Portal nähern, steht dort auf der obersten Stufe ein Mann, eingerahmt von den beiden dorischen Säulen. Was wäre das für ein schönes Bild, würde er nur eine Toga tragen, wie ein Cicero wirken und sodann seine Rede mit den Worten beginnen: «Quousque tandem...» Aber er hat eben keine Toga, sondern trägt eine erdbraune Uniform, wirkt eindeutig übergewichtig, hat ein weniger ansprechendes Antlitz mit einer wohl von zu reichlichem Wodkagenuss stark geröteten Nase sowie zwei recht tückisch dreinblickende Augen, die indessen kein Übermass an geistiger Potenz ausstrahlen. Also «nix Cicero», wenn man sich diese Bemerkung hier einmal gestatten darf.

Man könnte sich über diesen Anblick und den gedachten Vergleich ganz sicher herzlich amüsieren, würde dieser Mann jetzt nicht die Treppe herabsteigen und damit beginnen, allen unseren Brillenträgern die Augengläser herunter-

zureissen. Wir stehen da wie erstarrt, warten darauf, wie sich die Dinge im Anschluss an diesen unerfreulichen Akt wohl weiterentwickeln. Und so kommt es dann auch zu einer Vorstellung ganz besonderer Art, denn nun beginnt er damit, sich eine Brille nach der anderen aufzusetzen, stemmt dabei jedesmal ruckartig beide Arme in die Hüften, dreht sich nach allen Seiten und blickt uns überlegen lächelnd mit einer Gestik an, die Bewunderung erheischen und zugleich wohl auch geistreich erscheinen soll. Während eine Brille bekanntermassen die Intelligenz ihres Trägers nicht selten noch etwas markanter hervorzuheben vermag, geschieht hier nun genau das Gegenteil. Die einzelnen Brillen unterscheiden sich zum Teil erheblich voneinander, aber welche er auch aufsetzt, es gelingt ihm nicht, diese Feststellung zu widerlegen. Diese in ihrer Art wohl einmalige Demonstration wirkt – trotz Hunger und Durst – so umwerfend komisch, dass ich, mit Rücksicht auf das Wohl der Kameraden, ein zwar befreiendes, aber sicher auch provozierend wirkendes Lachen nur mühsam unterdrücken kann. Einigen unter uns ist dies aber anscheinend nicht ganz gelungen, denn plötzlich gerät unser Schauspieler in rasende Wut und schmettert mit hochrotem Kopf alle seine Brillen mit voller Wucht auf das Pflaster, was natürlich keine von ihnen unbeschadet übersteht. Klar, dass dieser Vorfall sich wie schon mancher andere nur förderlich auf meine Fluchtgedanken auswirken kann, denn es wäre mir schier unerträglich, vielleicht über viele Jahre der Willkür und Unberechenbarkeit solcher Typen ausgesetzt zu sein, die möglicherweise noch nicht einmal richtig lesen und schreiben können oder glauben, dass z.B. mit einem Peter Iljitsch Tschaikowsky sehr wahrscheinlich nur der gleichnamige Starost ihres Heimatortes gemeint sein kann.

Wieder in unserem Zimmer angekommen, werfen wir uns hungrig und müde auf unser Strohlager und werden von den hier zurückgebliebenen Landsern um etwas Essbares bestürmt. Aber wir haben ja nichts mitbringen können, und die paar Mohrrüben und unreifenjohannisbeeren sind an Ort und Stelle verzehrt worden und wären hinsichtlich ihres Nährwertes auch völlig ohne Belang gewesen. Schliesslich treibt uns der Hunger zu dem Entschluss, unsere Posten an ihr Angebot zu erinnern, und tatsächlich erklären sie sich nach längerem Hin und Her dazu bereit, allerdings nur diejenigen, die heute gearbeitet haben, in

den Ort zu führen, und so machen wir uns im Schein der untergehenden Sonne noch einmal auf den Weg durch Wolozyn, diesmal verständlicherweise in weit-aus besserer Stimmung. Zunächst kommen wir an einem Brunnen vorbei, und sofort stürzt sich alles auf das wunderbar klare und kühle Wasser. Ein unbeschreiblicher Genuss, nachdem wir während des ganzen Tages von brennendem Durst geplagt worden sind.

Aus einem der ersten Häuser bringt uns eine junge, sehr freundliche Bauersfrau etwas Milch, die aber nur für drei oder vier Mann ausreicht, ebenso wie das Brot, das sie uns geben kann, und in beiden Fällen gehe ich leer aus. Meiner Bitte, vielleicht doch noch etwas zu erhalten, kann leider nicht entsprochen werden, aber ich bekomme wenigstens ein paar Zwiebeln, die sie hilfsbereit aus ihrem kleinen Vorgarten herausreisst, und in der Art, wie sie mir diese entgegenhält, habe ich den Eindruck, dass sie es ehrlich bedauert, es hierbei belassen zu müssen. Nachdem ich die Zwiebeln mit artigem Dank an mich genommen habe und wir danach ein unmittelbar neben der Strasse gelegenes Haus erreichen, stelle ich fest, dass dessen Tür geöffnet ist. Mit einem schnellen Blick auf unsere beiden Posten erkenne ich, dass sie gerade in eine andere Richtung schauen, und so springe ich kurz entschlossen blitzartig mit einem Satz hinein, reisse die Zimmertür auf und wäre um ein Haar über ein ausgewachsenes schwarzes Hausschwein gestürzt, das erschrocken zur Seite auszuweichen versucht und dabei mit deutlich ärgerlichem Grunzen den Zinkeimer mit seinem Futter umstösst, wonach sich der dünnbreiige Inhalt grossflächig über den hölzernen Fussboden verteilt. Ein echtes Hausschwein also, dessen Anwesenheit man in dem ansonsten absolut sauberen, sehr ordentlich eingerichteten und glücklicherweise in diesem Moment unbewohnten Raum aber nicht unbedingt erwarten konnte. Als Verursacher dieses, wenn auch ungewollten, so doch durchaus unerfreulichen, ja geradezu peinlichen Vorfalls, hätte man eigentlich annehmen müssen, dass ich das Haus – obendrein ein ungebetener Gast – schleunigst verlassen würde. Aber der Hunger ist eben stärker als alle Bedenken und führt mich nun zu dem Küchenschrank in der linken hinteren Ecke des Zimmers. In fliegender Hast reisse ich nach einander sämtliche Schubladen auf in der Hoffnung, irgendetwas Essbares vorzufinden, jedoch ohne Erfolg. Zuletzt kommt der Schrankaufsatz mit seinen beiden Türen an die Reihe, hinter

dessen linker ebenfalls nichts zu entdecken ist, während man die rechte verschlossen hat und somit hier vielleicht mit etwas mehr Glück gerechnet werden könnte.

Während ich noch überlege, ob und wie ich sie aufbrechen soll – so rigoros geht man vor, wenn der Hunger zu gross wird – öffnet sich plötzlich die Zimmertür und es erscheint ein junger Mann, bekleidet mit einer braunen Hose, die verzweifelt einer Uniformhose ähnelt, und einem blütenweissen Hemd, das wiederum mehr einen Zivilisten vermuten lässt. Auf das Schlimmste gefasst starre ich ihn an, aber er bleibt ganz ruhig, blickt wie selbstverständlich auf sein Borsentier und erstaunlich gelassen auch auf die Schweinerei auf dem Fussboden, nähert sich wortlos dem Küchenschrank und schliesst sodann die besagte rechte Tür auf. Sicher holt er jetzt eine Pistole heraus, denke ich, und verfolge wie gelähmt das weitere Geschehen. Aber was er nun hervorbringt, ist keine Waffe sondern ein Brot, von dem er ungefragt ein etwa faustgrosses Stück abbricht und es mir mit einer freundlichen Geste überreicht. Das sind jene Momente, in denen man einfach losheulen möchte, und so bringe ich kein Wort heraus, klopfe ihm nur wie damals unserem Kradmelder, der mich am Drut aus einer schier hoffnungslosen Lage gerettet hat, stumm auf die Schultern und hätte ihn am liebsten umarmt. In diesem Augenblick – und das ist wirklich nicht übertrieben – habe ich mich für einen der glücklichsten Menschen auf der Welt gehalten, einerseits weil ich in den Besitz von einem Stück Brot gelangt bin und andererseits völlig unerwartet von einem in der Tat aussergewöhnlichen Menschen nicht etwa als Feind, sondern eben als ein in Not geratener Mensch betrachtet und behandelt worden bin. Und einmal mehr wird erkenntlich, wie hoch man die Worte «unser tägliches Brot gib uns heute» einzuschätzen hat, worüber man unter normalen Verhältnissen, weil für selbstverständlich erachtet, viel zu leicht und gedankenlos hinwegzugehen geneigt ist; und was den grossherzigen Mann betrifft, so bin ich hier sicherlich jemandem begegnet, von dem das Wort «was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan», noch als eine ernst zu nehmende Realität aufgefasst wird. Wie anders sähe es in der Welt aus, wenn diese und andere Wahrheiten das Denken und Handeln bestimmen würden! Und noch etwas wird wiederum deutlich: Es ist unumgäng-

lich, die Dinge differenziert und dabei objektiv zu betrachten, und sich nicht zu Pauschalurteilen hinreissen zu lassen. Und wenn man sich weigert oder auch nur scheut, die Wahrheit zu sagen und damit letztlich auch einer Bewältigung der Vergangenheit entgegenwirkt, dann wird das eintreten, wovor der eingangs zitierte Schriftsteller J.G. Burg warnt, dass es für uns keine Zukunft geben wird und wir alle in einem Meer des Hasses und der Rache ertrinken werden!

Mit einem letzten dankbaren Blick zurück verlasse ich das Haus und schliesse mich unauffällig wieder unserer Gruppe an, die sich noch in unmittelbarer Nähe aufhält, denn das, was ich soeben erlebt habe, hat sich in nur wenigen Minuten abgespielt.

Eine Bäuerin bringt uns nun in ihrer hochgehaltenen Schürze eine ganze Menge kleiner harter Brotreste. In kürzester Zeit ist sie in der Tat bis auf den letzten Krümel leer, und mehrmals hat die gute Frau dabei mitsamt ihrer kostbaren Last die Flucht ergreifen müssen, weil sie sonst von den ausgehungerten Landsern umgerissen worden wäre. Da ich eben so reich beschenkt worden bin, habe ich mich an dieser Szene nicht beteiligt, obwohl ich mir fest vorgenommen habe, mein Brot vorsorglich als «Eiserne Ration» für die ersten Stunden nach der Flucht aufzuheben in der Hoffnung, jetzt noch etwas Essbares zu bekommen. Und das ist auch gleich der Fall, denn bei einem der nächsten Gehöfte stellen die Bewohner eine kleine Schüssel mit Suppe auf die staubige Strasse und liefern sogar noch sechs Löffel dazu. Diesmal bin ich mit dabei, und so knien wir zu sechst um die Schüssel herum und löffeln so schnell, dass man buchstäblich den «Suppenspiegel» fallen sieht. Ich bin dabei recht erleichtert, dass man mich in meiner Aufmachung nicht als Offizier erkennt, denn in voller Uniform hätte ich mich an solcher Art von Nahrungsaufnahme sicher nur mit ziemlich gemischten Gefühlen beteiligt, aber doch in der Überzeugung, dass eben alles getan werden muss, was dazu beiträgt, die für mein Vorhaben unbedingt notwendige körperliche Leistungsfähigkeit so weit als möglich zu erlangen.

Ein Bewohner des letzten Hauses, das wir nun aufsuchen, erscheint mit einem ganzen Eimer voll kalter Brotsuppe. Alles zückt die Essgefässe, meistens Konservendosen, die überall herumliegen, schöpft aus ihm die sicher gut gemeinte aber stark säuerliche, dickflüssige und trotz des grossen Hungers nur mit

einiger Überwindung zu geniessende Suppe und giesst diese dann wie ein Getränk hinunter. Dennoch ist der Eimer im Nu geleert, und stürmisch wird der Bauer um einen Nachschlag angehalten.

Erwartungsvoll stehen die Kameraden am Zaun, und dann kommt er tatsächlich mit einer neuen Ladung. Man reisst sich geradezu um diese Brotsuppe, Gefässe werden, von lauten Flüchen begleitet, im Gedränge umgeschüttet, aber schliesslich hat jeder seine Portion bekommen, hat endlich etwas im Magen und erst einmal den schlimmsten Hunger gestillt.

Wenn man dies alles überdenkt, kann man ja wohl, wie auch bereits hinsichtlich des Verhaltens unserer Bewacher angesprochen, nur zu der Überzeugung kommen, dass zumindest zwischen der Mehrzahl der Bewohner dieses Ortes und unseren hier stationiert gewesenen Truppenteilen ein durchaus erträgliches Verhältnis bestanden haben muss.

Wieder im Lager angekommen werden wir sofort von den dort zurückgebliebenen Kameraden umringt und dringend um irgendetwas Essbares gebeten. Für die am nächsten bei mir stehenden breche ich jeweils ein kleines Stück von meinem Brot ab und bin erschüttert, mit welchen Gefühlen der Dankbarkeit dies entgegengenommen wird. Dann setze ich mich zu Jonny, der wegen seines Furunkels nicht an der Arbeit und somit auch nicht an dem Marsch durch den Ort teilgenommen hat, und so, wie er mich nun anblickt, kann ich nicht umhin, mit ihm den Rest meines Brotes zu teilen. Das mir verbliebene Stück der «Eisernen Ration» esse ich dann selbst noch auf, weil ich es entgegen meiner Absicht einfach nicht fertig gebracht habe, es für den gedachten Zweck aufzubewahren.

Draussen ist es nun dunkel geworden, und eigentlich müsste ich mich jetzt langsam auf meine für diese Nacht geplante Flucht konzentrieren, aber wie tags zuvor überfällt mich plötzlich eine jede Initiative lähmende Müdigkeit. Sicher eine Reaktion auf die sehr anstrengende lange Arbeit bei glühender Hitze und gewiss auch eine Folge des Essens, das zwar neue Kräfte geweckt, aber auch ein spürbares Ruhebedürfnis hervorgerufen hat. Und als Jonny auch diesmal nicht mitzumachen bereit ist, kann ich mich tatsächlich wiederum nicht dazu entschliessen, mein Vorhaben durchzuführen und bin nach wenigen Sekunden fest eingeschlafen.

Mitten in der Nacht werden wir durch einen furchtbaren Schrei geweckt,

und sofort stürzen die Posten zur Tür herein. Die Sache findet aber schnell eine Erklärung. Einer der Landser hat schlecht geträumt, was kein Wunder ist nach allem, was jeder dieser Männer bis hierher erlebt hat und sicher daran denkt, womit in Zukunft gerechnet werden muss.

20. Juli

Als ich am Morgen erwache, scheint bereits die Sonne zum Fenster herein, und auf der Strasse vor unserem Lager herrscht schon ein reges Leben und Treiben. Mein Blick fällt auf die Kameraden, die Mann neben Mann apathisch auf dem schmutzigen Stroh liegen. Draussen ein so herrlicher Sommertag und hier dumpfe Trostlosigkeit. Wirklich höchste Zeit, nun endlich zu verschwinden, denke ich einmal mehr, fasse dabei die Tür ins Auge, durch die der Weg in die Freiheit seinen Anfang nehmen soll, und mache eine Entdeckung, die mir sozusagen das Blut in den Adern gerinnen lässt: die Klinke ist mit Draht zugebunden worden und der allein erfolgversprechende Fluchtweg damit versperrt! Zweifellos wollte jemand während unserer Abwesenheit, ebenso wie auch ich, den Nebenraum inspizieren und ist dabei von einem der Posten bemerkt worden, worauf man sich veranlasst sah, weitere derartige Versuche zu unterbinden. Nach Rückkehr aus dem Ort war es in unserem Zimmer bereits so dunkel, dass mir die Veränderung erst jetzt aufgefallen ist.

In diesem Augenblick bin ich ganz nahe daran, mein Vorhaben resigniert aufzugeben, und mache mir die grössten Vorwürfe, die gegebenen Möglichkeiten nicht rechtzeitig und konsequent genutzt zu haben. Und da geschieht urplötzlich etwas ganz Unwahrscheinliches: Soeben noch «total am Boden zerstört» werde ich ohne jedes eigene Hinzutun mit unglaublicher und vollkommen unerklärlicher Energie erfüllt, verbunden mit einem übermächtigen Drang nach Leben in Freiheit, wobei alle Niedergeschlagenheit geradezu weggefegt und gleichzeitig die feste Überzeugung vermittelt wird, dass ein Fluchtversuch auch jetzt noch zum Erfolg führt, obgleich ich zum gegenwärtigen Zeitpunkt keinerlei Vorstellungen besitze, wie das nunmehr geschehen soll. Man könnte dieses durchaus ungewöhnliche Ereignis gewiss als eine Folgeerscheinung der reichlich überstrapazierten Nerven zu erklären versuchen, sollte dabei aber

auch, wie bereits erwähnt, bedenken, dass es wohl doch mehr Dinge im Himmel und auf Erden zu geben scheint, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt!

Mit neuer Aktivität und wieder zu allem entschlossen, frage ich nun – ungeachtet eines hiermit verbundenen gewissen Risikos – jeden Landser, von dem ich den Eindruck habe, er könnte noch gewillt und in der Lage sein, mich zu begleiten, ob er hierzu wohl bereit wäre, bekomme aber von niemandem eine Zusage. Die meisten betrachten die Sache als vollkommen aussichtslos und einige halten mich gar für leicht verrückt unter Hinweis auf die Tatsache, dass die Sowjets ja inzwischen viel zu weit vorgedrungen seien und dies wahrscheinlich auch jetzt noch tun würden und man ihnen nicht vielleicht noch wochenlang hinterherlaufen könne, um schliesslich erneut ergriffen und dann vermutlich auch noch liquidiert zu werden. Ausserdem müsse man ja zuletzt durch die russische HKL kommen, was sicherlich nur mit sehr viel Glück zu erreichen wäre. Das alles stimmt natürlich, und so ist es schon verständlich, dass man letztendlich froh ist, entgegen den begründeten Befürchtungen noch am Leben zu sein, und die Gefangenschaft hinnimmt in der Hoffnung, sie trotz aller zu erwartenden Strapazen, Entbehungen und Belastungen zu überstehen und vielleicht früher als gedacht die Heimat wiederzusehen. Die anfangs vorhandene Entschlossenheit und Willenskraft beruhte weitgehend auf der festen Überzeugung, schon bald wieder die eigenen Linien erreichen zu können und sich auf keinen Fall in Gefangenschaft begeben zu wollen, aber dann hat eben alles einen ganz anderen Verlauf genommen.

Ich befrage schliesslich noch Oberleutnant Niedermeier, der jedoch als Folge der an ihm verübten Misshandlungen nicht in der Lage ist, sich mir anzuschliessen, und auch unser Veterinär befürchtet, die zu erwartenden Belastungen nicht durchstehen zu können. Obwohl mir Jonny bereits zweimal eine Absage erteilt hat, frage ich nun auch ihn nochmals, da ich die Sache eben nur höchst ungerne allein unternehmen möchte. Er lehnt aber wiederum ab mit Hinweis auf seinen sich immer mehr verschlimmernden Furunkel, aber auch mit den gleichen Argumenten, die ich soeben von den einzelnen Landsern vernommen habe.

Die Tatsache, dass wir unsere Gefangennahme unbeschadet überstanden ha-

ben ist wohl in erster Linie auf einen Befehl Stalins zurückzuführen, wonach vermehrt Gefangene eingebracht werden sollen in der Absicht, sie durch ein Schauspiel besonderer Art der Weltöffentlichkeit vorzuführen und hiermit das ganze Ausmass unserer Niederlage zu demonstrieren. Am 17. Juli liess er dann 55.000 im Kessel von Minsk und zuvor bei Witebsk, Orscha, Mogilew und Bobruisk gemachte Gefangene in Reihen zu 18 Mann – 21 Generäle an der Spitze – in einer 3 Kilometer langen Marschkolonne bei 40° Hitze und vielfach barfuss durch den aufgeweichten Asphalt der Strassen Moskaus ziehen, vorbei an tausenden von emotionell aufgeladenen Schaulustigen, also durchaus vergleichbar mit den Triumphzügen im alten Rom.

Ein weiterer Grund für unser Überleben ist – wie gesagt – auch darin zu suchen, dass wir keinen Widerstand geleistet oder Fluchtversuch unternommen haben und insbesondere der Ort Wolozyn mit dem Durchgangslager ganz in der Nähe lag. Schliesslich hat sicher auch eine Rolle gespielt, dass wir es mit Angehörigen der Roten Armee und nicht mit Partisanen zu tun hatten, die dem Befehl Stalins wohl kaum nachgekommen wären, wenn er sie überhaupt erreicht hätte.

Gerade habe ich meine Umfrage abgeschlossen, da kommen unsere Bewacher herein und teilen uns mit, dass für heute um 18 Uhr unser Weitertransport zunächst nach Rakuw und später dann in das grosse Lager in Minsk durchgeführt werden soll. Bis zu diesem Zeitpunkt also muss ich meine Fluchtabsicht in die Tat umgesetzt haben, aber wie das zu geschehen hat, davon habe ich im Moment noch keinerlei Vorstellungen, und es ist nicht gerade beruhigend, jetzt unter Zeitdruck handeln zu müssen.

Auf jeden Fall muss ich nun erst mal raus aus diesem Zimmer, an die frische Luft, in den Garten hinter dem Haus, wo die Freiheit so greifbar nahe erscheint. Da während der ganzen Zeit niemand einen Fluchtversuch unternommen hat und die allgemeine Stimmungslage einen solchen wohl kaum erwarten liess, haben die Posten ihr anfänglich sicher vorhanden gewesenes Misstrauen weitgehend abgelegt und sind, wie es scheint, ziemlich arglos geworden. Jedenfalls können wir nun ohne Bewachung nicht nur die Latrine sondern auch den Garten aufsuchen und uns dort nach etwas Essbarem umsehen. Ich sage also nur «Salat», weise dabei in die betreffende Richtung und fasse ein dumpfes Murmeln

sowie eine entsprechende Handbewegung des Postens an der Tür zutreffend als Einverständniserklärung auf. In dem Garten bin ich ganz allein, reisse mir zunächst einmal ein paar rote Rüben heraus und setze mich dann auf einen Strohhaufen neben einer Tür, die offenbar in den Keller führt und von mir bislang nicht weiter beachtet worden ist, aber bald eine bedeutsame Rolle spielen wird. Die Rüben lege ich griffbereit neben mich, denn wenn zufällig einer der Posten hier vorbeikommen und vielleicht misstrauisch werden sollte, würde ich ihm sagen, dass ich sie mir als Verpflegung für den bevorstehenden Marsch besorgt habe.

Es ist, wie gesagt, ein herrlicher Vormittag, blauer Himmel und strahlender Sonnenschein, weshalb ich mich hier noch etwas länger aufhalten will. Mein Blick schweift über die vielen Johannisbeersträucher, und nirgendwo ist, wie bereits festgestellt, ein Lagerzaun zu entdecken. Man müsste einfach loslaufen, kommt es mir in den Sinn, aber das wäre bei Helligkeit und dem weithin fast deckungslosen Gelände ein aussichtsloses Beginnen. Also abwarten. Da höre ich plötzlich Schritte näherkommen und greife vorsorglich zu einer meiner roten Rüben, aber es sind keine Posten, sondern vier Kameraden, die der Hunger in den Garten getrieben hat und die sich nun zu mir setzen. Da ich ihnen hier noch nicht begegnet bin nehme ich an, dass sie wohl eben erst eingeliefert wurden, und teile daher auch ihnen mit, dass ich fest entschlossen sei, heute bei der nächsten Gelegenheit stiften zu gehen. Drei von ihnen halten mich wieder einmal für leicht bescheuert, tippen sich dabei an die Stirn, erheben sich sodann und lassen mich mit dem vierten allein. Ich frage ihn natürlich sofort, ob er wohl bereit sei, sich mir anzuschliessen und siehe da, er ist es zu meiner grössten Freude. Mein künftiger Begleiter heisst Georg Maag, ist erst 18 Jahre alt und stammt aus Ravensburg. Er kommt von der «entmotorisierten» württembergischen 25. Panzergrenadierdivision, die am 23. Juni, also vor vier Wochen, dem 2. Tag der russischen Offensive, jenem so massiven Angriff in Richtung Orscha ausgesetzt war, wo er sich gerade zur Erholung in dem dortigen Soldatenheim befand. Von hier aus hat er dann versucht, die in schweren Abwehrkämpfen zurückgedrängte Division und in dieser sein Artillerieregiment wiederzufinden, in dem er als Funk-Gefreiter eingesetzt war, was ihm schliesslich mit grossem Glück und viel Geschick auch gelungen ist. Also ein zuverlässiger und zielstre-

biger Soldat wie man sieht, und dazu auch noch ein «Waffenbruder». Wir nennen uns gleich beim Vornamen, zumal der Dienstgrad ja ohnehin keine Rolle mehr spielt. Einen Haken hat die Sache allerdings noch: Georg ist ein echter «Flüchter ohne Schuh», denn seine Stiefel hat er ebenso wie seinen Uniformrock einem «Interessenten» überlassen müssen, und da er trotzdem, also in Socken, mitmachen will, lässt er auch die unbedingt nötige Bereitschaft erkennen, alle Unzulänglichkeiten und Beschwerden in Kauf zu nehmen und durchzustehen. Mit einem festen Händedruck besiegeln wir nun ohne grosse Worte unsere Schicksalsgemeinschaft, keine heroischen Gesten, sondern die unausgesprochene Versicherung, in jeder Lage bedingungslos füreinander einzustehen, denn wir wissen beide nur zu genau, auf was wir uns hier einlassen. Von Heldentaten kann hier auch keine Rede sein. Sehr häufig hat es diese gegeben und gibt sie noch immer, und oft bleiben sie unerkannt, weil sie im Verborgenen geschehen. Nicht selten dürfte es sich dabei aber auch mehr um die Realisierung von Entschlüssen handeln, die aus reinem Selbsterhaltungstrieb gefasst werden, um unter allen Umständen aus einer verzweifelten Situation herauszukommen, wie das ja schon so oft der Fall gewesen ist und somit auch jetzt wieder zutrifft.

Wir beschliessen nun, erst einmal mit der gebotenen Vorsicht festzustellen, was sich wohl hinter der besagten Tür neben uns verbirgt, vorausgesetzt, dass sie nicht verschlossen ist, und sie ist es tatsächlich nicht. Da weit und breit niemand zu sehen ist, öffnen wir sie rasch, schliessen sie sofort wieder hinter uns und befinden uns nun wie erwartet in einem zu ebener Erde gelegenen Keller. Durch zwei niedrige Fenster seiner Vorderfront sieht man die im Haustürbereich auf und ab gehenden Posten, weshalb wir darauf achten müssen, uns hier unten möglichst lautlos zu bewegen. Die beiden kleinen Fenster lassen zwar nur sehr wenig Licht in den Raum fallen, aber man kann sich ausreichend orientieren, und als wir uns an die Dunkelheit gewöhnt haben, entdecken wir «wunderbare Dinge», nicht gerade solche, wie sie sich einstmals Howard Carter darboten, als er durch ein Loch in die Grabkammer Tutench-Amuns blickte, aber hochofrennt finden wir zunächst – für uns wertvoller als Pharaonengold – zwei Mineralwasserflaschen, die uns die verlorengegangenen Feldflaschen ersetzen. In der Mitte des Kellers steht ein grosser Papiersack, den wir sogleich

öffnen. Zum Vorschein kommt ein getrocknetes zerkleinertes Pflanzengemisch, das wir wohl zutreffend als Haustee identifizieren, zumal daneben zahlreiche Beutel liegen, in die man ihn wahrscheinlich abzufüllen gedachte.

In zwei von ihnen tun wir das nun auch mit der Absicht, dieses hier ganz überraschend vorgefundene Geschenk der Natur bei hoffentlich sich bietender Gelegenheit als Tabakersatz zu verwenden. Gleich daneben liegen fünf alte, schon stark geschrumpfte kleine Kartoffeln, die wir hocheifrig einstecken. Wie bereits anderweitig, so finden wir auch hier wieder mehrere Enden Fernsprechkabel, und dann in einer Ecke etliche Lumpen, von denen sich Georg sogleich zwei hierfür geeignete um seine Socken wickelt und mit dem Kabeldraht befestigt, so wie ich dies mit meiner Schirmmütze getan habe, womit er sich nun auch eine zumindest vorerst recht brauchbare Fussbekleidung verschafft. Ich nehme mir vorsorglich noch einen Stoffrest mit, um ihn um meine Mütze zu wickeln, wenn diese sich langsam aufzulösen beginnt.

Bei der weiteren Inspektion des Kellers stossen wir auf einen kleinen, fast völlig dunklen Seitenflügel, der bis zu halber Höhe mit Holzwolle angefüllt ist, wo man sich wunderbar verstecken könnte. Und sofort kommt mir der Gedanke, es gleich zu tun, hier einfach abzuwarten, bis es draussen ausreichend dunkel geworden ist und dann den Weg in die Freiheit anzutreten. Als ich Georg dies vorschlage, ist er sogleich einverstanden und so kriechen wir nun «voller Zuversicht und Durchschlagswillen» in die Holzwolle, glücklich über diese wirklich unverhoffte, vielleicht einzig mögliche Gelegenheit, ohne grösseres Risiko hier herauszukommen. «Welch eine Wendung durch Gottes Führung»! könnte man da in Anlehnung an diese Worte Wilhelms I. nach der Kapitulation Napoleons III. bei Sedan am 2. September 1870 fast sagen!

Inzwischen dürfte es gegen Mittag geworden sein, also etwa noch 6 Stunden bis zu dem angekündigten Abmarsch nach Minsk, und so beschliessen wir, den spannungsgeladenen Aufenthalt in dem dunklen und muffigen Keller erst einmal zu unterbrechen, um uns dann rechtzeitig genug wieder hier einzufinden. Kein Problem, so meinen wir, denn man braucht ja nur «Salat» zu sagen und schon ist der Weg frei in den Garten und zu unserem Versteck. Vermissen dürfte

man uns wohl kaum, zumal wir ja weder abgezählt noch sonst irgendwie registriert worden sind, weil es sich hier lediglich um ein Durchgangslager handelt.

Allmählich stellt sich jetzt auch der Hunger wieder ein, aber wir haben ja schliesslich unsere fünf Kartoffeln und ein paar rote Rüben, die wir nun frohen Herzens geniessen wollen. Um uns wieder einmal sehen zu lassen und somit keinen Verdacht zu erregen, begeben wir uns vor die Haustür in die Nähe zweier Posten und begegnen hier einem Kameraden, den wir auf gut Glück nach Streichhölzern befragen, die er auch tatsächlich noch hat durchbringen können. Also besorgen wir uns in dem Garten schnell ein paar trockene Zweige und entfachen dann ein kleines Feuer, in dem wir nun unsere Kartoffeln rösten. Eifrig blasen wir in die Glut, wobei es mir schwarz vor den Augen und somit deutlich wird, wie sehr man auf den Hund gekommen ist.

Der Kamerad, welcher die Streichhölzer geliefert hat, setzt sich nun zu uns und bläst besonders kräftig, gewiss in der Hoffnung, sich hierdurch eine Kartoffel zu verdienen, die er natürlich auch bekommt. Er erhält die grösste, während wir uns die etwas kleineren teilen, und man glaubt nicht, wie herrlich Kartoffeln der besagten Qualität schmecken! Und dazu noch die roten Rüben!

Die beiden Posten haben es sich auf dem Gemäuer beiderseits der Treppe bequem gemacht, lehnen sich an die dorischen Säulen und betrachten unsere Aktivitäten offenbar als willkommene Abwechslung in der Eintönigkeit ihres Wachdienstes. Eine recht entspannte Atmosphäre also, jedenfalls hier bei uns, während zu diesem Zeitpunkt, genau gesagt um 12:42 Uhr, vielleicht in dem Augenblick, als wir unser Kartoffelfeuer entzündet haben, die geschichtsträchtige Bombe des Grafen von Stauffenberg in der Wolfsschanze hochgegangen ist, wovon wir natürlich erst einige Zeit später Kenntnis erhalten werden und worauf dann noch näher einzugehen wäre.

Eben haben wir unser bescheidenes Mahl beendet, da kommt es zu einer zwar weniger dramatischen, aber doch höchst unerfreulichen Szene. In einem kleinen Kastenwagen bringen vier Zivilisten einen verwundeten Landser in unser Lager. Er hat einen Schuss durch beide Fersen erhalten und kann keinen Schritt allein gehen. Seine kümmerlichen Verbände sind vollkommen durchgeblutet und zahllose dicke Fliegen haben sich darauf niedergelassen sodass sie

fast schwarz aussehen. Sofort springen wir auf, um den Kameraden in das Zimmer zu bringen, wobei er bei jedem Schritt laut aufstöhnt. Nachdem wir ihn mühsam die Treppe hochgeschleppt haben, müssen wir erschöpft eine Pause einlegen. Kaum haben wir den Verwundeten behutsam auf die steinernen Fliesen vor der Haustür niedergelegt, da stürzt sich auch schon einer der beiden Rotarmisten auf ihn und beginnt damit, ihn mit eiskalter Selbstverständlichkeit und ohne eine Spur von Rücksichtnahme auszuplündern, wobei er alles, was er nicht gebrauchen kann, im hohen Bogen in die Gegend pfeffert, darunter auch eine Streichholzschachtel, die einer der vier Zivilisten sogleich an sich nimmt.

Mit einer ungeheuren Wut haben wir diesem widerwärtigen Vorfall untätig zusehen müssen, wollten wir nicht unvorhersehbare Konsequenzen heraufbeschwören. Offenbar unzufrieden mit dem Ergebnis seiner Filzerei greift der Schurke nun auch noch in meine Taschen und findet darin den Kabeldraht, sieht mich dabei etwas seltsam von der Seite an, brummt ein paar Worte vor sich hin und wirft ihn dann missmutig zu den anderen herumliegenden Sachen. Als er sich dann wieder entfernt, hole ich mir den Draht schnellstens zurück, da ich ihn für eine eventuelle Ergänzung meiner Fussbekleidung dringend benötigen würde. Noch ehe der Posten wieder seiner Platz eingenommen hat, kommt der Mann mit der Streichholzschachtel, ein Bauer wie es scheint, mit einem gütigen Gesicht und stattlichem Vollbart langsam auf mich zu, blickt sich kurz nach allen Seiten um und steckt mir dann unauffällig die Schachtel in die Rocktasche, vielleicht weil er vorhin bemerkt hat, wie sehr ich an ihr interessiert war. Sprachlos und voller Dankbarkeit klopfe ich ihm nur ganz kurz auf die Schulter, um zu vermeiden, dass unsere Bewacher unfreundlich hierauf reagieren.

Nach dem eben hier Erlebten kann also nur einmal mehr eindringlich daran erinnert werden, stets um Objektivität bemüht zu sein, um bei all den verwerflichen Geschehnissen, mit denen man konfrontiert wird, jenen gerecht zu werden, die sich korrekt und menschlich verhalten.

Wir bringen nun den verwundeten Kameraden in unser Zimmer, und mehr können wir leider nicht für ihn tun. Man fragt sich, was mit ihm wohl geschehen wird, wenn er dem Marsch nach Minsk nicht folgen kann! Wenn man immer

wieder in Not gerät und grossen Gefahren ausgesetzt wird, neigt man dazu, solche Gedanken nicht weiter zu verfolgen und sie eher zu verdrängen. So erklärt sich auch, dass man den Tod von Kameraden, selbst unter solchen Gegebenheiten wie im Fall von Hauptmann Trost und Leutnant Bauer, zwar nicht vergessen kann, aber schon bald hinnehmend verkraftet, weil man ständig mit seinem eigenen Ende rechnen muss. Für so extreme Verhältnisse wie in den letzten Wochen gilt dies noch verstärkt, zumal wenn die psychischen Belastungen die Grenzen des Erträglichen erreichen oder gar überschreiten.

Um noch genügend Kräfte für unser Vorhaben zu sammeln, bleiben wir jetzt in dem Zimmer und lassen uns auf unserem Strohlager zur Ruhe nieder. Ich rate Georg, sich besser nicht mehr in meiner Nähe zu zeigen, weil wir andernfalls vielleicht den Verdacht der Posten auf uns lenken könnten. Man kann nicht vorsichtig genug sein und muss vieles bedenken.

Nach dem Stand der Sonne könnte es nun etwa 14 Uhr sein, also bleiben noch rund vier Stunden bis zum Abmarsch, und so beschliessen wir, in ungefähr einer Stunde den Keller wieder aufzusuchen und hier die Dinge abzuwarten. Ich ziehe nun meine kostbaren Streichhölzer aus der Tasche, um sie in der hierfür vorgesehenen Plastikdose unterzubringen. Da die Schachtel zu gross ist, entferne ich die beiden Reibflächen, stecke sie zu den Hölzern und verschliesse die Dose wasserdicht mit dem Klebeband. Die sich hierbei entwickelnde Vorstellung, in aller Kürze wieder frei zu sein ist so überwältigend, dass ich in eine geradezu euphorische Stimmung gerate. Kein Gedanke an ein doch durchaus mögliches Misslingen der Flucht, und im Geist bin ich – wie soll man das erklären – eigentlich schon draussen. Und ich fühle mich ähnlich energiegeladen wie heute früh, nachdem ich die Tür zu unserem Nebenzimmer verschlossen vorgefunden hatte.

In dieser Verfassung mache ich einen letzten Versuch, Jonny doch noch umzustimmen. Ich weise auf Georg hin, der da drüben liegt und sich sofort zum Mitmachen bereitgefunden hat, schildere ihm dann die neu entstandene, viel einfachere und zweifellos wesentlich gefahrlosere Ausgangslage. Und weil er alles schweigend und ohne ein Zeichen der Ermutigung zur Kenntnis nimmt, ziehe ich nun alle Register meiner Überredungskunst: «Menschenskind, willst

du denn in Sibirien elend vor die Hunde gehen? Stell dir vor, du wirst krank, niemand wird dir helfen und trotzdem musst du in eisiger Kälte bei Hungerrationen und unzureichend bekleidet bis zum Umfallen schwer malochen. Ausserdem weisst du ja gar nicht, ob du mit deinem Furunkel die 80 Kilometer bis nach Minsk überhaupt noch schaffen kannst. Mann, wenn wir hier erst mal ein paar Kilometer weg sind, ist alles o.k. und dann können die uns alle kreuzweise am Arsch lecken!» Noch immer zögert er, beginnt mir vorzurechnen, dass man es im Lager ein halbes Jahr oder vielleicht auch noch länger vermutlich aushalten würde. «Mann, ich könnte da in meinem Zustand höchstens noch ein paar Wochen durchhalten. Ausserdem bist du ja sicher bereits als vermisst gemeldet und deine Angehörigen wissen nicht, was mit dir los ist, und du kannst ihnen keine Nachricht zukommen lassen. Mensch, in ein paar Stunden bist du frei und kannst wieder machen, was du willst, dir Brot und Milch holen und vielleicht schon in zwei Wochen zu Hause sein! Also was ist, kommst du nun mit? Ich gebe dir auch meinen Gummistiefel für deinen bösen Fuss!» Endlich habe ich es geschafft. Wenn ich ihm den Gummistiefel überlasse, meint er, dann würde er schon mitmachen.

Zufrieden will ich ihn gerade ausziehen, da kommt es zur Katastrophe, die alles über den Haufen zu werfen scheint. Unsere Zimmertür fliegt auf, zwei Posten stürzen herein, schreien wild und auffordernd: «Dawai, dawai!» Im ersten Augenblick weiss niemand, was nun eigentlich los ist, aber dann wird sofort klar, dass unser Abmarsch bereits jetzt erfolgt, vier Stunden vor dem genannten Zeitpunkt, wahrscheinlich, um nicht zu weit in die Dunkelheit zu kommen. Ich denke, mich trifft der Schlag, und der Gedanke, dass nun unser Plan absolut undurchführbar geworden ist, löst für einige Sekunden eine panikartige Verwirrung aus, aber dann gewinnt ein verzweifelter Wille die Oberhand. Es muss einen Ausweg geben – verdammt nochmal – irgendeinen Ausweg – muss, muss, muss – aber wie – wo – wann! Mann, bleib jetzt ganz ruhig, sage ich zu mir, und sieh zu, was jetzt noch zu machen ist.

Langsam verlassen wir nun, einer hinter dem anderen, das Zimmer, gehen durch einen langen, schmalen Korridor, der in etwa halber Länge im rechten Winkel zur Haustür abzweigt, an der zwei Posten den Weitermarsch zur Strasse

hin überwachen. Bei der Abzweigung läuft der Korridor also noch ein paar Meter weiter geradeaus, um erst dann zu enden. Als wir uns dieser Stelle nähern, wird mir sofort klar, dass sich uns hier die einzige und letzte Chance bietet, sofern wir in dem Stück bis zum Ende des Korridors noch eine unverschlossene Tür vorfinden. Also muss es gewagt werden, jetzt oder nie, denn wenn wir erst einmal auf der Strasse und in der Marschkolonne sind, ist mit Sicherheit nichts mehr drin.

Schnell werfe ich noch einen auffordernden Blick zurück, wo sich Jonny eingereiht hat, der aber schüttelt resigniert den Kopf, gibt also die Sache auf. Georg jedoch ist ohne Zweifel voll dabei, Gott sei Dank! «Jetzt dranhalten, Mensch bleib ja dran!», rufe ich ihm mit verhaltener Stimme zu, und als die beiden Posten in diesem Augenblick gerade zur Strasse hinblicken, springen wir blitzartig aus der Reihe, jagen den letzten Teil des Korridors entlang und finden ganz am Ende tatsächlich die erhoffte Tür. Obwohl sich hinter ihr ein Unterkunftsraum für das Wachpersonal oder gar das Dienstzimmer des Lagerkommandanten befinden könnte, reissen wir sie – entweder oder – ohne jede Vorsicht auf und haben wieder einmal riesiges Glück, denn der Raum ist vollkommen leer, kein Mensch, kein Möbelstück, nur Stroh wie in unserem Zimmer und sonst nichts. Unschlüssig bleiben wir an der Tür stehen, blicken uns nach allen Seiten um und wissen nicht, wie es nun weitergehen soll. Von dem spannungsgeladenen Verlauf der letzten Minuten voll in Anspruch genommen, wird mir erst jetzt bewusst, um was für einen Raum es sich hier handelt. Es ist wahrhaftig das grosse, lange Zimmer, welches ich gestern durch die nunmehr versperrte Tür inspiziert habe und da hinten ist auch der Balkon, dem wir nun mit Riesenschritten entgegenseilen hin zu der Tür, durch die man auf ihn gelangt, und sie ist auch heute nicht verschlossen. Auf dem Balkon angekommen, werfen wir einen schnellen Blick in die Gegend ringsum, sehen niemanden in der Nähe und rasen dann wie die Wahnsinnigen die Holztreppe hinunter, rutschen dabei mehr über die glatten ausgetretenen Stufen, landen unten in dem Garten, rennen ein Stück an der Hauswand entlang und stehen – vor unserer Kellertür!

«Los, Mann, nichts wie rein!», rufe ich Georg zu, und in Sekundenschnelle sind wir in dem Keller verschwunden. Kaum zu glauben, dass wir ihn nun doch noch auf dem ursprünglich vorgesehenen Fluchtweg erreicht haben, nur durch

eine andere Tür und unter völlig unerwarteten Bedingungen. Allerdings nicht im Schutz der Dunkelheit, und deshalb ist die Gefahr noch keineswegs gebannt, denn wenn man uns am hellichten Tag möglicherweise sogar aus grösserer Entfernung beobachtet haben sollte, dann kann jeden Moment die Tür aufgehen und alles ist vorbei.

Völlig ausser Atem verkriechen wir uns sofort in dem Berg Holzwohle, starren wie gebannt auf die Tür des schwach erhellten Raumes, und so vergeht Minute um Minute in höchster Spannung. Als auch einige Zeit danach alles ruhig bleibt, können wir endlich davon ausgehen, dass wir wieder einmal sehr viel Glück entwickelt haben, vorerst jedenfalls.

Etwa acht lange Stunden liegen nun noch vor uns, ehe wir es wagen können, den Keller bei ausreichender Dunkelheit zu verlassen. «Jetzt sind sie sicher alle abmarschiert», meint Georg leise, «und die Posten dazu», flüstere ich, und wir sind beide fest davon überzeugt, dass nun das Lager vollständig geräumt ist, und nur noch wenige Rotarmisten zurückgeblieben sind, weil ja damit gerechnet werden muss, dass schon bald wieder neue Gefangene eingeliefert werden.

In dem Keller und, soweit feststellbar, auch über uns im Haus, herrscht vollkommene Stille. Nur ab und zu hört man es leise rascheln, sicherlich von Mäusen verursacht, die sich in der Holzwohle eingnistet haben. Ansonsten keine verdächtigen Geräusche. Zwei oder drei Stunden mögen vergangen sein, da geht plötzlich und völlig unerwartet die Tür nun doch noch auf, und langsam, fast zögernd tritt ein Rotarmist ein. In der Dunkelheit unserer Nebenkammer und bis über den Kopf in der Holzwohle verborgen, würde man uns sicherlich nicht entdecken, aber trotzdem verfolgen wir ungeheuer gespannt, was er nun tun wird. Erste und wichtigste Feststellung: Er trägt seine Maschinenpistole quer vor der Brust, also nicht schussbereit, und daraus folgt, dass er, ohne einen Verdacht geschöpft zu haben, in den Keller gekommen ist. Vermutlich also ein reiner Routinegang. Wir liegen wie erstarrt, denn jede Bewegung würde in der Holzwohle verräterische Geräusche verursachen. Schon das leise Rascheln der Mäuse, das ausgerechnet auch eben wieder zu vernehmen ist, könnte ihn misstrauisch machen. Jetzt ist er vielleicht noch einen Meter von uns entfernt, bleibt stehen, lauscht. Warum gerade hier? Atem anhalten, keine Bewegung, nicht die geringste! Wenn er bloss nicht auf die Idee kommt, in der Holzwohle herumzu-

stochern, fürchte ich, und dabei graben sich die Fingernägel in die Handteller und das Herz schlägt hörbar; unglaublich, man hört es wirklich – pui-pui-pui-pui – geht es, ganz schnell und so laut, dass es der Mann eigentlich auch hören müsste, aber scheinbar kann er das nicht, man hört es wohl nur selber, immer wieder – pui-pui-pui – und kann es nicht vermeiden. Endlich geht er langsam weiter, um den Papiersack mit dem Haustee herum und schliesslich wieder zur Tür hinaus. Tiefes Durchatmen! Was für ein Glück, dass es diese kleine Nebenkammer gegeben hat, dunkel genug und mit der vielen Holzwole, denn wenn wir uns nur in dem eigentlichen Kellerraum hätten aufhalten müssen, dann wäre der Traum unabwendbar zu Ende gewesen! Vorsichtshalber verhalten wir uns auch weiterhin vollkommen still, könnten ohnehin nach dieser nervenaufreibenden Szene kein Wort hervorbringen.

Erst mal entspannen, lauschen, nachdenken! Hierzu haben wir jetzt noch genügend Zeit, und man fragt sich, ob das Ganze wohl auch weiterhin so gut geht. Zum ersten Mal kommt dabei der Gedanke auf, dass wir uns vielleicht doch etwas zu viel zugemutet haben könnten und die Kameraden nicht ganz zu Unrecht ein Fluchtvorhaben in dieser Lage für völlig aussichtslos oder gar für verrückt hielten, und insbesondere ein so erfahrener, umsichtiger, sachlich denkender und handelnder Frontoffizier wie Leutnant Janasiak – unabhängig von der starken Behinderung durch sein Furunkel – praktisch der gleichen Ansicht gewesen ist.

Aber unser Entschluss ist nun einmal gefasst, alle nur möglichen Vorbereitungen sind getroffen, und schliesslich haben sich ja die Dinge inzwischen so entwickelt, dass es gar keine andere Wahl mehr geben kann. Also weg mit solchen Gedanken, die sich nur negativ auswirken können, und vielmehr so zielstrebig und zuversichtlich wie bisher das Nächstliegende ins Auge fassen, immer daran denken, dass ein geplantes Vorhaben, an dessen Erfolg man nicht unumstösslich glaubt, letzten Endes auch scheitern wird.

Konzentrieren wir uns nun voll auf das, was gleich geschehen wird. Der ersehnte Augenblick rückt immer näher, und so öffne ich schon einmal ganz vorsichtig die Tür, um festzustellen, wie dunkel es bereits geworden ist. Draussen ist zwar alles vollkommen ruhig, aber noch etwas zu hell, und so be-

schliessen wir, zur Sicherheit noch ungefähr eine halbe Stunde zu warten. Wir gehen davon aus, lediglich darauf achten zu müssen, unbemerkt an eventuell in der Nähe befindlichen Posten vorbei zu kommen, um anschliessend, da uns ja kein Lagerzaun daran hindert, mit der gebotenen Vorsicht zunächst durch den Garten und dann, am Ortsrand vorbei, in freies Gelände zu gelangen. Falls wir wirklich noch innerhalb des Lagerbereichs angehalten werden sollten, wollen wir sofort und so schnell wie nur irgend möglich nach beiden Seiten loslaufen, Georg nach rechts und ich nach links, und uns gleich hinter dem Garten im Schutz der Büsche und Sträucher wieder treffen. Hierdurch glauben wir, den Posten verunsichern und an einer schnellen Entscheidung hindern zu können, während wir genügend Zeit gewinnen, um in der Dunkelheit unterzutauchen.

Mit jeder Minute, die nun vergeht, wächst die Spannung, gefördert durch die nicht zu übersehende Ungewissheit, ob auch alles so ablaufen wird, wie wir uns das vorgestellt haben, aber auch begleitet von dem beflügelnden Gedanken, gleich eine so bedeutsame Veränderung unserer Situation herbeizuführen und dann, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, endlich wieder eigenständig handeln zu können.

Und dann ist der grosse Augenblick gekommen. Ganz vorsichtig öffnen wir die Tür, zunächst einen Spalt breit, und spähen nach draussen, wo nichts Verdächtiges zu bemerken ist. Es herrscht fast vollständige Dunkelheit; offenbar haben wir Neumond. Die Lichtverhältnisse sind also recht günstig, da man uns nur auf relativ kurze Distanz wahrnehmen könnte und wir selbst eine eben noch ausreichende Orientierungsmöglichkeit besitzen. Nachteilig wirkt sich allerdings aus, dass wir einen Posten vielleicht zu spät erkennen würden, auf jeden Fall aber dann, wenn er sich hinter einem Busch oder Strauch aufhält.

Aber nun geht es los. Wir machen die Tür weiter auf und treten ins Freie. Ganz langsam und geräuschlos, uns nach allen Seiten umblickend, setzen wir Schritt vor Schritt in der Absicht, zunächst einmal den schützenden Garten zu erreichen. Und da geschieht es! Schon nach wenigen Sekunden, und somit vollkommen unerwartet, reisst uns, nur einige Meter entfernt, ein kurzes, hartes «stoi» aus allen Wolken. Blitzschnell laufen wir wie vereinbart nach beiden Seiten auseinander und gewinnen somit tatsächlich die erhofften Sekunden,

aber nach etwa 20 Metern stolpere ich mit der defekten Spitze meines Gummistiefels über irgendeine Unebenheit und fliege im hohen Bogen lang auf den Bauch, während im gleichen Augenblick die Maschinenpistole des Postens losgeht. In nur knapp einem Meter Höhe flitzt die rote Leuchtspur haargenau über mich hinweg, und wenn ich nicht im richtigen Moment gestürzt wäre, dann dürfte wohl jetzt mit Sicherheit alles vorbei gewesen sein. Ich warte ab, bis das Schiessen aufhört, und da dies ziemlich lange dauert, kann man davon ausgehen, dass der Mann sein ganzes Magazin verschossen hat. Schnell krieche ich unter einen der Johannisbeersträucher und gleich darauf nähern sich auch schon Schritte. Die Finger in den Boden gekrallt, drehe ich den Kopf zur Seite und sehe die Stiefel des Postens direkt auf mich zukommen. Irrsinnige Spannung, aber er entdeckt mich nicht und verschwindet in der Dunkelheit.

Bis zu diesem Augenblick voll und ganz mit sich selbst beschäftigt, frage ich mich nun, was wohl aus Georg geworden sein mag. Offenbar ist er nicht angeschossen worden und glücklich in der Finsternis untergetaucht. Aber wo ist er geblieben? Vielleicht schon hinter dem Garten, wie wir das abgesprochen haben.

Das plötzliche Alleinsein in einer derartig prekären Lage ist mit einem Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit verbunden, und zugleich mit dem Gedanken, eventuell auch weiterhin ohne Begleitung bleiben zu müssen, was ich ja unbedingt vermeiden wollte. Doch nun ist erst einmal wieder volle Konzentration erforderlich, denn die Gefahr ist noch lange nicht vorüber. Hinter mir, zum Glück noch etwas entfernt, sind jetzt die erregten Stimmen mehrerer Posten zu vernehmen, die zweifelsfrei nach uns zu suchen beginnen. Tief gebückt bewege ich mich im Schutz der Büsche und Sträucher vorsichtig weiter. Fast habe ich den Garten durchquert, da erhalte ich plötzlich einen empfindlichen Kratzer an der Stirn, nicht etwa von einem spitzen Ast oder Dornen, sondern dem Stachel eines Drahtes, und der stammt keineswegs von einem kleinen Gartenzaun, vielmehr gehört er zu einem perfekt angelegten Drahthindernis, wie man es an der Front in der Hauptkampflinie antrifft. Wie ich sogleich feststelle, ist es zwar nur etwa einen Meter hoch, aber mindestens ebenso weit in die Tiefe reichend, weshalb man es nicht einfach übersteigen kann, will man nicht wie eine Fliege im

Spinnennetz hängen bleiben. Von den vielen Sträuchern verdeckt, ist das Drahtverhau von unserem Lagergebäude aus nicht zu erkennen gewesen, und ich kann nur froh sein, dass ich nicht, wie mehrfach erwogen, bei hellem Tage einfach durch den Garten losgelaufen bin. Und nun wird auch verständlich, dass man uns, zuletzt sogar ohne jede Bewachung, so freimütig und unbesorgt hinter das Haus in den Garten und zur Latrine hat gehen lassen.

Begreiflich, dass man durch ein solch unerwartetes Hindernis so kurz vor dem Ziel spürbar aus der Fassung gebracht wird. Verzweifelt krieche ich daran entlang in der Hoffnung, eine Stelle zu finden, an der man noch am ehesten durchkommen könnte. Dabei fällt mir ein, dass ja auch Georg vor dem gleichen Problem stehen muss, und kaum gedacht, höre ich es in der Nähe rascheln, blicke auf und sehe gegen den Nachthimmel die schwache Silhouette einer deutschen Feldmütze. «Georg, Mensch, komm' hierher», flüstere ich, eigentlich noch viel zu laut, und dann ist er auch schon bei mir. Unvorstellbare beiderseitige Freude in dem Gefühl, nun nicht mehr allein zu sein. «Mann, Mann, ich dachte schon, die haben dich umgelegt; der hat ja die ganze MP leereschossen», sagt Georg leise. Viel mehr können wir jetzt aber nicht voneinander berichten und müssen versuchen, schnellstens weiterzukommen. Gemeinsam sieht nun alles nur noch halb so schwierig aus, zumal wir soeben festgestellt haben, dass die unterste, kurz über dem Boden beginnende Verdrahtung, zumindest an dieser Stelle hier, keine Stacheln aufweist. Also legen wir uns sogleich auf den Rücken, drücken uns gegenseitig die Drähte hoch und beginnen unter ihnen bei gestreckten Beinen den Körper nur durch Drehbewegungen der Schultern buchstäblich zentimeterweise voranzuschieben. Da wir in dieser Situation vollkommen hilflos sind und jeden Moment damit gerechnet werden muss, entdeckt zu werden, dehnen sich die Minuten zu Ewigkeiten. Währenddessen hören wir, wie in der Nähe eine offenbar grössere Zahl von Posten aufgeregt und wild durcheinander redet und man scheinbar ziemlich ratlos und unschlüssig ist, was jetzt unternommen werden soll. Dabei wäre es doch naheliegend, zunächst einmal das Drahthindernis systematisch abzusuchen, und da wir das nach wie vor befürchten müssen, bemühen wir uns, so schnell wie nur irgend möglich voranzukommen. Nach etwa zehn mit ungeheurer Spannung er-

füllten Minuten haben wir es dann endlich geschafft. Was für ein Augenblick, und was für ein unbeschreibliches Gefühl der Freude und Erleichterung, trotz aller unvorhergesehenen Zwischenfälle und Schwierigkeiten unser Ziel dennoch glücklich erreicht zu haben. Nun liegt die Freiheit greifbar vor uns, auch wenn es noch nicht die endgültige ist!

Eine Verfolgung brauchen wir momentan nicht zu befürchten, da die Posten unbegreiflicherweise noch immer munter weiter diskutieren. Ausserdem wären sie ja auch, wenigstens zunächst einmal, durch ihr eigenes Drahtverhau hieran gehindert. Was auch immer, wir müssen schnellstens einen beruhigenden Abstand von dem Lager und seinem Umfeld gewinnen, suchen also am sternklaren Himmel nach dem «Grossen Bären» und setzen uns, ständig nach allen Seiten beobachtend, in Bewegung.

Im Ort herrscht trotz der vorgerückten Stunde noch ein ziemlich reger Betrieb. In einer nahe gelegenen Schmiede hört man es laut und anhaltend hämmern, in einigen Häusern brennt noch Licht, und an verschiedenen Stellen vernimmt man lebhaftes Stimmengewirr, immer wieder unterbrochen von übermütigem, fast triumphierend anmutendem Gelächter. Vielleicht hat man bereits von dem Attentat in der Wolfsschanze erfahren, wovon wir, wie gesagt, noch nichts wissen können, und das ist gut so, denn das hätte uns total verunsichert.

Mit grösster Vorsicht geht es nun weiter, denn nach einem mit so viel Mühe und noch mehr Glück errungenem Erfolg wäre ein erneutes Scheitern wahrhaft unerträglich, falls wir es lebend überstanden hätten. Gleich hinter dem Ortsrand müssen wir eine Chaussee überqueren und werfen uns sofort flach in den Strassengraben, als sich ein Kraftwagen mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern nähert. Bange Sekunden vergehen, bis er ohne anzuhalten vorbeifährt, uns also nicht bemerkt hat.

Einige Zeit später, jetzt schon in freiem Gelände, lassen wir uns am Rande eines Kornfeldes zu einer kurzen Rast nieder. Es ist dies der erste Augenblick wirklichen Ruhe nach so vielen Stunden einer exorbitanten psychischen Beanspruchung. Eigentlich sollte man meinen, dass jetzt eine wohltuende Entspannung eintreten müsste, aber genau das Gegenteil ist der Fall. Es kommt, jedenfalls bei mir, fast zu einem körperlichen Zusammenbruch. In den vergangenen Tagen und Wochen haben sich so viele verschiedene und gravierende Eindrücke

von überaus ungewöhnlichen Ereignissen aufgestaut, die nie richtig verarbeitet worden sind. Die Grenzen des Erträglichen und Zumutbaren sind dabei wohl auch zu oft erreicht und mehrfach sogar überschritten worden. Da nun alles glücklich vorüber ist und eine übermässige Anspannung der Kräfte im Moment nicht erforderlich scheint, ist es wohl zu dieser Reaktion des Körpers gekommen.

Ein neuer Abschnitt liegt nun vor uns, und wir wissen nicht, was uns jetzt noch erwartet. Manches wird wohl mit dem zu vergleichen sein, was sich bis zur Gefangennahme in der Marschgruppe ereignet hat, aber andere, nicht vorhersehbare Begebenheiten werden hinzukommen, bis wir zuletzt vor der grössten und ganz sicher schwierigsten Aufgabe stehen, nämlich heil durch die russischen Stellungen einer bis dahin hoffentlich wieder vorhandenen Front zu gelangen.

21. Juli

Mitternacht dürfte inzwischen vorbei sein, und ich habe mich soweit erholt, dass wir wieder aufbrechen können. Unter Nutzung aller sich bietender Deckungsmöglichkeiten geht es weiter Richtung Westen. Da wir keinen Kompass mehr besitzen, sind wir auf den «Grossen Bären» angewiesen, können also künftig nur noch bei klarem oder zumindest nicht zu stark bewölktem Himmel marschieren, denn andernfalls läuft man erfahrungsgemäss ungewollt im Kreis herum und gewinnt somit keinerlei Boden. Die ausreichend genau nach Westen weisende Wetterseite der Bäume kommt als Orientierungshilfe für uns nicht in Betracht, da wir ja stets nur bei Dunkelheit unterwegs sind, es sei denn, wir müssen ein ausgedehntes Waldgebiet durchqueren, was tagsüber dann auch erhöhte Gefahren mit sich bringt.

In den zurückliegenden Stunden grösster Anspannung und ständig erforderlicher Konzentration ist das Hungergefühl zwangsläufig fast vollständig in den Hintergrund gedrängt worden, aber nun stellt es sich geradezu schlagartig ein, und gleich so stark, dass es sogar die Freude über unsere gelungene Flucht verblassen lässt. Noch aber haben wir uns nicht weit genug entfernt, um es wagen zu können, nach etwas Essbarem Ausschau zu halten, und so schwinden die Kräfte von Minute zu Minute.

Und als wir dann in ein ziemlich hügeliges Gelände gelangen, bin ich schliesslich so erledigt, dass ich mich kaum noch auf den Beinen halten und grössere Bodenerhebungen tatsächlich nur auf allen vieren bewältigen kann.

Georg, der noch nicht so stark mitgenommen ist, schliesst sich daraufhin meinem dringenden Wunsch an, bei Insichtkommen des nächsten Hauses die Bewohner um ein Stück Brot zu bitten, auch wenn damit noch immer ein gewisses Risiko eingegangen werden muss. Als wir an einem Erbsenfeld vorbeikommen, legen wir hier hungrig und erschöpft eine Ruhepause ein, reissen uns eine Hülse nach der anderen ab und verzehren sie, wie vorgestern auch, ungeöffnet. Zu spürbar neuen Kräften kommt man hiermit allerdings nicht, denn was wir unbedingt benötigen, wäre ein Stück Brot.

Da uns bis zu Beginn der Morgendämmerung nicht mehr allzu viel Zeit bleibt, müssen wir schon bald wieder aufbrechen und auf jeden Fall noch etwas mehr an Boden gewinnen, weil wir schätzungsweise bisher kaum mehr als drei Kilometer zurückgelegt haben.

Zum Hunger gesellt sich jetzt auch noch ein starker Durst, aber wir finden weder einen Bach noch einen Teich, und, so weit wir sehen können, auch kein Haus, wo wir möglicherweise sogar etwas Milch hätten bekommen können. Als wir dann ein Sumpfgebiet durchqueren müssen, trinken wir – einmal mehr – aus einem Loch das etwas bittere bräunlich trübe Moorwasser, mit dem wir vorsorglich gleich noch unsere Mineralwasserflaschen füllen.

Wenig später tauchen endlich vor uns die Umrisse einiger Häuser auf, denen wir uns nun erwartungsvoll nähern, aber was heisst hier nähern, denn wir rennen ihnen förmlich entgegen, soweit dies unser desolater Zustand ermöglicht in der Hoffnung, dort vielleicht etwas Brot zu erhalten, ohne dabei gleich Partisanen oder Rotarmisten in die Arme zu laufen. Vor Aufregung unachtsam geworden, stolpere ich mit meinem Fuss in der Schirmmütze über einen zu spät erkannten kleinen Baumstumpf – wahnsinniger Schmerz, die grosse Zehe ist verstaucht, eventuell sogar gebrochen – völlig egal jetzt, wenn es nur endlich Brot gibt!

Vor dem ersten Haus angelangt, klopfen wir ziemlich heftig an die Tür, umklammern dabei fest die Hälse unserer Flaschen, finster entschlossen, sie jedem,

der uns jetzt öffnet und hiernach auch nur die geringste feindselige Reaktion erkennen lässt, unverzüglich über den Schädel zu schlagen, ein Verhalten, wie es nur in einer solchen Situation erwogen und verstanden werden kann. Nach einiger Zeit ungeduldigen Wartens geht dann knarrend die Tür auf, und es erscheint, auf einen Stock gestützt, ein uralter vollbärtiger Mann. «Chleb, Pan, Chleb!», bitten wir ihn um Brot und sind zugleich erleichtert, dass hier wohl alles friedlich ablaufen wird. Wortlos und prüfend blickt er uns an, wendet sich um und geht dann schlurfenden Schrittes langsam in sein Haus zurück, während wir hoffen, dass er auch wiederkommt. Und dann ist er wirklich wieder da und hält uns stumm, aber mit einer freundlichen Geste einen grossen Kanten Schwarzbrot entgegen. Was für ein Wechselbad der Gefühle! Wir reissen ihm das Brot fast aus den Händen, brechen es in zwei Teile und essen, essen, essen. Schon nach den ersten Bissen spürt man, wie neue Kräfte den Körper beleben, und in kürzester Zeit ist man – kaum zu fassen – praktisch soweit wieder hergestellt. Gerührt und mit überschwenglichem Dank verabschieden wir uns sodann von dem so gutherzigen Alten, den wir ohne Zweifel aus dem besten Schlaf gerissen haben, und der uns dennoch so freundlich und bereitwillig geholfen und uns nicht als Feinde, sondern nur als in Not geratene Menschen betrachtet hat, wie ich das ja schon mehrfach erlebt habe, als ich noch mit unserer Gruppe unterwegs war, und zuletzt, nachdem ich in das Haus in Wolozyn eingedrungen und dessen ungeachtet wider Erwarten so reich beschenkt worden bin. Man kann es immer nur wiederholen: Alles muss objektiv betrachtet werden! Keine Vorurteile, keine Ressentiments und vor allen Dingen keine Pauschalierungen!

Um nicht schon bald wieder in eine derart kräftezehrende Notlage zu geraten, und nicht abzusehen ist, wie man sich uns gegenüber auch künftig verhalten wird, beschliessen wir, uns in dem letzten Haus dieses so friedlichen Ortes schnell noch einen kleinen Brotvorrat zu beschaffen. Hier werden wir von einer Bäuerin ebenso freundlich, ja geradezu herzlich empfangen. Als ihr Blick auf unsere Flaschen mit dem bräunlichen Inhalt fällt, fordert sie diese von uns, giesst sie kopfschüttelnd aus, geht dann in den Stall neben dem Haus und bringt sie mit frischer Milch gefüllt zurück. Mit unbeschreiblichem Genuss trinken wir

sie sogleich bis auf den letzten Tropfen leer, wonach sie, verständnisvoll lächelnd, die Flaschen erneut füllt und uns dann auch noch ein Stück Brot mit auf den Weg gibt. Überaus dankbar nehmen wir Abschied von dieser so hilfsbereiten Frau und müssen uns nun aber unverzüglich nach einem Wald umsehen, den wir dann auch gerade noch rechtzeitig genug finden. An einer geeignet erscheinenden Stelle richten wir unseren Lagerplatz ein, tarnen ihn vorsichtshalber noch mit reichlich herumliegendem Tannenreisig und verstecken dann unsere Flaschen, das Brot und meinen Kochgeschirrdeckel in einem Loch im Waldboden, das wir zuletzt mit ein paar Ästen abdecken. Dann legen wir uns zufrieden zur Ruhe nieder und werden uns jetzt erst so richtig des unwahrscheinlichen Glücks bewusst, das wir in den letzten Stunden entwickelt haben, wie auch der nun wiedergewonnenen, heiss ersehnten Freiheit, die es nunmehr weiterhin zu bewahren gilt.

In den frühen Morgenstunden ist es empfindlich kühl und der Waldboden unangenehm feucht geworden, sodass wir kaum etwas Schlaf finden können. Wir haben uns ganz eng nebeneinandergelegt und mit meinem Drillichrock notdürftig zugedeckt, da Georg ja nur noch sein Uniformhemd besitzt. Nach kurzen Phasen unruhigen Schlafes dringen nun endlich die ersten, allerdings noch keineswegs wärmenden Strahlen der Morgensonne durch das Geäst. Fast ohne Unterbrechung gurren zahlreiche Wildtauben nicht weit entfernt, flattern immer wieder um unseren Lagerplatz herum und setzen sich häufig so nahe auf die Bäume, dass man sie leicht mit der Pistole abschiessen könnte, wenn man nur eine hätte. Das wäre dann eine willkommene Ergänzung unserer «Speisekarte». Schliesslich hätten wir ja unseren Kochgeschirrdeckel als «Bratpfanne» und meine wasserdicht verwahrten Streichhölzer für das notwendige Feuer. Aber seien wir zufrieden mit dem, was wir dank der grossherzigen Hilfe mitfühlender Menschen besitzen und hoffentlich auch weiterhin bekommen werden.

Das Verhalten der Wildtauben beunruhigt uns etwas, denn wenn sie hier ähnlich wie die Eichelhäher als «Polizei des Waldes» fungieren, dann könnte jemand in der Nähe vielleicht auf den Gedanken kommen, einmal nachzusehen, was wohl der Grund für das ständige Gegurre und Geflatter sei. Und wie viele Stunden müssen noch vergehen, bevor wir von hier wieder aufbrechen

können! Wir sind eben nach allem, was wir erlebt haben, äusserst vorsichtig und misstrauisch geworden, und jetzt natürlich ganz besonders um die Erhaltung der so mühsam zurückgewonnenen Freiheit besorgt. Aber nun wird es Zeit, erst einmal ein kleines Frühstück einzunehmen. Ein grösseres dürfen wir uns nicht erlauben, denn wir müssen unsere Schätze gut einteilen, weil man nie weiss, was der nächste Tag bringen wird. Also gibt es für jeden nur ein kleines Stück Brot und dazu ein paar Schluck Milch.

Von den Tauben einmal abgesehen, verläuft der Tag recht unruhig, und da sich unser Lagerplatz ziemlich nahe am Rande dieses offenbar nicht allzu grossen Waldes befindet, auch nicht ganz gefahrlos. Auf einer nahegelegenen Wiese spielen Kinder inmitten weidender Rinder, Erntewagen fahren vorbei und ein Reiter – zum Glück in Zivil – galoppiert direkt vor uns am Waldrand vorüber. Das alles sieht zwar recht friedlich aus, aber wir kommen zu dem Entschluss, unseren nächsten Lagerplatz doch etwas tiefer in den Wald zu verlegen, obgleich dann nur noch die unmittelbare Umgebung kontrolliert werden kann.

In den Nachmittagsstunden wird die Lage noch etwas ungemütlicher, als wir nicht weit entfernt deutlich Stimmen vernehmen, dann vereinzelt Schüsse fallen und einige Kugeln bedenklich nahe über uns in die Baumkronen klatzen. Wir beruhigen uns mit dem Gedanken, dass ja, wie schon erwähnt, häufig in der Gegend herumgeballert wird und man sich hier vielleicht auf der Jagd befindet, was durchaus möglich erscheint. Ein Wechsel des Lagerplatzes kommt jedenfalls nicht in Betracht, zumal bald danach wieder Ruhe eintritt, und so bleibt es auch bis in die Abendstunden.

Noch ehe es völlig dunkel wird, brechen wir auf, um uns in dem Wald ausreichend orientieren zu können, und mit unserer abenteuerlichen Fussbekleidung würden wir sonst auch ständig über herumliegende Äste, Baumstümpfe und sonstige Hindernisse stolpern. Mein grosser Zeh schmerzt noch immer etwas, ist aber zum Glück nicht gebrochen. Vorsichtig, jedem auf dem Boden liegenden Zweig ausweichend, schleichen wir lautlos einer Schneise entlang, die etwa in der gewünschten Richtung verlaufen könnte. Immer wieder bleiben wir kurz stehen, spähen nach allen Seiten und lauschen auf jedes verdächtige

Geräusch. Endlich haben wir den Wald durchquert und warten nun im Schutz der Bäume die Dunkelheit und das Erscheinen der ersten Sterne ab, denn ohne Kompass sind wir ja, wie gesagt, auf den «Grossen Bären» angewiesen, dem wir nun folgen. Wenn wir in dieser Richtung weiterlaufen, müssten wir etwa in den Raum zwischen Wilna und Lida gelangen, wo wir wieder auf eine neue, gefestigte Frontlinie zu stossen hoffen. Bis dahin wären es schätzungsweise noch 60 bis 70 Kilometer, die wir, wenn alles einigermaßen glatt verläuft, in gut einer Woche hinter uns bringen könnten. Ein Glück nur, dass wir nicht wissen, wie die Dinge in Wirklichkeit aussehen, und wie gewaltig wir uns irren!

Schmerzlich vermissen wir jetzt die Landkarte, die mir Leutnant Bauer hinterlassen hat, denn mit ihrer Hilfe würde man sicherlich wesentlich gezielter und vor allen Dingen auch gefahrloser vorankommen. Man wüsste rechtzeitig, welche Flüsse, Seen oder auch ausgedehnte Waldgebiete auf unserem Wege liegen, die man dann möglicherweise umgehen könnte, insbesondere grössere Orte und Landstrassen, in deren Umfeld sehr wahrscheinlich mit der Anwesenheit von Militär gerechnet werden muss, und dies umso mehr, je näher wir der Front kommen. So aber laufen wir praktisch ins Ungewisse hinein und sind auf die nicht immer zuverlässigen oder nur ungenauen Informationen der Bewohner angewiesen, deren Häuser wir zur Beschaffung von Lebensmitteln aufsuchen müssen.

Als wir dann an einem Waldstück vorbei kommen und nicht weit dahinter ein einzeln stehendes Haus erblicken, wollen wir gleich die günstige Gelegenheit nutzen, und unseren Brotvorrat ergänzen. Auf unser Klopfen öffnet sich ein Fenster und es erscheint der Kopf eines jüngeren Mannes, der uns gleich auf den ersten Blick gar nicht gefallen will. «Chleb wollen ihr? – nix viel!», sagt er wenig freundlich, bringt uns dann zwei ganz kleine Stückchen und grinst dabei höchst unangenehm. Irgendwie hat man das Gefühl, er wolle Zeit gewinnen. «Nur zwei Kamaratt sein? – Karabiner, Pistoll nix?», fragt er hintergründig, und da läuten bei uns sofort die Alarmglocken!

Jetzt nur die Ruhe bewahren, nicht ängstlich erscheinen und richtig reagieren, sage ich zu mir und deute sogleich auf den nahen Wald hinter uns: «Oh, bolsche Kamerad, viel Kamerad sein da, über hundert, alle mit Karabiner und Pistol, wir nur weg wegen Chleb, warten da auf uns!», sage ich und versuche

dabei, möglichst überzeugend zu wirken, was offenbar auch gelingt, denn er scheint uns die Geschichte zu glauben. Ohne den Eindruck zu hinterlassen, baldigst von hier wegzukommen, machen wir nach kurzem, sicher etwas gequältem Dank kehrt, wenden uns vorsichtshalber zunächst einmal dem Wald zu, in dem sich die «hundert Kameraden» befinden sollen, und schlagen erst hier wieder die alte Marschrichtung ein.

Einmal mehr hat sich gezeigt, wie unterschiedlich sich die Leute verhalten, und dass man keinesfalls leichtsinnig und arglos werden darf, auch wenn für eine Weile alles friedlich abläuft und man uns wie eben noch mit so grosser Hilfsbereitschaft begegnet ist. Bevor wir den nächsten Versuch unternehmen, etwas Brot zu bekommen, laufen wir ein ganzes Stück weiter, finden dann erneut ein einzelnes Haus, und hier verläuft dann alles wieder ganz anders. Die Bäuerin gibt uns nicht nur das ersehnte Brot, sondern überreicht uns auch noch vier Eier, von denen Georg, sicher freudig erregt, leider eins fallen lässt, worüber er sich den ganzen folgenden Tag masslos ärgert und die grössten Vorwürfe macht. Wir erhalten ausserdem noch ein paar Kartoffeln und reichlich Milch, mit der wir sogar noch unsere Flaschen auffüllen können. Und um das Mass der liebevollen Versorgung voll zu machen, schenkt uns diese so rührend um unser Wohl bemühte Frau auch noch einen kleinen Leinensack, nachdem sie bemerkt hat, wie schwierig sich die Unterbringung unserer Schätze gestaltet. Mit besonders grosser Dankbarkeit verabschieden wir uns dann von ihr, suchen den «Grossen Bären» und setzen unseren Marsch fort. Da wir keinen Weg finden, der in der gewünschten Richtung verläuft, gehen wir wie so häufig querfeldein. Ein Stacheldrahtzaun, der ein grösseres Feld vor uns umgrenzt, könnte sicher ohne besondere Schwierigkeiten überwunden oder auch umgangen werden, aber Georg, offenbar noch immer frustriert wegen des Missgeschicks mit dem Ei, tritt einfach wütend gegen die morschen Holzpfähle und erledigt hiermit die Angelegenheit auf seine Weise. Nicht gerade die beste Lösung, einerseits wegen der dabei verursachten Geräusche und andererseits, weil wir es grundsätzlich vermeiden müssen, irgendwelche Spuren zu hinterlassen, auf jeden Fall aber in der Nähe eines Lagerplatzes. Doch mitunter gehen einem eben die Nerven durch, man ist gereizt, ungeduldig und missmutig, was nach all den



*Nach dem deutschen Zusammenbruch stossen die Sowjets bis
September 1944 zur Linie Narew-Schauen nach Westen vor.*

zurückliegenden Geschehnissen und insbesondere bei den Gedanken an das,
was noch vor uns liegt, unvermeidlich und verständlich ist.

22. Juli

Noch ehe es langsam hell zu werden beginnt, bemerkt Georg hinter einem Haus ein kleines Nebengebäude, wie uns das in dieser Art bisher noch nirgendwo begegnet ist und sich bei näherer Betrachtung als ein Vorratskeller erweist. Obwohl wir eben erst so gut versorgt worden sind, können wir es uns nicht verkneifen, diese Neuentdeckung kurz zu inspizieren, zumal hierbei die Bewohner nicht in ihrer Nachtruhe gestört werden. Vorsichtig steigt Georg die wenigen Stufen hinunter und erscheint kurz danach mit einem kleinen Tongefäß in den Händen. Da es noch zu dunkel ist, um den Inhalt genauer zu identifizieren, tauche ich den Zeigefinger hinein und spüre eine weiche Masse. Eine Kostprobe führt zu keinem eindeutigen Ergebnis, schmeckt ähnlich wie Butter, aber auf jeden Fall dürfte es sich um ein fetthaltiges Produkt handeln und somit für uns von grösstem Wert.

Als wir dann in einem Wald einen besonders gut geeigneten, von Tannen dicht umgebenen Lagerplatz finden, entschliessen wir uns dazu, noch in den frühen Morgenstunden ein Feuer zu machen, um uns ein für die Verhältnisse geradezu opulentes Frühstück zu genehmigen. Die Masse in dem Tontopf erweist sich tatsächlich als zwar etwas inhomogene und ziemlich wasserreiche Butter, offenbar noch «in statu nascendi», aber völlig in Ordnung und ganz hervorragend im Geschmack. Mit höchstem Genuss verzehren wir also erst einmal ein ordentliches Butterbrot mit fast mehr Butter als Brot. Wenn ich mir früher zu Hause einen derartigen Aufstrich erlaubt hätte, würde mir mein «alter Herr» mit Sicherheit hierzu einige passende Worte gesagt haben. Aber wir haben – vielleicht in einer Art Trotzreaktion – einfach das Bedürfnis, einmal richtig «über die Verhältnisse» zu leben.

Georg hat nun endlich sein Stimmungstief überwunden, und so gehen wir jetzt daran, uns Rührei mit Bratkartoffeln zu bereiten. Es ist ja alles da, drei Eier, ausreichend Kartoffeln und die nötige Butter. Also her mit dem Sack und 'raus mit den Kartoffeln, die wir vor wenigen Stunden sicherlich noch roh und mitsamt der Schale verzehrt hätten. Doch nun leistet mir meine verrostete Rasier Klinge beim Schälen ihre Dienste, auch wenn dies natürlich nur sehr langsam vonstatten geht. Aber wir haben ja Zeit, sehr viel Zeit. Da wir, wie gesagt,

nur etwa 4 bis 5 Stunden für unsere nächtlichen Märsche zur Verfügung haben, bleiben also rund 20 Stunden Wartezeit in unseren Verstecken, die sehr oft von nicht geringer Unruhe und Spannung erfüllt sind, weil fast immer damit zu rechnen ist, dass man das Lager bei drohender Gefahr aufgeben und dann bei Helligkeit nach einem neuen Unterschlupf Ausschau halten müsste, mit allen hiermit verbundenen Problemen.

Im Augenblick scheinen wir hier aber nichts befürchten zu müssen, und so sammeln wir schnell etwas trockenes Holz und entfachen mit meinen Streichhölzern aus der wasserdichten Plastikdose ein kleines Feuer. Den Griff des Kochgeschirrdeckels haben wir mit einem kurzen Ast verlängert und können ihn somit über die Flammen halten, ohne uns die Finger zu verbrennen. Schon bald verbreiten die Kartoffeln, mit der Butter angebraten, einen verführerischen Duft, und als wir dann die Eier darüber schlagen und das Ganze durchrühren, können wir es kaum noch erwarten, uns dieses Produkt unserer Kochkunst einzuverleiben.

Aus jenem Stück Blech, das ich während des Arbeitseinsatzes in Wolozyn gefunden hatte, habe ich mir einen Löffel zurechtgebogen, der zwar nur mit einiger Phantasie als solcher bezeichnet werden kann, hier aber seinen Zweck voll erfüllt, zunächst einmal beim Durchrühren und dann zum Essen, wobei wir abwechselnd immer nur 3 Löffel voll verzehren, damit der andere nicht zu lange warten muss. Wunderbar gesättigt legen wir uns sodann auf die faule Haut, zufrieden auch, etwas so Tolles fabriziert zu haben. In unserer Situation sind solche kleinen Erfolgserlebnisse von nicht geringer Bedeutung, denn sie stärken Zuversicht und Selbstvertrauen und damit letztlich auch den Durchhaltewillen.

Die Gedanken gehen zurück in die Tage der Gefangenschaft und führen zu der Erkenntnis, wie richtig der Entschluss gewesen ist, ihr unter allen Umständen entkommen zu wollen. Zunächst einmal sind wir wieder in Freiheit, können unser Schicksal weitgehend selbst in die Hand nehmen und darauf hoffen, mit allerdings sehr viel Glück letztendlich auch ans Ziel zu gelangen. Auf jeden Fall sind wir davon überzeugt, dass alle noch vor uns liegenden Entbehungen und Gefahren eher zu akzeptieren sind als das trostlose Dasein in einem sowjetischen Gefangenenlager mit ungewisser Dauer und einer durchaus fragwürdigen Überlebenschance.



Überführte Kollaborateure besaßen keine Überlebenschance, insbesondere, wenn sie als «Starosten» (Orts- und Dorfbürgermeister) und im Polizeidienst tätig waren, oder gar bei der Partisanenbekämpfung aktiv beteiligt gewesen sind.

Wie mag es wohl jetzt den Kameraden ergehen, die sicher inzwischen das Lager in Minsk erreicht haben, und wie viele mögen dort nicht angekommen sein! Wird «Jonny» den langen Marsch durchgestanden haben? Ähnlich wie in Moskau gab es, wie später bekannt geworden ist, auch hier einen «Triumphzug» durch die Stadt, wobei etliche sich stark ereifernde Zuschauer die Gefangenen bespuckt und mit Steinen und sonstigen Gegenständen beworfen haben, sicherlich wohl nicht zuletzt, um der Roten Armee gegenüber «Gesinnungstreue» zu demonstrieren, nachdem man in den Jahren der Besetzung nicht selten mit uns zusammengearbeitet hat und nun die überall praktizierten rigorosen Vergeltungsmassnahmen befürchten muss, was insbesondere für die antikommunistisch orientierten Anhänger der «Weissrussischen Selbsthilfe-Organisation» zutrifft.

Das deutlich in Erscheinung getretene einvernehmliche Verhalten ist zweifelsohne auch der relativ moderaten Amtsführung des Generalkommissars für Weissruthenien Wilhelm Kube zuzuschreiben, der damit nicht nur den Absichten der Sowjets im Wege stand, sondern gleichermassen den Vorstellungen der Sicherheitsorgane der SS und der Einsatzgruppen, über deren radikale Massnahmen er sich freimütig dahingehend geäussert hat, «dass diese Art des Vorgehens eines Deutschlands von Kant und Goethe unwürdig sei». Daraufhin diskreditierte man ihn als völlig unfähig für die Arbeit in seinem Amt u.a. mit der Begründung, «dass er Juden die Hand gereicht und an jüdische Kinder sogar Bonbons verteilt habe».

In Erkenntnis der verständlicherweise höchst unerwünschten Kommunikationsbereitschaft nicht unerheblicher Teile der Bevölkerung wurde in Moskau der unter Leitung von P.K. Ponomarenko stehende «Zentrale Stab der Partisanenbewegung» dazu aufgefordert, Kubes Beseitigung in die Wege zu leiten. Zunächst hatte man einen Giftmord durch eine in seiner Küche angestellte Russin geplant, der dann aber verworfen wurde, weil auch andere hier eingesetzte russische Arbeitskräfte die gleiche Kost erhielten. Am 22. September 1943 fiel er schliesslich einem Sprengstoffattentat zum Opfer, als ihm sein Dienstmädchen Ossipowa, dem er sein volles Vertrauen entgegenbrachte, unter Mitwirkung der Partisanen Masanik, Drozd und Trojan eine Mine unter das Kopfkissen gelegt hat.

Die Versuche Moskaus, eine Zusammenarbeit der Bevölkerung mit uns zu unterbinden und gleichzeitig den Partisanen vermehrt Zulauf zu verschaffen, gingen so weit, dass man durch Sonderkommandos in deutschen Uniformen häufig die Bewohner ganzer Ortschaften brutal liquidiert hat, selbst wenn sie nicht mit uns kollaboriert, sondern sich allenfalls für die Verrichtung alltäglicher und völlig belangloser Tätigkeiten zur Verfügung gestellt haben oder auch hierzu aufgefordert worden sind. Bei diesen Aktionen hat man immer einige wenige am Leben gelassen, damit diese dann als Zeugen von den «Untaten der Faschisten» berichten konnten. Wie hierbei vorzugehen ist, wird in allen Einzelheiten durch den sogenannten «Fackelmänner-Befehl» Stalins Nr. 0248 vom 17.11.1941 wie folgt geregelt:

1. Alle Siedlungspunkte, an denen sich deutsche Truppen befinden, sind auf 40 bis 60 Kilometer ab der Hauptkampflinie in die Tiefe zu zerstören und in Brand zu setzen, 20 bis 30 Kilometer rechts und links von den Wegen. Zur Vernichtung der Siedlungspunkte im angegebenen Radius ist die Luftwaffe hinzuzuziehen, sind Artillerie und Granatwerfer grossflächig zu nutzen, ebenso die Kommandos der Aufklärung, Skiläufer und Partisanen-Diversionsgruppen, die mit Brennstoffflaschen ausgerüstet sind. Die Jagdkommandos sollen, überwiegend aus Beutebeständen in Uniformen des deutschen Heeres und der Waffen-SS eingekleidet, die Vernichtungsaktionen ausführen. Das schürt den Hass auf die faschistischen Besatzer und erleichtert uns die Anwerbung von Partisanen im Hinterland der Faschisten. Es ist darauf zu achten, dass Überlebende Zurückbleiben, die über «deutsche Greuelthaten» berichten können.

2. Zu diesem Zweck sind in jedem Regimentjagdkommandos zu bilden, in Stärke von 20 bis 30 Mann mit der Aufgabe, Sprengung und Inbrandsetzung der Siedlungsgebiete durchzuführen. Es müssen mutige Kämpfer für diese Aktionen der Vernichtung von Siedlungspunkten ausgewählt werden. Besonders jene, die hinter den deutschen Linien in gegnerischen Uniformen Siedlungspunkte vernichten, sind zu Ordensverleihungen vorzuschlagen. In der Bevölkerung ist zu verbreiten, dass die Deutschen die Dörfer und Ortschaften in Brand setzen, um die Partisanen zu bestrafen.

Es wird hier also in beträchtlichem Umfang praktiziert, was man unter dem Begriff «Verbrannte Erde» versteht, wozu dann noch die umfangreichen Zerstörungen kommen, welche auf das Konto der Partisanen gehen und – ganz abgesehen von den massiven Schäden, die bei Kampfhandlungen zwangsläufig von beiden Seiten verursacht werden – vor allem auch jene Vernichtungsaktionen, die auf ausdrücklichen Befehl Stalins von seinen Leuten ganz gezielt im Verlauf der Rückzüge insbesondere in der ersten Phase des Krieges durchgeführt worden sind und sich so weit als möglich auf alles erstreckt haben, was uns irgendwie von Nutzen hätte sein können, bis hin zur Niederbrennung und Beschiessung von Dörfern und sogar einzelnen Häusern, die uns in den Winter-

monaten als Unterkünfte dienen könnten, ohne Rücksicht auf hier noch verbliebene Bewohner.

Kein Wunder also, wenn in Anbetracht solcher Praktiken gegenüber den eigenen Leuten von den Rückkämpfern, insbesondere wenn sie den Partisanen in die Hände fallen, nur ganz wenige auf eine Überlebenschance hoffen können. Und von den 55.000 Gefangenen, die in Moskau vorgeführt worden sind und danach in die einzelnen Lager abtransportiert wurden, ist, wie sich später herausstellen wird, noch nicht einmal die Hälfte wieder in die Heimat zurückgekehrt. Wenn man dies alles überdenkt, dann wird deutlich, wie begründet und verständlich von Anfang an unser Bemühen war – und nun weiterhin ist – sich die Freiheit zu erhalten oder, wie in unserem Fall, wieder zurückzugewinnen und unter allen Umständen zu versuchen, das angestrebte Ziel auch zu erreichen. Auf jeden Fall können wir vergleichsweise unsere gegenwärtige Daseinsform geradezu als ein Geschenk des Himmels betrachten, und wenn wir dann auch noch heil ankommen sollten, müsste man dies wirklich so bezeichnen! Wie erhofft, verläuft der Tag ohne besondere Vorkommnisse, nur ein paar Wildtauben flattern hin und wieder einmal gurrend um unseren Lagerplatz, was uns dann immer etwas beunruhigt aufmerken lässt. Wir haben somit die Möglichkeit, uns unbehelligt einigen notwendigen Tätigkeiten zuzuwenden. Meine Schirmmütze zum Beispiel lässt die erwarteten ersten Verschleisserscheinungen erkennen, und daher umwickle ich sie nun mit dem Stoffrest, den Georg glücklicherweise in dem Keller unseres Lagers entdeckt und sich daraus gleich seine Fussbekleidung gefertigt hat, und von dem ich mir vorsorglich auch ein Stück mitgenommen hatte. Zuletzt befestige ich das Ganze dann wieder mit dem Kabeldraht, und so erweist sich einmal mehr, wie wichtig es für unser Vorhaben gewesen ist, rechtzeitig nach jedem auch nur annähernd brauchbar erscheinenden Objekt Ausschau zu halten, denn fast alles, was wir uns besorgt oder angefertigt haben, kann nun in irgendeiner Form Verwendung finden. Aber auch künftig müssen wir uns ständig nach nützlichen Dingen umsehen, was immer das auch sein mag.

Ein sorgenfreier, geradezu als erholsam zu bezeichnender Tag geht nun zu Ende. Es war der Tag, an dem vor einem Monat die grosse russische Sommeroffensive im Raum um Witebsk begonnen hat.

23. Juli

Bei noch ausreichender Helligkeit haben wir unseren schönen Lagerplatz verlassen und den recht ausgedehnten Wald problemlos durchquert. Inzwischen ist es völlig dunkel geworden, und soeben gehen wir ziemlich unbesorgt und – glücklicherweise – fast lautlos am Rande eines Getreidefeldes entlang, als plötzlich etwa 10 bis 15 Meter vor uns ein kleines gelbliches Flämmchen aufzuckt und danach als rot glühender Punkt bestehen bleibt. Jemand hat sich eine Zigarette angezündet! Wie erstarrt bleiben wir stehen, warten ein paar Sekunden und weichen dann ganz langsam Schritt für Schritt zurück, die brennende Zigarette dabei unablässig im Auge behaltend. Der glühende Punkt folgt uns offensichtlich nicht, und so machen wir nun vorsichtig eine Kehrtwendung, laufen erst wie üblich zunächst ein ganzes Stück ostwärts, schlagen sodann einen weiten Bogen und orientieren uns danach wieder nach Westen.

Auf jedes Geräusch achtend und nach allen Seiten in die kohlschwarze Dunkelheit blickend, geht es nun weiter. Wir müssen jetzt höllisch aufpassen, denn in der Gegend vor uns sind deutlich Stimmen zu vernehmen, begleitet vom Knallen vereinzelter Schüsse, deren grüne Leuchtspur senkrecht zum Himmel steigt, was auf ein Signal hindeuten könnte. Grösste Vorsicht ist also geboten! Zum Glück verrät ja die Leuchtspur hinreichend genau den Standort der betreffenden Person, so dass wir ihr rechtzeitig und weit genug ausweichen können. Es kann sich hier sowohl um Partisanen als auch um harmlose Jäger handeln, die sich auf einer nächtlichen Pirsch befinden und ihren jeweiligen Standort sicherheitshalber mit der Leuchtspur markieren. Was auch immer, wir müssen das freie, deckungsarme Gelände so schnell wie möglich hinter uns lassen und im nächsten Wald verschwinden. Schneller als erwartet finden wir, was wir suchen, und bahnen uns nun äusserst mühsam zwischen den Bäumen unseren Weg, zunächst auf gut Glück, da uns ja die Sterne verborgen bleiben, aber bald stossen wir auf eine Schneise und erblicken erleichtert genau vor uns den «Grossen Bären», dem wir nun folgen.

Plötzlich hören wir nahe vor uns das Geräusch knackender Zweige. Sofort liegen wir flach und kriechen unter den nächsten Baum in Deckung. Im fahlen Mondlicht tauchen Schatten auf, zwei, vier, immer mehr, und schliesslich zie-

hen etwa 25 bis 30 Gestalten, Mann hinter Mann, nur wenige Meter entfernt und auffallend eilig an uns vorüber. Waffen und Stahlhelme blitzen kurz auf, und bei jedem Schritt hört man das metallische Klappern sonstiger Ausrüstungsgegenstände. Wir wagen kaum zu atmen. Sind es Rotarmisten eines nächtlichen Suchkommandos oder deutsche Landser, die sich gleich uns auf dem Weg nach Westen befinden? Wahrscheinlich trifft dies eher zu, aber wir können es nicht wagen, uns hiervon zu überzeugen. Das Risiko erscheint uns doch zu gross, und anschliessen würden wir uns ihnen ohnehin nicht, denn Gruppierungen dieser Grössenordnung werden, wie sich dies ja kürzlich gezeigt hat, mit grosser Wahrscheinlichkeit früher oder später vor kaum lösbare Probleme gestellt, auf jeden Fall aber in unmittelbarer Frontnähe, sofern man sich nicht rechtzeitig aufteilt. Also warten wir ab, bis die Gruppe in der Dunkelheit untergetaucht ist, und setzen dann unseren Marsch fort.

Gleich hinter dem Wald befindet sich eine kleine Ansiedlung mit einigen ziemlich weit voneinander entfernt liegenden Gehöften, also recht günstig für einen Besuch zwecks Beschaffung von Lebensmitteln, woran allmählich wieder gedacht werden muss.

Das erste Haus ist offensichtlich unbewohnt, jedenfalls reagiert niemand auf unser mehrfaches Klopfen, und als wir uns dem zweiten nähern und ich dann das kleine Tor des Staketenzaunes öffnen will, fängt ein im Dunkeln unsichtbarer Hund ebenso laut wie böartig zu bellen an, worauf wir uns unverzüglich verabschieden. «Cave canem!» heisst es ja schliesslich, und das sollten gerade wir besonders beachten! Während wir das nächste Gehöft aufsuchen wollen, kläfft das unfreundliche Biest noch immer hinter uns her, weshalb wir uns gleich dem letzten zuwenden, wonach endlich Ruhe eintritt. Natürlich haben wir das Bellen von Hunden grundsätzlich immer als einen Unsicherheitsfaktor betrachtet, aber hier haben wir dieses Gefühl weniger, sicherlich auch deshalb, weil der kleine, von viel Wald umgebene, geradezu idyllisch gelegene Ort einen durchaus friedlichen und überdies erfreulich gepflegten Eindruck macht. Und so auch das Haus, vor dem wir nun stehen.

Auf unser leises Klopfen öffnet sich die Tür, und wir erblicken zwei ältere Frauen, oder sagen wir ruhig Damen, wenn man deren Erscheinungsbild in Betracht zieht. Ziemlich irritiert finden wir zunächst nicht die passenden Worte

und möchten auch nicht gleich nach Lebensmitteln fragen, um nicht unhöflich zu erscheinen, ganz abgesehen davon, dass wir momentan auch keinen nennenswerten Hunger verspüren, im Gegensatz zu vorangegangenen Hausbesuchen. Ein Gespräch will also nicht so recht in Gang kommen, bis dann etwas absolut Unerwartetes geschieht, als eine der beiden Frauen, unsere Verlegenheit und Unschlüssigkeit erkennend, die Frage an uns richtet: «Parlez vous français?» – «Oui, oui, un peu!», antworte ich total überrascht, denn hier auf Französisch angesprochen zu werden, das hätte ich mir nun wirklich nicht träumen lassen. Aber damit ist der Bann gebrochen, und sogleich bittet man uns mit einer einladenden Geste, doch näher zu treten. Unglaublich dies alles, und was für ein Gefühl, ganz wie in normalen Zeiten als normale Menschen betrachtet zu werden, wo wir doch, Landstreichern durchaus vergleichbar, keinen allzu vertrauenswürdigen Anblick bieten dürften, insbesondere mit Blick auf unsere wahrhaft abenteuerliche Fussbekleidung! Um so erstaunlicher, nein bewundernswerter ist das Verhalten dieser beiden Frauen, die uns wohl doch als deutsche Soldaten erkannt haben und somit natürlich genau wissen, welches Risiko sie eingehen, wenn sie uns nicht nur in ihr Haus einlassen, sondern auch noch mit Lebensmitteln versorgen werden, wie wir dies gewiss nicht zu Unrecht erhoffen können.

Wir stellen uns nun erst einmal vor, wie man das von früher her so gewohnt ist, was allerdings unter den gegebenen Umständen wohl ziemlich grotesk wirken mag, betreten dann verständlicherweise auch wieder leicht verunsichert das Wohnzimmer und werden hier mit einem Anblick konfrontiert, der uns nach allem, was wir rückblickend zu Gesicht bekommen haben, gleichsam in eine andere Welt versetzt. Das blitzsaubere Zimmer ist sehr ansprechend eingerichtet. Gleich neben der Tür steht ein stattliches Küchenbuffet mit vielen schönen Gläsern, daneben eine Kommode mit einem Messingleuchter und bunten Tellern an der Wand und gegenüber ein kleiner Bücherschrank. Auch eine Wanduhr ist vorhanden, ein alter Regulator, der wohl gleichfalls bessere Zeiten gesehen haben mag. Ich wundere mich nur, dass seine Zeiger bereits auf 2 Uhr nach Mitternacht stehen, und auf meine Frage, ob es denn schon so spät sei, erhalte ich zur Antwort, dass die Uhr immer zwei Stunden vorgeht, weil hier die Moskauer Zeit gilt, woran ich natürlich nicht gleich habe denken können.

In der Mitte des Raumes steht ein massiver, mit Wachstuch überzogener Tisch, auf dem eine Petroleumlampe ein behagliches Licht verbreitet, was nun allerdings entsprechende Vorsichtsmassnahmen erforderlich macht, und so gehen die beiden Frauen sogleich daran, die Fenster sorgfältig mit Woldecken zu verhängen. Danach setzen wir uns alle zusammen und kommen schnell miteinander ins Gespräch, wobei ich erfreulicherweise noch unerwartet viele französische Vokabeln aus der Versenkung hervorzuholen vermag, und wenn auch Grammatik und Ausdruck vielleicht nicht immer gehobenen Ansprüchen genügen dürften, so können wir uns doch ganz gut verständigen. Da Georg nur über englische Sprachkenntnisse verfügt, übernehme ich das Gespräch und übersetze ihm immer gleich das Wesentliche.

Bei den beiden Polinnen handelt es sich, wie wir erfahren, um ehemalige Lehrerinnen, die hier in dem kleinen nahe der «Curzon-Linie» gelegenen Ort ihren Lebensabend verbringen.¹⁵

Wichtigstes Thema ist natürlich die militärische Lage, also berichte ich zunächst kurz, dass wir vor einigen Tagen aus einem Gefangenlager in Wolozyn entkommen konnten und nun hoffen, die im Raum Wilna-Lida vermutete Front zu erreichen. Auf meine Frage, wie weit es wohl bis dahin noch wäre, erhalten wir zur Antwort: «Soixante kilomètres, messieurs, environ», worauf sich die «messieurs» zwar recht angenehm berührt, in Anbetracht ihres Äusseren allerdings einen fragenden Blick zuwerfen.

Was nun die genannte Entfernung anbetrifft, so haben wir sie also kürzlich mit 60-70 Kilometern recht zutreffend geschätzt. Als ich dann weiter nachfrage, ob sie vielleicht erfahren hätten, wo ungefähr sich in diesem Raum die Front befinden würde, lautet die niederschmetternde Antwort: «Oh non, ne pas ici

¹⁵ Curzon, George (1859-1925), von 1919-1924 britischer Aussenminister, legte 1919 bei Beginn der Auseinandersetzungen zwischen Russland und Polen eine nach ihm benannte, die ethnischen Gegebenheiten berücksichtigende Demarkationslinie fest, die bei den noch während des Russisch-Polnischen Krieges (1920/21) geführten Vorfridensverhandlungen am 12. Oktober 1920 als vorläufige Grenze in Betracht gezogen und dann im Friedensvertrag von Riga am 18. März 1921 mit Änderungen zugunsten Polens endgültig festgesetzt worden ist. Die Curzon-Linie wurde auch in dem geheimen Zusatzprotokoll des HitlerStalin-Paktes vom 23. August 1939 der hier fixierten deutsch-sowjetischen Interessengrenze zugrunde gelegt.

messieurs, les Russes se trouvent déjà sur le territoire entre Grodno et Kowno, devant le Njemen, et Grodno est occupé, on dit». ¹⁶

Als ich Georg das mitteile, bricht es aus ihm heraus: «Was, an der Memel? Mann, das kann doch wohl nicht wahr sein!» Aber es ist leider wahr, und das bedeutet für uns, dass wir jetzt nicht nur 60 sondern noch etwa 150 Kilometer zurückzulegen haben, die unvermeidbaren Umwege nicht mitgerechnet. Und hierfür dürften wir mit Sicherheit wohl drei Wochen benötigen, weil die Körperkräfte kontinuierlich nachlassen und somit die täglichen Marschleistungen umso kürzer werden, je mehr wir uns unserem Ziel nähern, wobei überhaupt nicht vorherzusehen ist, welche zeitaufwendigen Verhältnisse wir im Nahbereich der russischen HKL vorfinden werden. Nun wird auch verständlich, warum wir bisher nicht das geringste Zeichen einer Front bemerkt haben, und auch in ihrem weiten Hinterland keine mit ihr in Verbindung zu bringenden Aktivitäten.

Es ist wirklich kaum zu fassen und psychisch nur mit einem unbeugsamen Willen zu verkraften, wenn man sich vor Augen hält, dass wir seit dem Ausbruch aus dem Kessel von Minsk, also dem Beginn des so beschwerlichen Fussmarsches, in gut zwei Wochen gerade etwa 100 Kilometer hinter uns gebracht haben, und nun besagte 150 Kilometer vor uns liegen, immer vorausgesetzt, dass die Front an der Memel auch wirklich gehalten werden kann, zumindest so lange, bis wir sie erreichen. Niedergeschlagen und völlig desillusioniert bitte ich dann um weitere Informationen, und daraufhin erfahren wir etwas ganz Unglaubliches, was vollständig neue Aspekte eröffnen würde und uns geradezu die Sprache verschlägt. Man sagt uns, dass seit einigen Tagen England und die USA auf deutscher Seite gegen die Sowjets kämpfen würden. Ich glaube, nicht richtig verstanden zu haben, und frage daher, ob denn das wirklich der Fall sei. «Oui, oui, c'est ça!», es stimmt, sagen die beiden Frauen, so vollständig davon überzeugt, dass man meinen könnte, sie hätten die Meldung eben erst im Radio gehört. Und weiter heisst es: Die Waffen- und sonstigen Materiallieferungen

16 Grodno (50.000 Einwohner), weissrussische Stadt an der Memel (Njemen), ist bereits vor einer Woche, am 16. Juli, also zwei Tage bevor wir in Wolozyn in Gefangenschaft geraten sind, von der eingangs erwähnten 50. Armee unter Generalleutnant Boldin eingenommen worden. Kowno (Kaunas), bis 1940 litauische Hauptstadt (200.000 Einwohner), gleichfalls an der Memel gelegen, wird dagegen erst am 31. Juli von den Sowjets in Besitz genommen.

der USA an die Sowjetunion seien schon vor einiger Zeit eingestellt worden, und – absoluter Höhepunkt insbesondere für uns hier – englische Truppen wären bereits in Litauen auf dem Vormarsch, und auf dem Flugplatz von Olita (Alytus) – und das liegt nun genau in unserer Marschrichtung zwischen Grodno und Kowno an der Memel – seien die ersten britischen Flugzeuge gelandet und in aller Kürze zum Einsatz bereit. Also, das wär's ja dann wohl. Wir marschieren einfach weiter, die Engländer kommen uns zügig entgegen, und irgendwo fallen wir ihnen dann übergücklich um den Hals.

Diese «neue Lage», sagt man uns, würde überall von den Sowjets verbreitet, was auch von anderen Rückkämpfergruppen bestätigt worden ist. So völlig unausdenkbar erscheint das Ganze aber auch nicht. Schliesslich ist den Alliierten der gigantische Aufmarsch der Sowjetarmeen im Frühjahr und Sommer 1941 ja keineswegs verborgen geblieben, und als daraufhin warnende und besorgte Stimmen laut wurden, hiess es jedoch: «Germany first!» Was auch immer, in unserer Lage ist man natürlich zunächst einmal geneigt, derartigen Gerüchten einen gewissen Wahrheitsgehalt beizumessen und sich nur zu gern der Hoffnung auf eine vielversprechende Entwicklung der Dinge hinzugeben.

Georg betrachtet die ganze Geschichte allerdings recht skeptisch: «Mann, meinst du denn wirklich, dass man das alles glauben kann?» «Warum eigentlich nicht?», antworte ich, «die Ami's, und vor allem die Engländer, haben halt klar erkannt, was da auf sie zukommt, wenn die Sowjets weiter nach Westen Boden gewinnen, und denken wahrscheinlich, dass wir mit unserer Kunst am Ende sind, und schliesslich haben die ja auch mitbekommen, was da in Russland alles über die Bühne gegangen ist mit der GPU und den Säuberungen und dem Terror in den ganzen Jahren – und jetzt haben sie eben Manschetten bekommen und drehen den Spiess einfach um.» Mag sein, was will, wir machen so weiter wie bisher und warten ab, was an der ganzen Sache dran ist.

Unsere Gastgeberinnen bringen uns nun, ohne dass wir sie darum gebeten hätten, noch ein stattliches Käsebrot und reichlich Milch dazu, was wir mit grossem Genuss zu uns nehmen. Die Art und Weise, wie man uns hier aufnimmt, lässt einen wirklich fast vergessen, wie unsere Lage tatsächlich einzuschätzen ist. Gern hätten wir noch einiges mehr erfahren, insbesondere über die Verhält-

nisse in der näheren Umgebung, aber inzwischen ist es schon reichlich spät geworden, und wir können die Gastfreundschaft der alten Damen nicht unzumutbar lange strapazieren. Der Regulator zeigt bereits 3 Uhr, also ist es jetzt genau 1 Uhr, da er ja immer zwei Stunden vorgeht. Meiner Anfrage, ob wir vor unserem Weitermarsch am Abend noch einmal kurz vorbeikommen dürften, wird mit aufrichtiger Freundlichkeit zugestimmt. Also brechen wir nun mit herzlichen Dankesworten auf, um den Tag in einer nahegelegenen Scheune zu verbringen, auf die man uns hingewiesen hat.

24. Juli

Vorsichtig, uns nach allen Seiten umblickend, nähern wir uns im Mondlicht der hölzernen Scheune, öffnen geräuschlos das Tor und schliessen es sofort wieder hinter uns. Drinnen ist es stockdunkel, und so müssen wieder einmal meine Streichhölzer hervorgeholt werden, die uns schon so gute Dienste geleistet haben. Georg dreht schnell mit etwas Stroh einen Fidibus zusammen und zündet ihn an, wonach wir uns ausreichend orientieren können. Etwa die Hälfte der Scheune ist mit Heu und Stroh bis fast unter das Dach gefüllt, und so arbeiten wir uns nun etwas mühsam bis ganz nach oben, weil wir uns dort am sichersten fühlen. Herrlich warm ist es hier ausserdem. Etwa 20 Stunden liegen nun wieder vor uns, in denen wir nichts weiter tun können als abzuwarten, bis endlich die Dunkelheit hereinbricht. Unterhalten dürfen wir uns wie immer nur sehr leise, und im Übrigen wird die Wartezeit mit viel Schlafen und Nachdenken über unsere Zukunft ausgefüllt.

Natürlich beschäftigt uns heute in erster Linie die Frage, was von der Mitteilung über den angeblichen Frontwechsel unserer Gegner im Westen zu halten ist. Ich kann mir jedenfalls nicht denken, dass die beiden Polinnen, die man doch als durchaus realistisch urteilend einschätzen kann, sich derart überzeugt über die Richtigkeit dieser Meldung geäußert hätten, wenn daran nicht etwas wahr wäre. (Wie zu einem späteren Zeitpunkt bekannt wurde, ist in der Endphase des Krieges tatsächlich über dieses Thema diskutiert worden). Während ich also eine Möglichkeit sehe, die Dinge optimistisch zu betrachten, bleibt

Georg nach wie vor skeptisch und meint: «Kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen; England hat uns doch letzten Endes genauso wie 1914 den Krieg bloss wegen seiner altbekannten Balance of Power erklärt, weil wir ihnen eben inzwischen wieder viel zu stark geworden sind, glauben die jedenfalls; wirtschaftlich vor allem – militärisch natürlich auch, klarer Fall – also, die woll'n uns doch nur wegen der Konkurrenz fertig machen, wie damals 14/18, hab' ich doch gesagt – völlig egal, wer da bei uns grade am Ruder sitzt».

So habe ich Georg überhaupt noch nicht kennen gelernt, eher mehr introvertiert, etwas wortkarg, allerdings auch ziemlich leicht reizbar, was in unserer Lage ja auch verständlich ist. «Und dann die Sache mit der Polengarantie»,¹⁷ fährt er fort, «die kannst'e doch glatt vergessen – alles für die Katz'. Das ging denen doch gar nicht um Polen – dafür haben die keinen Finger krumm gemacht – hat man ja gesehen – keine Patrone haben die geliefert, und keine einzige Bombe geschmissen, oder hast'e davon was gehört? Und als der Iwan dann zuletzt noch nur eben von der anderen Seite gekommen ist, da hat doch kein einziger Hund mit dem Schwanz gewedelt!» «Mensch, nicht so laut!», ermahne ich Georg, der sich richtig in Rage geredet hat, und erwidere dann: «Stimmt ja alles, klar, aber jetzt sind wir doch praktisch keine Konkurrenz mehr. Unsere grösseren Städte sind doch inzwischen so ziemlich komplett im Eimer, mitsamt ihrer Industrie, wenn da überhaupt welche war, und militärisch sieht's ja auch nicht eben rosig für uns aus; und wenn man bedenkt, was grade hier bei uns los ist, mein lieber Mann! Und bis wir dann wieder mal auf die Beine kommen, dauert das Jahre. Im Osten ist ja noch so ziemlich alles o.k. Bei uns in Schlesien ist jedenfalls noch nischt passiert, aber man weiss ja nie...» –

17 Durch den Abschluss des als «Polengarantie» bezeichneten Britisch-Polnischen Beistandspaktes vom 25. August 1939 war – eine Woche vor dem Kriegsbeginn! – die Grundlage für eine Kriegserklärung geschaffen. Hierbei konnte der zur Überhitzung und Selbstüberschätzung neigende und somit Konflikt fördernde polnische Nationalismus mit seinen permanenten Herausforderungen gegenüber Deutschland ins Kalkül gezogen werden. Churchill, der «Spiritus Rector» des unheilvollen Paktes, hat diesen später als «Markstein zum Verhängnis» bezeichnet, und sich damit eindeutig selber als hauptverantwortlich für das Zustandekommen des 2. Weltkriegs zu erkennen gegeben, was gleichermassen für Roosevelt und seine zielgerichtete Kriegspolitik zutrifft.

So sehen wir nun einmal die Dinge und vergessen für einen Augenblick, dass wir vor ganz anderen Problemen stehen. Wie man uns gesagt hat, sollen sich ja jetzt schon Kämpfe an der Memel abspielen, und wer weiss, was inzwischen weiter geschehen ist. Wenn die Sowjets, wie am Dnjepr und an der Beresina, den Fluss bereits an mehreren Stellen überquert haben sollten, dann geht es mit Riesenschritten der deutschen Grenze entgegen! Für uns ein äusserst bedrückender Gedanke, und nicht nur, weil wir dann nochmals mindestens 100 Kilometer zurückzulegen hätten, vorausgesetzt, dass dann wenigstens dort die sowjetische Offensive zum Stehen gebracht werden kann, was man wohl mit Sicherheit unter Einsatz aller verfügbaren Kräfte versuchen wird.

Gesprochen wird nun nicht mehr allzu viel. Man denkt noch einmal über alles nach, was uns an diesem Tag an Eindrücken vermittelt worden ist, und bald sind wir in dem herrlichen Gefühl, hoch oben im Heu einen so angenehm warmen und wohl auch recht sicheren Platz gefunden zu haben, fest eingeschlafen.

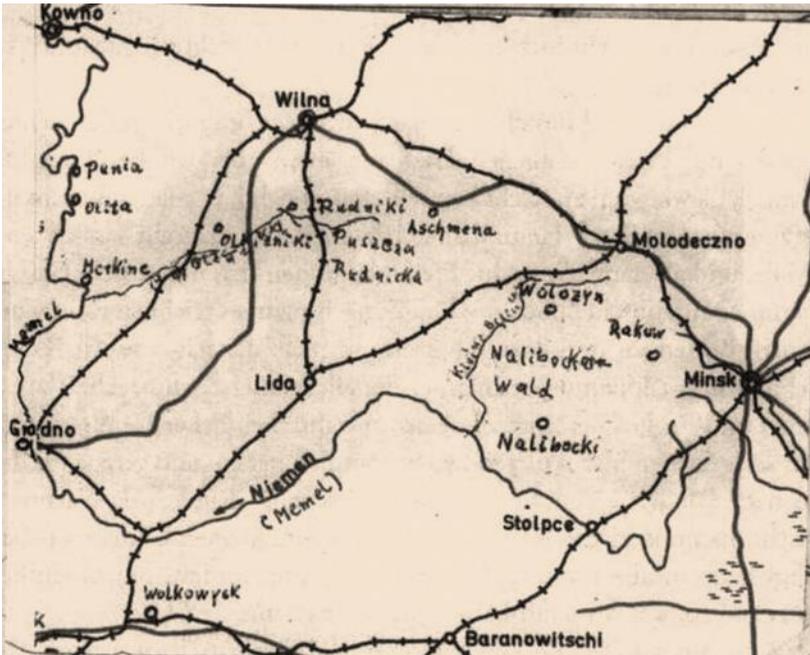
Als wir am Morgen erwachen, lacht draussen schon die Sonne am wolkenlosen Himmel, und alles scheint ruhig und friedlich. Dennoch wollen wir das genau wissen und peilen also nach allen Seiten die Lage durch die Astlöcher und Bretterfugen in den Wänden unserer Scheune. Tatsächlich ist draussen nichts zu bemerken, was uns irgendwie beunruhigen könnte. Die Sonne brennt nun mit voller Kraft, und mit jeder Stunde, die vergeht, steigt die Temperatur in unserem Versteck. Schliesslich wird es so unerträglich heiss, dass wir uns vorübergehend unserer Klamotten entledigen; und ungeduldig warten wir auf die hereinbrechende Dunkelheit. Wir beschliessen, etwas früher als sonst aufzubrechen, weil wir ja nochmals die beiden alten Damen aufsuchen wollen in der Hoffnung, von ihnen noch weitere für uns wichtige Informationen zu bekommen.

Dann ist es endlich soweit. Leise öffnen wir das Scheunentor und nähern uns mit der gebotenen Vorsicht ihrem Haus. Wie gestern werden wir auch diesmal wieder mit der gleichen wohltuenden Freundlichkeit empfangen. Man hat das Gefühl, gleichsam einer Einladung bei Freunden oder guten Bekannten Folge zu leisten, und alles wirkt so selbstverständlich wie daheim im Frieden unter ganz normalen Verhältnissen. Mit einem höflichen «Bon soir, mesdames, merci beaucoup, c'est très gentil á vous» treten wir nun ein, und nachdem man

die Fenster wiederum sorgfältig zugehängt hat, setzen wir uns um die Petroleumlampe und beginnen sodann unser Gespräch. Wie gesagt, interessieren uns heute insbesondere die Verhältnisse in der näheren Umgebung, die wir in den kommenden Tagen zu durchqueren haben. Schon bald, so sagt man uns, müssten wir über die Kleine Beresina, die nur wenige Kilometer entfernt vorbeifliesst. Die Brücken sollen angeblich nicht bewacht sein, aber darauf wollen wir uns lieber nicht verlassen!

Wie erwähnt, hatte Generalfeldmarschall Model noch vor drei Wochen beabsichtigt, hier eine Auffanglinie zu errichten, wozu es dann aber nicht mehr kam, weil die Sowjets eben schneller waren. Weiter erfahren wir, dass gleich hinter dem Fluss eine grössere Strasse verläuft, und ein paar Kilometer dahinter die Eisenbahnlinie Lida-Molodeczno, alles Hinweise, die für uns höchst bedeutsam sind, weil an solchen Stellen besondere Vorsicht geboten ist. Um uns noch etwas eingehender auch im Hinblick auf die einzelnen Entfernungen informieren zu können, frage ich nun, ob vielleicht ein Atlas vorhanden sei – was bei ehemaligen Lehrerinnen durchaus denkbar wäre –, und in der Tat ist dies auch der Fall. Wir entnehmen ihm, dass die besagte Bahnlinie ungefähr 15 Kilometer hinter der Kleinen Beresina verläuft und diese gleichfalls nicht umgangen werden kann, da sie hier vorwiegend in Nord-Süd-Richtung fliesst. Um so mehr erfreut uns die Feststellung, dass sich nur rund 20 Kilometer weiter bereits die litauische Grenze befindet. Obwohl Litauen seit 1940 wieder Teil der Sowjetunion ist und sich somit für uns praktisch nichts ändert, empfinden wir es doch als Vorteil, uns dann in einem Land zu bewegen, dessen Bewohner uns – ebenso wie in Estland und Lettland – grundsätzlich wohlgesonnen sind, was gegenüber den Sowjets, die im gesamten Baltikum zu einem Schrecken der Bevölkerung geworden sind, keineswegs zutrifft. In Litauen müssen wir also kaum noch mit Partisanen rechnen, weitaus mehr aber mit Suchkommandos der Roten Armee, je näher wir an die Front herankommen. Diese, so vermuten wir jedenfalls, wird man an der Memel unbedingt zu halten versuchen, nicht zuletzt auch in Anbetracht ihrer symbolischen Relevanz. Schliesslich heisst es ja in unserer Nationalhymne: ... von der Maas bis an die Memel...

Im Hinblick auf die derzeitige militärische Lage erscheint es allerdings we-



*Ein weiter Weg lag noch vor den beiden Rückkämpfern.
Für Claus Neuber sollte es bis zum 31. August 1944 dauern, bis er die
russische HKL überwinden konnte und auf deutsche Einheiten stieß.
Georg Maag erreichte die deutschen Linien nicht.*

sentlich bedeutsamer, dass sie das letzte grössere natürliche Hindernis vor der Grenze Ostpreussens darstellt, welches sich für eine Abwehrfront auch ganz besonders anbietet, weil sie zwischen den Räumen um Kowno und Grodno in einer Länge von fast 150 Kilometern mit nur belanglosen Abweichungen genau von Süden nach Norden fließt, vergleichbar mit dem Dnjepr und der Beresina, wo es leider für eine erfolgreiche Verteidigung bereits zu spät war, und wir können nur hoffen, dass es auch an der Memel nicht wieder zu spät ist! Wir beenden nun unsere Studien, weil sonstige zweckdienliche Einzelheiten dem Atlas – auch hinsichtlich des Massstabs der Übersichtskarten – nicht mehr zu

entnehmen sind, aber immerhin haben wir doch eine ganze Reihe sehr wichtiger Erkenntnisse gewinnen können.

In der Nähe sind plötzlich einige Schüsse zu hören, von den beiden Frauen mit einer ängstlichen Geste begleitet, aber wir beruhigen sie schnell, da wir wohl zu Recht meinen, dass es sich hier wieder nur um die gewohnte nächtliche Herumballerei handelt. Wir lauschen noch eine Weile, und als dann alles ruhig bleibt, bemühen sich nun unsere Gastgeberinnen um unser leibliches Wohl. Zunächst gibt es reichlich Rührei mit einem Butterbrot und dazu die übliche Milch, danach eine Art Kaiserschmarrn mit Johannisbeermarmelade, alles äusserst schmackhaft zubereitet und für uns natürlich ein ganz unwahrscheinlicher Genuss, zumal wir süsse Sachen bisher nirgendwo bekommen haben, und gerade für diese habe ich seit eh und je ein ausgesprochenes Faible. Als Nachtisch reicht man uns frische Johannisbeeren aus dem kleinen Gärtchen neben dem Haus, und immer wieder werden wir aufgefordert, nur ordentlich zuzulangen, was wir dann auch recht herzlich tun.

Langsam wird es nun Zeit, an unseren Weitermarsch zu denken. Der Regulator zeigt als «Normalzeit» 23 Uhr, und so rüsten wir uns zum Aufbruch. Zum Abschied gibt man uns noch etwas Brot, ein paar Eier und eine Konservendose voller Johannisbeeren mit, und Georg erhält sogar noch einen Löffel, ohne danach gefragt zu haben. Es ist wirklich kaum zu glauben, wie man uns hier als völlig Fremde und, wenn man an den Krieg gegen Polen denkt, praktisch sogar als einstige Feinde aufgenommen und auch noch versorgt hat. Wollte man das Ganze hier in einem Satz zusammenfassen, so könnte dieser lauten: Wir sind für zwei Tage zu Hause gewesen!

Dieses wohl einzigartige Erlebnis in einer fast permanent von höchsten physischen und psychischen Anforderungen geprägten Situation hat uns mit neuer Kraft erfüllt und gleichzeitig den festen Willen zu weiterem Durchhalten gestärkt, was angesichts der Erkenntnis, dass wir nun noch weitaus mehr Zeit als gedacht benötigen werden, um unser Ziel zu erreichen, nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Mit überaus herzlichen Dankesworten verlassen wir nun die beiden alten Damen, die uns «Bonne chance» wünschen, was wir nun wirklich gebrauchen können. Leider hat uns das Glück zumindest in diesem Augenblick schon ver-

lassen, denn als wir den «Grossen Bären» suchen, stellen wir fest, dass sich der Himmel fast vollständig bezogen hat und der Mond sich nur hin und wieder in einem Wolkenloch zeigt. Unter diesen Umständen ist es absolut sinnlos, sich auf den Weg zu machen, und so beschliessen wir, leicht frustriert, wieder unsere Scheune aufzusuchen und hier den Tag zu verbringen.

Als wir das Tor öffnen wollen, machen wir überrascht und auch etwas erschrocken die unerfreuliche Feststellung, dass man es während unserer Abwesenheit verschlossen hat. Wir wollen aber unbedingt in die Scheune hinein, und so gehen wir nun vorsichtig um sie herum und suchen nach einer Stelle, an der man vielleicht ohne grössere Schwierigkeiten ein paar Bretter aus der Wand herausnehmen kann. Recht schnell haben wir eine solche gefunden, lösen, als der Mond gerade wieder einmal hervorkommt, so geräuschlos wie möglich zwei etwas locker eingefügte Bretter heraus, schlüpfen rasch durch die Öffnung und verschliessen diese sofort wieder sehr sorgfältig. Wie gestern auch, entzündet Georg einen Fidibus, und sogleich beziehen wir unseren alten Lagerplatz hoch oben unter dem Dach und sind eigentlich ganz zufrieden, wieder eine angenehme Nacht und hoffentlich auch einen ungestörten Tag verbringen zu können. Aber wir haben einen Tag verloren.

25. Juli

Wir haben erneut fest und erholsam geschlafen, ganz im Gegensatz zu dem auch meist unruhigen Schlaf, den man sonst, insbesondere in den ersten Morgenstunden auf dem stets mehr oder weniger feuchten Waldboden findet, und immer in Sorge, früher oder später einen Wechsel des Lagerplatzes vornehmen zu müssen, wenn man in Gefahr gerät, entdeckt zu werden. Wie gestern strahlt die Sonne vom klarblauen Himmel, und so können wir hoffen, dass es diesmal wieder eine sternklare Nacht geben wird.

Nach einigen Stunden völliger Ruhe hören wir Stimmen vor der Scheune, tarnen uns schnell mit etwas Heu und beobachten, wie das Tor geöffnet wird und mehrere Männer, Frauen und Kinder mit Sensen und Heugabeln hereinkommen, zwei Pferde mitführend, die sie nun vor einen im Mittelgang der

Scheune stehenden Wagen spannen und sodann zur Einbringung der Heuernte herausfahren. Vorsichtshalber haben wir keinen Kontakt mit ihnen aufgenommen, zumal hierfür ja im Moment keine Veranlassung besteht, und wie richtig dies war, erweist sich schon wenig später, als in der Umgebung mehrere Schüsse fallen und dann sogar ganz in der Nähe der kurze Feuerstoss einer Maschinenpistole zu vernehmen ist. Also muss damit gerechnet werden, dass sich Rotarmisten im Dorf befinden. Blitzschnell decken wir uns mit einem grösseren Heuhaufen zu und warten gespannt auf das, was nun geschehen würde. Draussen sind rauhe, unfreundliche Stimmen zu hören, sehr wahrscheinlich eben doch Sowjets, die wohl irgendetwas requirieren wollen und dabei ihren Wünschen mit ein paar Warnschüssen Nachdruck verliehen haben, wie man sich dies vielleicht vorstellen könnte. Oder sucht man etwa nach uns? Hat uns jemand beobachtet, wie wir in die Scheune eingedrungen sind, und uns verraten? Aber dann wären die Sowjets ganz sicher sofort hier erschienen.

Bald kehrt auch wieder Ruhe ein, und nur in einiger Entfernung sind noch leise Motorengeräusche zu vernehmen, was allerdings auf die Gegenwart von Militär schliessen lässt, denn es kann, wie gesagt, wohl kaum damit gerechnet werden, dass die ärmliche Landbevölkerung hier über Kraftfahrzeuge verfügt. Auf jeden Fall ist höchste Wachsamkeit geboten, auch wenn die Bauersleute nach einiger Zeit ohne Anzeichen irgendeiner Besorgnis oder Erregung wieder mit ihrem voll beladenen Erntewagen eintreffen, ein Stück neben uns einen weiteren Heuhaufen zu stapeln beginnen und dann gleich wieder abfahren, um eine neue Ladung zu holen. So geht es den ganzen Nachmittag über, ehe man schliesslich mit Einbruch der Abenddämmerung die Arbeit beendet, das Tor wieder verschliesst und sich nach Hause begibt. Wir haben nun endlich Ruhe, und können uns, wie gehabt, durch die Astlöcher und Bretterfugen über eventuell bedrohliche Aktivitäten um uns herum orientieren, und stellen dabei auch erfreut fest, dass am Himmel keine einzige Wolke zu entdecken ist. Heute Abend werden wir also weiterziehen können, wollen aber nach Lage der Dinge unbedingt ausreichende Dunkelheit abwarten.

Als es dann soweit ist, gleiten wir mit unserem Vorratssack und der nötigen Vorsicht – damit unsere kostbaren Eier nicht zerbrechen und die edlen Johan-

nisbeeren nicht aus der Konservendose rollen – von unserem Heustapel herunter, entfernen die beiden Bretter und treten mit der gebotenen Aufmerksamkeit ins Freie. Im Dorf ist, wie erhofft, alles still und friedlich. Als wir an dem Haus der beiden alten Damen vorbeikommen, würden wir ihnen gern noch einmal persönlich Dank sagen für all die Hilfe, die sie uns haben zuteilwerden lassen, wollen sie aber jetzt zu später Stunde nicht mehr belästigen oder sogar noch in Gefahr bringen, und so bleibt es bei einem gedachten Abschiedsgruss: Adieu mesdames, merci beaucoup encore une fois, et bonne chance aussi pour vous! «So, Georg, auf geht's zur Kleinen Beresina!», unserem nächsten, wenn auch nicht eben unproblematischen Zielpunkt, und er meint: «Wenn alles glatt geht, müssten wir sie heute eigentlich noch überschreiten – waren ja nur wenige Kilometer von hier».

Wir suchen nun den «Grossen Bären» und hoffen, recht bald eine nach Westen zum Fluss hinführende Strasse zu finden, um ihn möglichst auf einer dann auch zu erwartenden Brücke zu überqueren, falls es sie noch gibt! Wir wissen natürlich nicht, wie breit und tief er ist, und ob man ihn notfalls durchwaten könnte oder schlimmstenfalls unter Preisgabe fast aller unserer Vorräte und Utensilien durchschwimmen müsste; ein äusserst unerfreulicher Gedanke! Zunächst aber laufen wir durch ausgedehnte Getreidefelder, eine ebenso ermüdende wie zeitraubende Angelegenheit, wobei sich Georgs Fusslappen durch die ständige Reibung immer wieder zu lösen beginnen, und er sie dann jedesmal neu «verkabeln» muss.

Endlich erreichen wir eine grössere Strasse, fast eine «Rollbahn», die in der gewünschten Richtung verläuft. Obgleich ihre Benutzung mit einiger Gefahr verbunden ist, gehen wir in Erwartung einer Brücke auf ihr weiter, aber auch, um Zeit zu gewinnen. Als wir an einem nahe gelegenen Gehöft vorbeikommen, beschliessen wir, uns hier noch etwas Brot zu beschaffen, weil man nie weiss, ob man für längere Zeit in kaum besiedelte Gegenden oder ausgedehnte Waldgebiete kommt und sich dann nur von Beeren und Pilzen ernähren kann.

Auf unser Klopfen öffnet eine Frau das Fenster. Mürrisch, gleichzeitig aber auch deutlich beunruhigt, reicht sie uns mit auffallender Schnelligkeit zwei Scheiben ziemlich vertrockneten Brotes. Milch will sie uns keine geben, nicht

einmal Wasser aus dem nahen Brunnen. Schliesslich kommt sie aber doch heraus, füllt, sich dabei immer wieder ängstlich nach allen Seiten umsehend, in grosser Eile unsere Flaschen und verschwindet dann sofort wieder in ihren vier Wänden. «Aufpassen, hier ist irgendwas faul!», flüstere ich Georg zu, und als wir dann vorsichtig um die Hausecke schleichen wollen, reisst er mich mit kräftigem Griff zurück. Vor uns steht ein Lkw, eindeutig ein Militärfahrzeug, womit sich das Verhalten der Frau erklärt. «Los, weg, 'rüber zur Rollbahn!» – Wir erreichen sie unangefochten und rennen noch ein Stück weiter auf ihr. «Die haben zum Glück fest gepennt», meint Georg, und andernfalls wäre die Sache vermutlich auch weniger glimpflich abgelaufen. Trotz dieses Zwischenfalls, und weil bislang kein einziges Fahrzeug auf unserer Strasse erschienen ist, marschieren wir auf ihr weiter, der Kleinen Beresina entgegen.

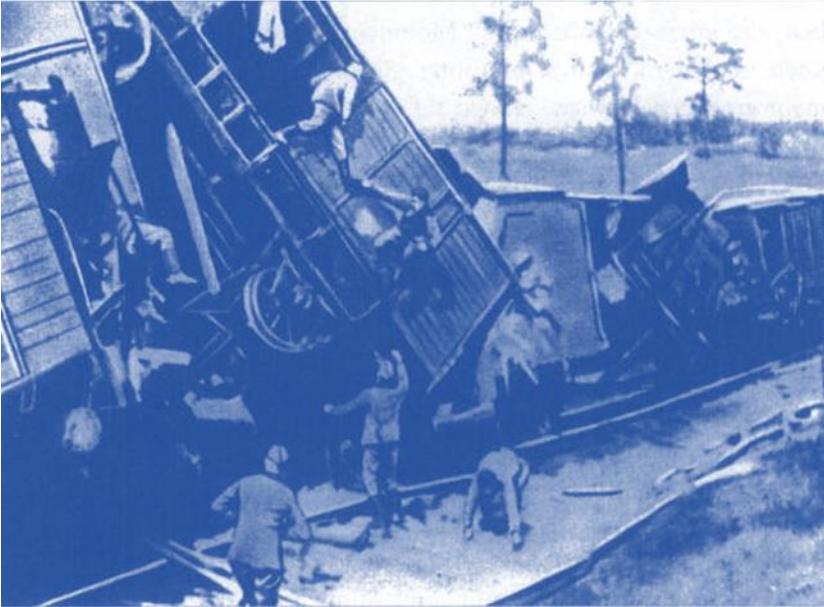
Schon wenig später vernehmen wir, nicht weit entfernt, ein deutliches Rauschen. Wir haben den Fluss erreicht, und da taucht auch schon vor uns die Brücke im fahlen Mondlicht auf. Nun heisst es, höllisch aufpassen, denn es muss auf jeden Fall damit gerechnet werden, dass sie bewacht wird. Vorsichtig schleichen wir uns an das Ufer heran und verbergen uns dann zunächst einmal in einem Gebüsch neben der Strasse. Nichts regt sich, vollkommene Ruhe, keine verdächtigen Feststellungen, auch dann nicht, nachdem wir ein paar kleine Steine auf die hölzernen Planken der Brücke geworfen haben. «Scheint alles o.k.», flüstert mir Georg zu. – «Sieht so aus», entgegne ich leise. Vorsichtshalber warten wir aber noch eine Weile, lauschen und beobachten. Dann betreten wir sie, ganz langsam, auf Zehenspitzen, völlig lautlos, uns nach allen Seiten umsehend. Offenbar hat man in grosser Eile noch versucht, sie wenigstens für Fahrzeuge unpassierbar zu machen. Mehrere verschieden grosse Schadstellen sind behelfsmässig mit Brettern abgedeckt worden, die wir behutsam umgehen, um jedes Geräusch zu vermeiden, und so gelangen wir unbehelligt auf das jenseitige Ufer, sehr erleichtert, den Fluss so unerwartet problemlos und dazu noch trockenen Fusses überwunden zu haben. Zwar hat man uns, wie erinnerlich, darauf hingewiesen, dass die Brücken über die Kleine Beresina unbewacht wären, aber dass dies tatsächlich zutreffen würde, erscheint doch einigermassen verwunderlich und war kaum zu erwarten. Nächstes Ziel wäre nun,

wie wir erfahren haben, die grosse Eisenbahnlinie Molodeczno-Lida-Bialystok, die wir jedoch in dieser Nacht selbst unter günstigsten Voraussetzungen nicht mehr erreichen können. Da wir sie aber morgen unbedingt hinter uns bringen wollen, laufen wir jetzt noch so lange wie nur möglich weiter durch die zum Glück recht einsame Gegend und verbergen uns dann rechtzeitig vor Einbruch der Morgendämmerung in einem nahe gelegenen Wald.

26. Juli

Etwa 20 Stunden haben wir nun wieder Zeit, uns auszuruhen und über die Geschehnisse nachzudenken. Heute vor einem Monat, am 26. Juni, haben wir unsere Stellungen im «Dnjepr-Balkon» verlassen, vier Tage nach Beginn der so unglaublich schnell voranschreitenden russischen Sommeroffensive gegen die Heeresgruppe Mitte, und daher viel zu spät, um der Einschliessung und Vernichtung unserer 4. Armee im Kessel ostwärts Minsk noch entgegen zu können. Hier haben auch der Kommandeur meines Artillerieregiments 18, Oberst Günther, und der Divisionskommandeur der 18. Panzergrenadierdivision, Generalmajor Zu tavern, ihr Ende gefunden, was ich erst lange danach erfahren werde. Nie wieder etwas gehört habe ich von den Kameraden meiner B-Stelle, und auch nichts mehr von dem getreuen Obergefreiten Schaffrath, unserem Kradmelder, dem ich es ganz sicher verdanke, dass ich diese Zeilen schreiben kann.

Kehren wir zurück in die Gegenwart. Die Stunden hier vergehen ohne jede Störung. Wir haben uns in aller Ruhe einen gut geschützten, von Tannen dicht umgebenen Lagerplatz aussuchen können, und da auch weiterhin nichts geschieht, was uns zu besonderer Vorsicht hätte veranlassen müssen, beschliessen wir, ein kleines Feuer zu entfachen und uns dann mit den vier Eiern, die wir von den beiden liebenswürdigen Polinnen erhalten haben, in unserem Kochgeschirrdeckel eine Portion Rührei zu bereiten. Etwas Butter ist ja auch noch vorhanden, und so gelingt, ähnlich wie vor einigen Tagen, alles wieder bestens. Dazu gibt es noch ein Stück Brot, einen Becher voll Milch und als Dessert die Hälfte unserer köstlichen Johannisbeeren. Und danach, sozusagen vom Genuss



In der 2. Jahreshälfte 1943 sind in Weissrussland über 1.000 Züge zur Entgleisung gebracht worden, wobei mehr als 800 Lokomotiven und 70 Brücken zerstört wurden.

zur Begierde taumelnd, erinnern wir uns daran, dass wir ja noch den Haustee als Tabak-Ersatz aus dem Keller in Wolozyn in unserem Vorratssack haben, drehen also aus einem Stück des Papierbeutels zwei «Zigaretten», die hinsichtlich ihrer Abmessungen jedoch weitaus eher an Zigarren denken lassen, und machen dann einen ersten erwartungsvollen Zug. Bei diesem belassen wir es allerdings und übergeben das Surrogat ganz schnell dem Waldboden.

Auch die nächsten Stunden vergehen ohne jede Störung, und dann brechen wir auf und gehen unserem nächsten Ziel entgegen, der genannten Eisenbahnlinie, die wir nicht mehr allzu weit entfernt erwarten. Welch ein Glück, dass uns die beiden alten Damen so ausreichend genau über die Situation in der näheren Umgebung informiert haben, wobei wir hoffen, dass uns künftig auch die Be-

wohner, in deren Häusern wir uns mit Lebensmitteln versorgen müssen, mit zweckdienlichen Auskünften weiterhelfen können. Und dies ist auch gleich der Fall, als wir jetzt ein einzelnes Gehöft aufsuchen, um unseren zusammengesmolzenen Brotvorrat zu ergänzen. Die Bauersleute sind wieder ausgesprochen entgegenkommend, geben uns nicht nur Brot und Milch, sondern warnen uns auch noch vor dem nächsten in unserer Marschrichtung liegenden Dorf, in dem sich russisches Militär befindet. Und wieder einmal zeigt sich, wie unterschiedlich die Verhältnisse auch in der engeren Umgebung liegen können, und dass immer grösste Wachsamkeit und verständlicherweise auch ein angemessenes Misstrauen geboten sind, was man mitunter zu vergessen geneigt ist, wenn eine Zeitlang alles problemlos über die Bühne gegangen ist.

Als wir wenig später einen grösseren Wald nicht umgehen und uns daher nur mit einiger Mühe orientieren können, erblicken wir plötzlich vor uns den Bahndamm. Die Gleise führen also mitten durch den Wald, dessen Baumbestand man zu beiden Seiten in etwa 100 Meter Breite abgeholzt hat, um der Partisanengefahr durch die so geschaffene grössere Übersicht der Strecke besser begegnen zu können. Ausserdem wurden beiderseits des Damms durchgehende Stacheldrahtverhaue angelegt, die wir nun unter glücklicherweise weniger dramatischen Umständen als vor einigen Tagen in Wolozyn, aber doch auch einigermaßen mühsam zu überwinden beginnen. Als wir dann die Schienen überschreiten, stellen wir fest, dass sie auch hier wieder gesprengt worden sind, entweder, wie so häufig durch Partisanen, oder aber auch unsererseits während des Rückzuges. Jedenfalls haben die Sowjets offenbar noch nicht damit begonnen, die Bahnlinie auf ihre breitere Spur umzunageln, woraus wir den Schluss ziehen, dass sie vielleicht doch noch nicht so weit wie befürchtet vorangekommen sind. Man klammert sich eben immer wieder auch an die kleinste Hoffnung!

27. Juli

Völlig unbehelligt haben wir die Bahnlinie überschritten und bald auch den Wald hinter uns gelassen, weshalb wir uns nun wieder nach den Sternen orientieren können. An dem mit Militär belegten Dorf sind wir wohl weit genug un-

bemerkt vorbeigegangen und treffen dann erneut auf einen Fluss, vermutlich ein Nebenfluss der Kleinen Beresina. Da er wesentlich schmaler ist und auch nicht allzu tief zu sein scheint, könnten wir ihn wahrscheinlich ohne besondere Schwierigkeiten durchwaten, aber auch dies möchten wir natürlich möglichst vermeiden, und so suchen wir längere Zeit nach einem Steg, den wir endlich auch finden und somit wiederum trocken auf das andere Ufer gelangen.

In der waldarmen, ziemlich hügeligen Gegend stossen wir immer wieder auf verfallene Schützengräben und Wälle, die entweder aus dem 1. Weltkrieg oder dem Russisch-Polnischen Krieg 1920/21 stammen. Als es langsam zu dämmern beginnt, durchschreiten wir einen zum Lagern nicht sonderlich geeignet erscheinenden lichten Birkenhain und laufen daher noch weiter, ohne jedoch einen schützenden Wald zu finden.

Einen in der Nähe liegenden einzelnen Bauernhof wollen wir vorsichtshalber zu dieser Stunde nicht mehr aufsuchen, und so entschliessen wir uns widerwillig, in das Birkenwäldchen zurückzukehren. Da es nun immer heller wird, nutzen wir jede sich bietende Deckungsmöglichkeit und so auch das Buschwerk in einem Gelände mit zahlreichen, aber nicht sofort erkennbaren Sumpflöchern. Plötzlich wüstes Fluchen hinter mir; Georg ist bis zu den Hüften in einem der Löcher versunken. Unglücklicherweise war er auch gerade an der Reihe, den Vorratssack mit all unserer Habe zu tragen und so ist nun fast alles feucht geworden. Er schimpft wie ein Rohrspatz, anscheinend auch auf mich, wohl weil ich diesen Weg gewählt habe.

In dem Birkenhain angelangt, entfacht er, verständlicherweise noch immer ziemlich gereizt, ohne lange zu fragen ein Feuer, was in dieser unzulänglich geschützten Umgebung als sträflicher Leichtsinns zu betrachten ist. Ich lasse ihn aber gewähren, denn er friert wie ein Schneider, und gesundheitliche Probleme können wir uns schliesslich auch nicht leisten. Während er seine Sachen auf einem schnell aus abgebrochenen Ästen gefertigten Gestell zum Trocknen über das Feuer hängt, räume ich den Sack aus und lege dann ein paar Scheiben von unserem Brot in die Glut, und als wir dann die so beliebten Röstschnitten verzehren, geraten wir gleich wieder in eine etwas bessere Stimmung.

Wir sind uns einig, dass es Schlimmeres gibt, und legen uns dann zur Ruhe

auf das feuchte Moos, wie das in den frühen Morgenstunden fast immer in Kauf genommen werden muss. Dazu weht auch noch ein recht frischer Wind, und Georg, dessen Kleidungsstücke natürlich noch immer nicht hinreichend getrocknet sind, friert und kann keinen Schlaf finden. Und so beschliessen wir, den ziemlich gewagten Versuch zu machen, in dem vorhin entdeckten Gehöft wenigstens für ein paar Stunden unterzukommen.

Es mag inzwischen 5 oder gar 6 Uhr geworden sein, als wir aufbrechen und uns mit grosser Vorsicht diesem nähern. Ein junger Mann, der gerade im Hof seine Schweine futtert, sieht uns kommen und will ganz eilig verschwinden, weil er uns, wie er dann sagt, für Russen gehalten hat, was hinsichtlich unseres Erscheinungsbildes allerdings kaum zu verstehen ist. Wir geben uns als Deutsche zu erkennen, worauf er uns sehr freundlich und sichtlich erleichtert dazu auffordert, mit ihm ins Haus zu kommen. Er weckt nun seine Mutter und seine Schwester, wie er uns erklärt, die beide sogleich ein kräftiges Frühstück bereiten, bestehend aus Brot, Milch, Käse und sogar etwas Butter. Wir langen tüchtig zu, sind bald wieder guten Mutes, und Georg empfindet die Wärme in dem Zimmer natürlich als ganz besonders wohltuend. Dies gilt sichtlich auch für die unzähligen an den Wänden sitzenden Fliegen, was uns aber keineswegs stört, denn für uns «Waldmenschen» ist ja jeder Raum ein kleines Paradies.

Der Bauer verfügt, wie schon so oft beobachtet, über hinlängliche deutsche Sprachkenntnisse, kann uns jedoch über die militärische Lage keinerlei brauchbare Auskünfte erteilen. Wir erfahren lediglich, dass die Sowjets damit beginnen, die wehrfähigen männlichen Einwohner in den bereits zurückeroberten Gebieten zu rekrutieren, wovon auch die hier – auf weissrussischem Territorium – lebenden polnischen Minoritäten betroffen sind. So erklärt sich wohl auch das Erschrecken des jungen Mannes, nachdem er uns zunächst für Russen gehalten hat, denen man, auch mit Blick auf die Historie, mit wenig Sympathie begegnet. Wir verabschieden uns dann vorsichtshalber bald wieder von den freundlichen Leuten, um erneut unseren Birkenhain aufzusuchen und dort den Tag zu verbringen. Auf dem Rückweg kommen wir wieder in die schon erwähnten Feldbefestigungen und entdecken hier in einem Buschwäldchen einen gut erhaltenen

halbkugelförmigen Betonbunker, ähnlich jenem, den wir in der «Bärenstellung» am Dnjepr vorgefunden haben, nur wesentlich kleiner.

Da er an dieser Stelle, von Bäumen umgeben, nicht sogleich auszumachen ist, beschliessen wir, uns doch lieber hier, vor Wind und Wetter geschützt, zu verbergen. Es ist schon ein eigenartiges Gefühl nun einen Bunker zu betreten, in dem möglicherweise unsere Väter bereits Schutz und Unterkunft gefunden haben könnten. Irgendwelches Inventar ist natürlich nicht mehr vorhanden, dagegen hat der Wind durch den offenen Eingang im Verlauf der Jahre und Jahrzehnte eine Unmenge Laub hineingeweht, auf dem wir uns nun zufrieden niederlassen. Man hat den Eindruck, als wäre in der ganzen Zeit niemand mehr hier gewesen, und das könnte uns ja nur recht sein. Wir wenden uns nun zunächst einmal unserer Fussbekleidung zu, entnehmen also unserem Vorratssack die nötigen Stoffreste und fertigen uns daraus neue, dringendst erforderliche Fusslappen, die zwar noch feucht sind von Georgs «Bad» in dem Wasserloch, aber die wunden Füsse angenehm kühlen, denn diese befinden sich nach wie vor in einem wirklich desolaten Zustand. Georg hat diesbezüglich weitaus weniger Probleme, während ich überhaupt nicht mehr in Lederstiefeln laufen könnte, wenn ich noch welche besitzen würde.

Immer wieder verlassen wir für kurze Zeit unseren Bunker und beobachten in einem davor verlaufenden halb verfallenen Schützengraben, in dem bereits einige junge Bäume wachsen, die nähere Umgebung, können aber nichts feststellen, was unsere Ruhe stören würde.

In dem Bunker herrscht eine ziemlich muffige, vor allem aber feuchtkalte Kellerluft, und auch um Georgs Sachen vollends am Körper trocknen zu lassen, entschliessen wir uns daher, mit der gebotenen Vorsicht ein kleines Feuer zu entfachen. An der dafür vorgesehenen Stelle entfernen wir nun das viele Laub, bis der sandige Boden zum Vorschein kommt, stapeln hier mangels dünnen Holzes die grünen Zweige von den jungen Bäumen um uns herum und geben noch reichlich Laubblätter aus dem Bunker hinzu. Dieser besass ursprünglich noch einen zweiten Ausgang, den man jedoch mit losen Steinen verschlossen hat, von denen wir nun oben einige herauslösen, um einen, wie wir hoffen, ausreichenden Rauchabzug zu ermöglichen. Dennoch ist der gesamte Raum schon

nach kurzer Zeit von beissendem Qualm erfüllt, der nur unzulänglich abzieht. Um überhaupt noch atmen zu können, legen wir uns flach auf den Boden und blasen mit vereinten Kräften in die Glut, wonach das Feuer endlich ohne grössere Rauchentwicklung zu brennen beginnt und bald eine gemütliche Wärme verbreitet.

Nach dem reichhaltigen Frühstück immer noch gut gesättigt, machen wir es uns sogleich im Laub bequem und dösen recht zufrieden vor uns hin. So entspannend solche geruhsame und scheinbar gefahrlose Stunden auch sein mögen, kommt man doch dabei unvermeidlich ins Grübeln, denkt besorgt darüber nach, wie die nächsten Tage oder gar Wochen wohl verlaufen werden, ob man am Ende auch glücklich durch die russischen Linien kommen wird, wobei der schreckliche Gedanke, vielleicht kurz vor dem ersehnten Ziel noch zu scheitern, immer gegenwärtig ist. Auch die Erkenntnis, dass es völlig ausgeschlossen ist, in unserer Lage mit den Angehörigen daheim in Verbindung zu treten, sie wenigstens wissen zu lassen, dass man noch existiert, ist ungemein belastend. Unsere letzten Feldpostbriefe haben wir vor nunmehr über einem Monat geschrieben, und die Post an uns ist natürlich ebenso lange, höchstwahrscheinlich mit dem beunruhigenden Vermerk «zur Zeit nicht zustellbar» oder «neue Anschrift abwarten», wieder an den Absender zurückgegangen, und falls man sich in der Heimat etwas eingehender mit den Wehrmachtberichten über die Geschehnisse im Osten befasst hat, dürften die Sorgen nicht gerade geringer geworden sein. Auch wenn hier der ganze Ernst der Lage nur mit deutlicher Zurückhaltung vermittelt und gelegentlichen begrenzten Abwehrfolgen eine kaum nachvollziehbare Relevanz beigemessen wird, sollte man wohl allmählich zu der Erkenntnis gekommen sein, dass die Preisgabe so enormer Gebietsteile innerhalb nur weniger Wochen mit «planmässigen Absetzbewegungen» keinesfalls in Einklang zu bringen ist, spätestens jedoch dann, als plötzlich von Kampfhandlungen an der Memel berichtet wird.

Langsam haben wir unser Feuer ausgehen lassen, da es in dem Bunker ausreichend warm geworden ist, aber die angenehme Wärme hat sich offenbar auf bisher nicht festgestellte «Reisebegleiter» belebend ausgewirkt, die sich nun durch ein verdächtiges Jucken und Krabbeln an verschiedenen Stellen des Körpers bemerkbar machen. Eine kurze Nachschau bestätigt dann auch unsere

schlimmen Befürchtungen: irgendwo und irgendwann haben wir uns also Läuse eingehandelt, und damit gesellt sich jetzt zu allen Beschwerissen noch eine höchst unerfreuliche Plage, die wir mit absoluter Sicherheit erst dann wieder vergessen können, wenn wir unser Ziel erreicht haben. Man kann sich der Läuse nur einigermaßen erwehren, wenn man – falls möglich – die Kleidung sorgfältig durchsucht und sie dann Stück für Stück zwischen den Daumennägeln knackt. Zweifellos keine sehr angenehme Beschäftigung, aber eben das einzig mögliche Verfahren, um diese Plagegeister einigermaßen kurz zu halten, und da wir uns hier im Augenblick ziemlich sicher fühlen, beginnen wir also gleich mit diesem Prozedere, nachdem ich zuvor noch einen prüfenden Blick auf die Gegend um unseren Bunker herum geworfen und nichts festgestellt habe, was uns hieran hindern könnte.

So neigt sich dieser in verschiedener Hinsicht doch recht ereignisreiche Tag seinem Ende entgegen, und als wir dann bei sternklarem Himmel wieder zu unserem Marsch mit all seinen Imponderabilien aufbrechen, sind Georgs Missgeschick am frühen Morgen und die Läuse am Nachmittag in den Hintergrund getreten. Es war der Tag, an dem wir vor genau einer Woche das Lager in Wołozyn hinter uns gelassen haben.

28. Juli

Der nächtliche Marsch ist ohne besondere Ereignisse verlaufen. Mehrmals haben wir zwar in der Ferne ein dumpfes Grollen vernommen und hofften schon, dass dies vielleicht die ersten Anzeichen der Front sein könnten, aber dann waren es wohl wieder nur Detonationen von Luftangriffen, vermutlich auf die Städte Wilna und Lida, die ja ungefähr in unserer Marschrichtung liegen. Mit Einbruch der Dämmerung erreichen wir einen grösseren, zum Lagern gut geeigneten Mischwald. Da es, wie fast immer, in den Morgenstunden recht frisch und der Waldboden ziemlich feucht ist, brechen wir uns für den Rastplatz reichlich Tannenzweige ab, und auf diese Unterlage kommt dann noch eine etwas höhere Schicht aus kleineren Ästen von Laubbäumen. Insbesondere wenn der Marsch anstrengend war und man stärker ins Schwitzen geraten ist, müssen wir, soweit hierfür die Möglichkeit besteht, zu dieser Vorsichtsmassnahme

greifen. Unsere körperliche Verfassung wird unter den gegebenen Umständen nicht gerade besser, und wenn wir uns, von einer schwereren Verwundung einmal ganz abgesehen, jetzt noch eine Blinddarm- oder Lungenentzündung einhandeln würden, wäre dies sicherlich das Ende aller Träume, zumal, wie es aussieht, für noch längere Zeit als gedacht keinerlei ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werden kann.

Nachdem wir uns, wie üblich, zunächst einige Stunden ausgeruht haben, gehe ich auf die Suche nach ein paar Blaubeeren, die auch hier wieder in grossen Mengen zu finden sind. Eben wieder am Lagerplatz angelangt, vernehmen wir plötzlich in der Nähe flüsternde Stimmen und das Knacken von Zweigen. Wir haben jetzt keine Zeit mehr, unbemerkt auf ein besseres Versteck auszuweichen und können nur hoffen, nicht entdeckt zu werden. Durch die Zweige beobachten wir nun, wie sich zwei Männer in Zivil nähern, wenige Meter vor uns stehen bleiben und leise miteinander sprechen. Vermutlich haben sie uns doch gesehen, denn nun machen sie plötzlich kehrt und verschwinden in auffälliger Eile. Obwohl sie offensichtlich unbewaffnet waren, packen wir sofort unsere Sachen zusammen, um uns an einer anderen, noch etwas besser geschützten Stelle des Waldes zu verbergen. Aber da kommen die beiden schon wieder, und da ich glaube, dass sie uns diesmal ganz sicher erkannt haben und dabei keine feindseligen Absichten zu haben scheinen, gehe ich auf sie zu und fordere sie mit einer entsprechenden Handbewegung zum Stehenbleiben auf.

Auf meine Frage, was sie hier wollten, geben sie, auch hier wie schon so häufig, in etwas gebrochenem Deutsch zur Antwort, dass sie sich in den Wäldern versteckt halten, um nicht von den Sowjets zum Wehrdienst gepresst zu werden. «Polski nix wollen gehen in Woyna (Krieg)», sagt der eine der beiden, und das können wir ihnen ohne Weiteres glauben, zumal wir ja eben erst erfahren haben, dass man damit begonnen hat, die männlichen Einwohner der hier lebenden polnischen Minderheiten zu rekrutieren. Obwohl man uns doch als versprengte deutsche Soldaten erkannt hat, betrachtet man uns – was für ein Kuriosum! – geradezu als Bundesgenossen oder auch gute Freunde, denn nun setzen sich die beiden unaufgefordert zu uns, ziehen eine Schachtel Zigaretten (diesmal echte) aus der Tasche, und dann rauchen wir alle einträchtig und ge-

nussvoll eine nach der anderen. Meine letzte Zigarette war, wie erinnerlich, die halbe «Sulima» im Zuge der Aufräumarbeiten in Wolozyn, während unser Veterinär damals die andere Hälfte bekam. Wo mag er jetzt wohl sein!

Im Verlauf unseres allerdings etwas mühsam geführten Gesprächs erfahren wir, dass vor einigen Tagen drei Kameraden hier im selben Wald ganz in der Nähe gelagert haben. Gemeinsam suchen wir daraufhin die Stelle auf, und tatsächlich liegt da auch die Asche eines Lagerfeuers, in der noch zwei Astgabeln stecken. Die beiden Polen verabschieden sich hier von uns und ziehen ihres Weges. Obwohl wir davon überzeugt sein können, dass sie uns nicht verraten werden, räumen wir vorsichtshalber unseren Lagerplatz. Weiter geht es nun durch den ziemlich ausgedehnten Wald, den wir ohnehin noch bei Helligkeit hätten durchqueren müssen, und orientieren uns dabei nach dem Stand der Sonne.

An seinem jenseitigen Rand angekommen, beobachten wir erst einmal sehr genau die Gegend vor uns. Etwas weiter hinten erstreckt sich wieder ein sichtlich ausgedehnter und somit für uns in Betracht kommender Wald, den wir nun unter Ausnutzung aller sich bietender Deckungsmöglichkeiten erreichen wollen, um dort den Rest des Tages zu verbringen. Am hellichten Tage sicher ein nicht ganz risikofreies Unterfangen, aber irgendwie hat man das Gefühl, dass die Sache schon funktionieren wird, zumal unsere Aufmachung – zumindest aus einiger Entfernung – eher den Eindruck hinterlassen müsste, dass hier zwei biedere Bauernburschen mit einem über die Schultern gehängten Sack daherkommen. Hinzu kommt die Überlegung, dass sich die beiden Polen wohl kaum einen Unterschlupf gewählt hätten, in dessen Nähe mehrfach russisches Militär in Erscheinung getreten ist. Also schlendern wir nun mit betonter Lässigkeit durch die Landschaft, aber die Augen blicken scharf nach allen Seiten und die Ohren lauschen auf das geringste verdächtige Geräusch. Am Ende sind wir aber doch recht erleichtert, als wir unangefochten in dem Wald untertauchen können und hier einen gut getarnten Lagerplatz beziehen.

Es ist ein herrlicher Hochsommertag. Vom klarblauen Himmel brennt die Sonne auch am späten Nachmittag noch mit aller Kraft, und so legen wir uns zufrieden mit Gott und der Welt in das weiche, jetzt vollkommen trockene und

angenehm warme Moos. Ein Moment wie im Urlaub im tiefsten Frieden. Nanu! – Da raschelte es doch eben im Unterholz! – Jetzt nochmal, ganz deutlich – kommt immer näher! Erschrocken haben wir uns aufgerichtet, und dann flitz ein Tier unglaublich schnell zwischen den Bäumen an uns vorbei. «Sieht fast aus wie ein Hund», meint Georg. Und da kommt es auch schon wieder, und jetzt erkennen wir, dass es ein Fuchs ist, der nun mehrmals um unseren Lagerplatz schnürt und dann verschwindet. Wir dachten schon, dass man nach uns suchen würde und dabei Hunde auf unsere Fährte losgelassen hätte wie auf flüchtige Verbrecher, die es aufzuspüren gilt. Und mitunter hat man wirklich dieses Gefühl.

Da wir nicht wissen, wie tief der Wald ist, und wir ihn in Anbetracht seiner Grösse nicht umgehen wollen, brechen wir – wie immer unter diesen Gegebenheiten – schon verhältnismässig früh auf, um uns leichter orientieren zu können. Nachdem wir ihn ohne besondere Schwierigkeiten durchquert haben, liegt vor uns ein kleines Dorf, was uns in dieser so friedvoll erscheinenden Gegend sogar noch vor Einbruch der Abenddämmerung dazu ermutigt, hier wieder unsere Vorräte zu ergänzen. Wie erhofft, nimmt man uns sehr freundlich auf und versorgt uns mit Brot und Milch. In einem kurzen, etwas mühsam geführten Gespräch wird uns bestätigt, dass an der Memel Kämpfe stattfinden, ohne jedoch zu wissen, ob sich hier endlich eine festgefügte Front gebildet hat. Anschliessend gehen wir weiter durch diesen friedlichen Ort, an dem der Krieg spurlos vorübergegangen zu sein scheint, und da man ja nie weiss, mit welchen Verhältnissen man andernorts konfrontiert wird, machen wir also noch einen weiteren Versuch, unsere Bestände aufzufüllen.

Auf unser Anklopfen am letzten Haus des Dorfes öffnet ein bildhübsches Mädchen das Fenster und lächelt uns freundlich und wohl mehr noch etwas mitleidig an, und da zu vermuten ist, dass hierbei unser gewiss nicht gerade ansprechendes Aussehen eine Rolle gespielt haben dürfte, fahre ich mir schnell einmal über die arg zerzausten Haare und lächle ziemlich verlegen zurück. Georg wird wahrscheinlich ähnlich reagiert haben, jedenfalls sind wir beide, was sicher verständlich ist, von diesem wirklich reizenden Geschöpf sichtlich beeindruckt, und erstaunlicherweise – oder bildet man sich das vielleicht nur ein? – scheint

das auch umgekehrt der Fall zu sein, nur stellt sich eben die Frage, ob da nicht unser «wildromantisches» Erscheinungsbild mehr im Vordergrund steht. Was auch immer, man ist angetan von dieser ebenso netten wie unerwarteten Szene und kommt dabei zu der erfreulichen Feststellung, dass man noch nicht gänzlich abgestumpft ist. Mit gefüllten Milchflaschen und noch etwas Brot sowie ein paar Eiern, die uns die Bauersleute noch dazugelegt haben, verabschieden wir uns sodann mit herzlichen Dankesworten. Natürlich drehen wir uns noch einmal um, winken freundlich zurück – was ebenso freundlich erwidert wird – und ziehen dann mit einigem Bedauern weiter. Nach einer Weile nachdenklichen Schweigens muss ich dann aber doch etwas sagen: «War doch ,n prima Mädel, was, Georg?» Und der antwortet in herrlichem Schwäbisch: «Hm... nit schläächt!»

Das war dann aber auch schon alles, was in diesen Tagen und Wochen vom «Thema Nr. 1» zu vermelden ist. Einmal mehr ist man sich des ganzen Irrsinns eines Krieges bewusst geworden und insbesondere der völlig aus dem Rahmen fallenden Situation, in die wir hier hineingeraten sind.

29. Juli

Die Stunden bis Mitternacht sind ohne besondere Vorkommnisse verlaufen. Lediglich auf einer sandigen Strasse haben wir die deutlichen Spuren von Kettenfahrzeugen festgestellt, womit wir wieder in die raue Wirklichkeit zurückversetzt werden.

Weit hinter uns sind länger anhaltende, dumpf grollende Detonationen zu vernehmen, die sicher wieder von einem Luftangriff herrühren, diesmal allerdings von einem deutschen, was uns jetzt leider nicht mehr viel helfen kann. Der Richtung nach könnte es der bereits erwähnte wichtige Eisenbahnknotenpunkt Molodeczno sein, den man wohl zur Störung des Nachschubverkehrs bombardiert. Die Stadt ist am 5. Juli von den Sowjets zurückerobert worden, zu dem Zeitpunkt also, da unsere 4. Armee im Kessel von Minsk ihrem Untergang entgegensah und dann für die restlichen, unter hohen Verlusten ausgebrochenen Teile dieser für absolut unvorstellbar gehaltene lange Fussmarsch begann.

Längere Zeit sind wir an keinem Wald mehr vorbeigekommen und befürchten schon, uns mit einem Getreidefeld begnügen zu müssen, finden dann aber

doch noch rechtzeitig einen kleinen, ziemlich lichten Birkenwald mit nur wenig Unterholz. Aber immer noch besser als ein Kornfeld mit allen hiermit verbundenen Einschränkungen und Risiken, wie sie uns vor nunmehr 10 Tagen nahe Wolozyn zum Verhängnis geworden sind.

Auf der Suche nach einem geeigneten Lagerplatz stossen wir in Nähe des Waldrandes auf ein genügend tiefes und breites Loch, ähnlich einem grossen Bomben- oder Granattrichter, und beschliessen, uns in diesem niederzulassen, obwohl es unten auf dem Boden ziemlich feucht ist, und decken uns dann vorsichtshalber noch mit reichlich Birkenzweigen zu. Wir schlafen fast den ganzen Tag über und werden nur zweimal aufgeschreckt, als in der Umgebung einige Schüsse fallen – sicher wieder nur die übliche Herumballerei – und etwas später ein paar Kinder eine kleine Rinderherde unmittelbar neben dem Wald vorbeitreiben, ohne uns jedoch zu nahe zu kommen. Man hat sich einen sehr leichten Schlaf angewöhnt, gleichsam wie die Tiere in freier Wildbahn.

Als wir am Abend aufbrechen, geht der Marsch durch stark kräftezehrendes Gelände. Mehrere kleine Hügel müssen überwunden werden, dazwischen grössere Sturzäcker, die uns mit unserem «Schuhwerk» erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Man muss höllisch aufpassen, dass man nicht umknickt, und die Füsse brennen durch die ständige Reibung wie schon lange nicht mehr. Zusehends erlahmen nun die Kräfte, und schliesslich müssen wir uns erschöpft in einem Busch niederlegen. Ich fühle mich sauelend, bekomme Schwindelanfälle begleitet von Schweissausbrüchen und möchte am liebsten hier liegen bleiben.

Georg hat sich bald wieder soweit erholt und drängt zum Aufbruch, während ich gern noch etwas warten will. «Mensch, mach keinen Mist und komm schon endlich, wir können hier nicht länger rumhängen!», ruft er mir zu, und als ich mich mühsam erhebe, wird es mir schwarz vor den Augen, schwärzer als die Nacht. Da der Schwächezustand mit einem starken Durstgefühl verbunden ist, trinke ich nun reichlich von unserer Milch, die uns schon so oft hochgehalten hat, worauf es mir auch bald wieder etwas besser geht, und so können wir nun langsam weiterziehen. Ich überlege, was mit mir los sein könnte.

Meine Verwundungen haben mir während der letzten Zeit kaum noch Probleme bereitet, die Füsse dagegen umso mehr, und auch die Nebenerscheinungen

der Ruhr haben sich nicht mehr bemerkbar gemacht. Aber wir sind eben trotz hinlänglicher Ernährung nicht mehr voll bei Kräften, und dann kommt es nach grösseren Anstrengungen wohl zu solchen Reaktionen.

Unsere tägliche – oder besser nächtliche – Marschleistung liegt je nach den gegebenen Umständen bei durchschnittlich etwa fünf Kilometern, unter günstigen Verhältnissen auch schon mal etwas mehr, wobei, wie bereits erwähnt, der effektive Raumgewinn aufgrund der unvermeidlichen Umwege stets geringer zu veranschlagen ist.

Ein dichter, zum Lagern hervorragend geeigneter grösserer Buschwald nimmt uns schliesslich auf, und hier verbringen wir einen ungestörten und vor allen Dingen erholsamen Tag.

30. Juli

Leider beginnt der Tag nicht so erholsam, wie wir das erhofft hatten. Wenngleich unser schöner Buschwald auch optimale Deckungsmöglichkeiten bietet, so entwickelt er jedoch in den frühen Morgenstunden die unangenehme Eigenschaft, nicht nur überaus feucht zu werden, sondern als Folge hiervon auch eine empfindliche Kälte auszustrahlen. Wir erwachen demzufolge viel früher als gewollt und frieren so sehr, dass wir kein Auge mehr zumachen können. Unsere Fusslappen sind vollkommen durchnässt und die Füsse eiskalt. Also erheben wir uns und hüpfen nun in der Gegend herum, aber leider ohne jeden Erfolg. Daraufhin wickeln wir uns die nassen Fusslappen ab und massieren die Füsse, die so aussehen, als wären sie erfroren. Und das im Hochsommer, Ende Juli!

Die eiternden und zum Teil blutenden Wunden brennen wie Feuer, und so rennen wir schmerzgeplagt wie die Irren zwischen den Büschen auf dem nasskalten Boden umher. Das hält ja kein Hund aus, könnte man da wirklich sagen, und endlich finden wir auf einer kleinen Bodenerhebung eine sandige, weitgehend trockene Stelle, auf der wir nun eine Art Spitzentanz aufführen, ein Bild wohl, das bei einem zufällig anwesenden Beobachter ohne jeden Zweifel stürmische Heiterkeit hervorgerufen hätte. Wir sind allerdings erst wieder einigermaßen erheitert, als endlich die Sonne aufgeht und die Lage sich allmählich zu

entspannen beginnt. Und schon nach wenigen Stunden brennt sie so heiss, dass wir es für notwendig halten, eine schattige Stelle aufzusuchen. Nur zu gern hätten wir vorhin ein wärmendes Feuer entfacht, haben dies aber unterlassen, weil uns der Buschwald zu niedrig erschien und insbesondere das feuchte Holz eine auffällige Rauchentwicklung verursacht hätte, was wir auf keinen Fall riskieren durften.

Nun gehen wir erst einmal daran, uns ein ordentliches Frühstück zu bereiten. Auf eine warme Mahlzeit verzichten wir vorsichtshalber auch jetzt noch, zumal die Sonne eine enorme Hitze verbreitet und wir über genügend Brot und noch einen Rest Butter verfügen. Dazu gibt es die eben erhaltene frische Milch und zuletzt noch eine grosse Portion Blaubeeren, die hier, wie überall in den Wäldern, in jeder Menge und dazu beachtlicher Grösse zu finden sind. Das gut getarnte Lager erlaubt es uns, die nächsten Stunden dafür zu benutzen, unsere Kleidung erneut intensiv nach Läusen abzusuchen, die in der Wärme wieder spürbar aktiv geworden sind.

Auch im weiteren Verlauf des Tages hat sich nichts Besonderes mehr ereignet, alles ist ruhig und friedlich geblieben, und wir haben uns wieder gut erholt.

31. Juli

Als wir an einem einzeln stehenden, recht wohlhabend erscheinenden Gehöft vorbeikommen, klopfen wir in der Hoffnung, hier eventuell noch irgendetwas für uns Nützliches erhalten zu können, mehrmals an eines der Fenster, aber nichts regt sich dahinter. Vielleicht ist das Haus verlassen, meinen wir, oder man will halt nicht gestört werden, was ja auch verständlich wäre. Also dann eben nicht. Neben dem Haus befindet sich, wie wir das schon ein paar Mal gesehen haben, ein separater Keller, den wir nun doch noch inspizieren wollen. Auf Zehenspitzen steigen wir lautlos die Holzterasse hinunter, öffnen die knarrende Tür, lauschen, ob hierauf jemand reagiert, und entzünden dann in dem stockdunklen Raum ein Streichholz. Ein paar Fässer stehen herum, deren Inhalt wir natürlich jetzt nicht näher untersuchen können. Auf einem Tisch liegt ein leerer Jutesack und daneben ein grösserer Karton. «Los, noch ein Streichholz!»,

sagt Georg leise, und als wir ihn öffnen, sehen wir, dass er bis zum Rand mit «Hindenburg-Lichtern»¹⁸ gefüllt ist, wie wir sie zur Beleuchtung unserer Bunker und Unterkünfte häufig verwenden. Aber wie kommen die hierher, und dann gleich in dieser Menge? «Könnten von Partisanen erbeutet worden sein!», gebe ich Georg leise zu bedenken. «Los, komm – hauen wir lieber ab!», meint er beunruhigt, und daraufhin schnappen wir uns den Jutesack, nehmen auch noch eine Anzahl von den Lichtern mit und verduften schleunigst.

Noch befinden wir uns ja in Weissrussland, wenn auch schon nahe der ehemaligen litauischen Grenze, und wenn wir auch, insbesondere in der letzten Zeit, so gute Erfahrungen mit der Bevölkerung gemacht haben, müssen wir doch stets mit der gebotenen Vorsicht und, hiermit verbunden, eben immer auch einem gewissen Misstrauen an die Dinge herangehen. Und wenn sich Militär in der Nähe befinden sollte, muss allemal damit gerechnet werden, dass unsere Anwesenheit gemeldet wird, nicht zuletzt aus Furcht vor der Möglichkeit, zur Verantwortung gezogen zu werden, wenn man dies unterlässt.

Anders als an den vergangenen Tagen ist der Himmel heute stärker bewölkt und erschwert somit die Orientierung nach den Sternen. Wir rasten dann jeweils, bis der «Grosse Bär» wieder erscheint. Inzwischen haben wir unsere Vorräte und die sonstigen Dinge auf die nunmehr vorhandenen zwei Säcke verteilt, womit das Tragen spürbar erleichtert worden ist. Ausserdem wäre nun jeder erst einmal ausreichend versorgt, wenn wir aus irgendeinem Anlass getrennt werden sollten, wie dies beispielsweise bei einer überstürzten Flucht während der Dunkelheit und unter Feinddruck eintreten könnte.

1. August

Als wir in den frühen Morgenstunden vergeblich nach einem geeigneten Versteck Ausschau gehalten haben, müssen wir uns schliesslich mit einem klei-

¹⁸ Im 1. Weltkrieg hat der Generalfeldmarschall und spätere Reichspräsident Paul von Beneckendorff und Hindenburg (1847-1934) diese so praktischen, flachen, und daher nicht umkippenden Wachslichter konzipiert und ihre Feldverwendung veranlasst, weshalb man sie nach ihm benannt hat. Sie sind mit den heutigen Teelichtern vergleichbar, aber etwas grösser als diese.

nen und überdies sehr lichten Nadelwäldchen begnügen, das einen nur unzureichenden Sichtschutz ermöglicht. Lediglich eine Stelle unmittelbar am Waldrand, an der vier Bäume etwas dichter zusammenstehen, kommt als Lagerplatz in Betracht. Nachdem wir uns hier niedergelassen haben, gehen wir, einer unbestimmten Ahnung folgend, sogleich daran, auch noch die letzten kleineren Lücken mit zur Vorsicht etwas abseits ausgerissenen Bäumchen und abgebrochenen Zweigen zu schliessen, zumal in der Nähe ein Weg vorbeiführt, auf dem deutlich frische Fuss- und Wagenspuren zu erkennen sind. Kein idealer Lagerplatz also, und daher gehe ich gleich ein Stück weiter in das Wäldchen hinein, um die nähere Umgebung zu erkunden. Nicht weit entfernt liegt ein Dorf, das aber einen friedlichen Eindruck macht, soweit man dies aus der Distanz beurteilen kann. Fahrzeuge, die auf eine Anwesenheit von Militär hinweisen würden, sind jedenfalls nicht erkennbar.

Wir haben gerade etwas zu ruhen begonnen, als sich ein Bauer mit seiner Herde unserem Lagerplatz nähert und sie dann unmittelbar neben uns vorbeitreibt. Etliche Rinder und Schafe dringen dabei auch in den Wald ein, wobei wir buchstäblich von ihnen eingekreist werden. Vergeblich versuchen wir, sie durch Zischlaute und zugleich abschreckende Bewegungen von unserem Versteck fernzuhalten, was natürlich bald von dem Bauern bemerkt wird. Langsam kommt er auf uns zu, reicht uns zu unserer nicht geringen Überraschung unaufgefordert und ohne ein Wort zu verlieren, einen Kanten Brot und zieht dann freundlich lächelnd mit seiner Herde weiter. Man hat den Eindruck, als wüsste er genau, wem er da begegnet ist, und dass wir somit nicht die Ersten sind, mit denen man hier in Berührung gekommen ist.

Hoffentlich spricht sich unsere Anwesenheit nicht gleich im Dorf herum, denken wir, und etwas besorgt hören wir wenig später in einiger Entfernung plötzlich mehrere Schüsse, die dann immer näher kommen. Durch die Zweige beobachten wir zwei mit Gewehren bewaffnete Zivilisten, Partisanen wie wir vermuten, die sich genau auf uns zu bewegen und zuletzt auf dem Waldweg nur gut fünf Meter von uns entfernt stehen bleiben, den Blick auf unser Versteck gerichtet. Wie erstarrt sitzen wir da, und dann flüstere ich Georg fast unhörbar zu: «Sollen wir fliehen?» Resigniert schüttelt er wortlos den Kopf, und so un-

terlassen wir das wohl Einzige, was uns jetzt noch hätte retten können, nämlich unverzüglich aufzuspringen und so schnell und so lange wie nur möglich durch den Wald zu rennen, um dann vielleicht mit sehr viel Glück irgendwo unterzutauchen. Wer oder was aber veranlasst uns, dies nicht zu versuchen? Es ist aus, so glauben wir jedenfalls, hoffnungslos vorbei, und so bleiben wir wo wir sind, erwarten hier mit einer kaum für möglich gehaltenen Gelassenheit unser Ende, wobei in diesem Moment wohl erleichternd der Gedanke mitgewirkt haben mag, dass nun endlich Schluss ist mit dem ganzen Irrsinn.

Offenbar haben sich die beiden mutmasslichen Partisanen auf dem Weg zu uns verschossen, denn jetzt holen sie sich nach und nach lose in den Taschen mitgeführte Patronen heraus und beginnen aufreizend langsam und irgendwie auch etwas unbeholfen ihre Magazine aufzufüllen. Sie haben – wie auch damals die beiden Partisanen in dem Dorf am Nalibocka-Wald – deutsche Karabiner 98 K, deren Magazine fünf Schuss fassen. Automatisch zähle ich die Patronen mit, und dann haben sie die letzte drin. Die Karabiner auf uns gerichtet, führen sie nun die Magazine ein, reden nach wie vor kein Wort, fordern uns nicht einmal dazu auf, aus unserem Versteck herauszukommen. Schiesst doch endlich, ihr Hunde, sage ich zu mir, hoffend, dass alles kurz und schmerzlos vorüber ist, und Georg denkt dies sicher gleichfalls.

Jetzt laden sie durch – das wohlbekannte metallischharte Kläcken der Gewehrschlösser – und nun müsste es ja eigentlich gleich passieren – aber da geschieht etwas schier Unglaubliches: Sie werfen ihre Karabiner schwungvoll mit dem Riemen über die Schulter, gehen dann forschen Schrittes, den Blick nach vorn gerichtet, unmittelbar neben uns vorbei in den Wald hinein und verschwinden zwischen den Bäumen. Fassungslos starren wir uns an, können es kaum glauben, dass wir noch am Leben sind. Georg findet zuerst seine Sprache wieder und sagt zu mir, wohl auch eingedenk all dessen, was sich bisher schon ereignet hat: «Mann, wenn wir wirklich mal heil nach Hause kommen und das alles hier erzählen, also das glaubt uns sicher kein Mensch».

Nachdem wir wieder zu uns selbst gefunden haben, überdenken wir nochmal, was sich da soeben abgespielt hat. «Ich dachte schon, dass uns der Bauer verraten und das Brot nur gegeben hat, um uns in Sicherheit zu wiegen», meint

Georg. «Dann müsste er auch mitbekommen haben, dass wir unbewaffnet sind, denn sonst hätten sich die beiden ja wohl kaum so offen und nur ein paar Meter entfernt vor uns hingestellt», werfe ich ein. «Wir hätten aber doch Pistolen haben können, was man ja nicht gleich spitzkriegern muss», bemerkt Georg zu Recht, worauf ich erwidere: «Mensch, wenn ich eine gehabt hätte, dann wären die zwei jetzt sicher weg vom Fenster.» Glücklicherweise ist alles ganz anders abgelaufen, zumal auch die Möglichkeit besteht, dass es sich überhaupt nicht um Partisanen, sondern ganz einfach um biedere Dorfbewohner gehandelt hat, die ihre Gewehre rein zufällig ausgerechnet vor unserem Lagerplatz nachgeladen haben. Wie gesagt ist hier ja so mancher in den Besitz einer Schusswaffe gelangt, mit der man in der Gegend herumballert, oder, wie vielleicht soeben, in Wald und Feld auf die Jagd geht. Harmlose Leute also, die uns vermutlich freundlich entgegengekommen wären und gewiss noch versorgt hätten, und so gesehen könnte man es fast für wünschenswert erachten, über keine Waffe mehr zu verfügen. Was auch immer, das Ganze hier war eine äusserst brisante, aber auch nachdenkenswerte Angelegenheit, und wenn unser so unrealistisch anmutendes Verhalten allein dazu geführt hat, aus einer anscheinend hoffnungslosen Lage heil herauszukommen, dann wird man zwangsläufig an jenen guten alten Sinnspruch erinnert, der da lautet: Der Mensch denkt, und Gott lenkt!

2. August

In einem Dorf wird uns mitgeteilt, dass wir nicht weit entfernt einen grösseren Fluss, die Oszmianka, und den an ihr liegenden Ort Aschmena erreichen werden. Und wiederum ist auch hier die Rede davon, dass die Alliierten jetzt mit uns gegen die verhassten Bolschewiken kämpfen würden. Ausserdem, so heisst es weiter, wäre Hitler schwer erkrankt und habe die Regierung an Ribbentrop und Himmler übergeben. Offenbar verfälscht weitergegebene Nachrichten in Verbindung mit dem Attentat vom 20. Juli, von dem wir noch nichts wissen und somit dieser Mitteilung auch keine sonderliche Bedeutung beimessen. Der Führer, so meinen wir, befindet sich halt im Augenblick nicht bei bester Gesundheit, was nach Lage der Dinge und bei der andauernden starken Be-

lastung ja auch kein Wunder sein könne. Als wir uns dann wieder auf den Weg machen, weist man uns noch darauf hin, dass wir schon bald an die litauische Grenze kommen würden.

In der sternklaren Nacht geht es recht gut voran, bis wir dann im Mondschein die Umrisse einiger Häuser erkennen, denen wir uns nun nähern. Da wir glauben, lediglich eine kleine Ansiedlung vor uns zu haben, die rasch durchschritten werden kann, gehen wir unbesorgt weiter in den Ort hinein. Mit wachsender Beunruhigung erkennen wir, dass immer wieder neue Häuser vor uns auftauchen. Sollte das etwa schon die angekündigte grössere Ortschaft Aschmena sein, an der Oszmianka, und vielleicht von den Sowjets besetzt? Lauschend bleiben wir stehen und vernehmen tatsächlich das leise Rauschen eines Flusses. Für eine Umkehr ist es zu spät und würde, falls man uns beobachtet hat, wahrscheinlich Verdacht erregen, und so gehen wir nun betont langsam wie zwei müde Einwohner auf dem nächtlichen Heimweg mit allerdings ziemlichem Herzklopfen weiter, erreichen endlich mit viel Dusel unbehelligt den Ortsausgang und dort auch den Fluss.

Und da sehen wir auch die Brücke. Im Schatten eines Hauses beobachten wir sie einige Zeit mit höchster Spannung. Alles ist totenstill, nirgendwo eine Bewegung, kein Posten zu erkennen. «Also los, vorsichtig ’rüber», flüstere ich Georg zu. «Wenn wir angerufen werden, sofort ’runter ins Wasser springen!» Völlig geräuschlos schleichen wir nun, wie bei der Kleinen Beresina, auf Zehenspitzen über die hölzernen Planken und erreichen unangefochten das andere Ufer. «Schwein gehabt – komisch, dass die ihre Brücken nicht bewachen», meint Georg leise. Gleich hinter ihr steht aber noch ein kleines Haus, das letzte des Ortes, an dem wir nun langsam vorbeigehen wollen. «Du, sieh mal!», sagt er, und deutet erschrocken auf eine Gestalt, die unbeweglich auf einer Bank neben der Haustür sitzt. «Der pennt ja fest», antworte ich vielleicht etwas zu laut und in der Überzeugung, dass hier einer der Hausbewohner zu später Stunde seinen Rausch ausschläft. Aber da wacht er plötzlich auf, hebt den Kopf und blickt uns schlaftrunken und völlig teilnahmslos an, während ich im gleichen Augenblick dicht neben ihm auf der Bank, im Mondlicht metallisch blinkend, eine Maschinenpistole liegen sehe – der Brückenposten!

«Los, Mensch, abhauen!», rufe ich, und blitzartig machen wir kehrt, rennen

so schnell wie wir nur können quer durch ein nahes Getreidefeld, dabei unvermeidbar Spuren hinterlassend und somit jeden Moment damit rechnend, verfolgt und angeschossen zu werden, aber nichts dergleichen geschieht. Offenbar ist der gute Mann gleich wieder eingenickt, und bei diesem Gedanken fällt mir – so ähnlich wie damals am Drut bei dem Lied vom «Roten Mohn» – urplötzlich ein altes schlesisches Weihnachtslied ein, das mit den Worten beginnt: «Schlaf wohl, du Himmelsknabe, du...», und dieser ebenso skurrile wie humorige Vergleich verursacht einen einfach nicht zu unterdrückenden und dabei auch viel zu lautstarken Ausbruch spontaner Heiterkeit, dem Georg in dieser Situation begreiflicherweise kein Verständnis entgegenbringen kann. Ziemlich ungehalten dreht er sich nach mir um mit der bissigen Bemerkung, dass ich anscheinend grosse Lust verspüre, nochmals in Gefangenschaft zu geraten oder gleich über den Haufen geschossen zu werden, woraus einmal mehr ersichtlich wird, wie bedeutungslos die Rangunterschiede geworden sind. Als dann schon etwas weiter hinter uns doch noch ein paar vereinzelt Schüsse fallen und ich – um «Entspannung» bemüht – daraufhin bemerke: «Du, der Kerl hat ganz sicher Spätzündung», wird dies dann aber ohne Kommentar zur Kenntnis genommen.

3. August

Erleichtert, auch diesen Fluss wieder heil und trockenen Fusses hinter uns gebracht zu haben, ziehen wir nun weiter und kommen wenig später in ein Sumpfgelände mit zahllosen, von feuchtem Moos überzogenen Erdbuckeln, ähnlich grossen Maulwurfshaufen, die so eng beieinander liegen, dass man ihnen nicht ausweichen kann. Somit sind wir gezwungen, vorsichtig auf ihnen entlang zu balancieren, wobei man jedoch immer wieder abrutscht – eine recht schmerzhafteste Prozedur für die geschundenen Füsse, verbunden mit der Gefahr, auch einmal umzuknicken und dann nur noch unter grossen Schwierigkeiten weiterzukommen, was auch sonst in der Dunkelheit immer zu befürchten ist. Dauernd lockert sich der Kabeldraht um die durchnässten Fusslappen, die dann wild herumhängen und jedes Mal neu umwickelt werden müssen.

Endlich haben wir dieses irre Gelände überwunden und kommen dann an

einen Bach, der viel zu breit ist, um ihn überspringen zu können. Ausserdem ist er mindestens einen Meter tief, was wir mit Hilfe eines Astes feststellen. Ermüdet von dem so beschwerlichen Marsch durch das Sumpfgelände, setzen wir uns erst einmal an das Ufer und ruhen ein wenig aus, aber unsere nassen Füße und die Kälte der frühen Morgenstunde veranlassen uns, schon bald wieder aufzubrechen, und so gehen wir nun am Ufer entlang in der Hoffnung, eine etwas schmalere Stelle zu finden, an der wir auf die andere Seite gelangen können, doch leider ohne Erfolg.

In der Morgendämmerung taucht vor uns, etwas abseits von dem Bach, ein einzelnes Gehöft auf, dem wir uns nun nähern. Noch bevor wir es erreichen, öffnet eine Frau eines der Fenster, blickt uns sichtbar erschrocken entgegen und zeigt, nachdem sie uns wohl als Deutsche erkannt hat, aufgeregt in die Richtung, aus der wir gekommen sind, wobei sie wahrscheinlich den Ort Aschmena meint: «Da, Ruski, Ruski!», ruft sie uns zu, wonach wir sie mit einer entsprechenden Handbewegung beruhigen und ihr zu verstehen geben, dass wir schon Bescheid wüssten. Dann treten wir in das Haus ein und setzen uns mit ihr an den Tisch des sehr ordentlichen Wohnzimmers. Unaufgefordert bringt sie uns Milch soviel wir wollen, und dazu auch gleich ein halbes Brot. Kurz danach erscheint dann ihr Mann, und da beide, wie immer wieder festzustellen ist, über hinlängliche deutsche Sprachkenntnisse verfügen, können wir recht gut ins Gespräch kommen. Erbittert berichten sie, dass ihnen die Sowjets alles Vieh weggetrieben hätten. Vor zwei Tagen waren sie da und haben in der Scheune übernachtet, hören wir nicht ganz unbesorgt, zugleich aber recht froh, nicht rascher vorangekommen zu sein. Mit dem so unerwartet schnellen und raumgreifenden Vormarsch der Roten Armee hat der Nachschub an Versorgungsgütern wohl nicht immer Schritt halten können, weshalb die Truppe ihren Bedarf vielfach selbst durch Requisitionen in den besetzten Gebieten deckt.

Die Bäuerin kann es noch immer nicht fassen, dass die Bolschewisten nun wieder im Lande sind. «Oh Gott mei Gott», sagt sie, «Ruski sein schlecht Mensch, Niemce gutt, serr gutt, oh Gott mei Gott – wann kommen wieder Niemce?» «Na, vielleicht schon in 14 Tagen oder drei Wochen», antworte ich, um sie zu beruhigen und weil sie mir irgendwie leid tut, worauf sie, sichtlich

erleichtert, nochmals nachfragt: ja, in 14 Tagen. Oh Gott mei Gott in 14 Tagen!» Und sogleich werfe ich mir vor, so leichtfertig und auch gedankenlos völlig falsche Hoffnungen erweckt zu haben. Dann lässt auch ihr Ehemann seinen Gefühlen freien Lauf, indem er mit erhobenen Armen und geballten Fäusten ebenso lautstark wie temperamentvoll und unvergesslich drastisch zu der Feststellung gelangt: «Rrrruuski Schaiiise Schaiiise!»

Dabei hat er wohl nicht nur an das ungewisse Schicksal so vieler seiner Landsleute und seine von den «Befreiern» vereinnahmten Tiere, insbesondere die so wertvollen Rinder¹⁹ gedacht, sondern vielleicht auch daran, dass es schliesslich deutsche Soldaten waren, die Litauen im Dezember 1917 von der mit dem Ziel der Einverleibung in die UdSSR bereits eingedrungenen Roten Armee befreit und somit die am 2. November 1918 erfolgte Proklamation als souveräner Staat erst ermöglicht haben, wie dies gleichermassen für Lettland und Estland zutrifft. Verständlich also, dass man, wie soeben gezeigt, den Sowjets gegenüber keine Sympathien empfindet und vielmehr eine Rückkehr der «Niemce» für wünschenswert erachtet, auch wenn die am 22. März 1939 erfolgte Wiedereingliederung des Memelgebietes in das Deutsche Reich nicht gerade beifällig aufgenommen worden ist. Es darf hierbei aber auch nicht übersehen werden, dass das Memelgebiet – durch das Versailler Diktat unter Missachtung der ethnographischen Gegebenheiten von Deutschland abgetrennt – am 10. Januar 1923 von Litauen kurzerhand annektiert worden ist, was der Völkerbund durch die Memelland-Konvention vom 8. Mai 1924 dann auch noch sanktioniert hat!

Inzwischen ist es so hell geworden, dass es Zeit wird, sich von den so freundlichen und mitteilbaren Bauersleuten mit herzlichem Dank zu verabschieden. Auf eine letzte Frage, ob es wohl in der Nähe eine Brücke oder einen Steg gebe, weist man uns auf ein am Ufer bereitliegendes Brett hin, mit dessen Hilfe der Bach überschritten werden kann. Das tun wir dann auch und finden bald darauf einen Wald, in dem wir uns gut geschützt niederlassen können. Von

¹⁹ Im Zeitraum der Unabhängigkeit Litauens – und so auch in den Kriegsjahren während der deutschen Besetzung des Landes – konnte man natürlich eine unbeschränkte Zahl von Rindern besitzen. Unter dem sozialistischen Sowjetregime hingegen wurde jedem Landwirt lediglich eine einzige Kuh als Eigentum zugebilligt, die im Volksmund dann trefflich «Stalin-Kuh» genannt worden ist.

einem sicher wesentlich angenehmeren Aufenthalt in der Scheune haben wir doch lieber Abstand genommen, nachdem wir erfahren haben, wer hier soeben erst übernachtet hat!

4. August

Auf dem leider wieder recht feuchten Waldboden haben wir uns gleich zur Ruhe niedergelegt, können aber, wie so häufig, nur einen unruhigen Schlaf finden. Georg spricht mehrfach laut im Traum, wonach ich jedes Mal erschrocken hochfahre und ihm den Mund zuhalte. Auch ich träume dann allerlei Beunruhigendes durcheinander, befinde mich vor dem Freiburger Bahnhof im Westen Breslaus²⁰, das gerade in diesen Augusttagen zur «Festung» erklärt und ein halbes Jahr später tatsächlich von den Sowjets eingeschlossen werden wird, was in diesem Augenblick nur visionär zu begreifen gewesen wäre. Ich steige nun im Traum am Bahnhof in ein Auto, um in das Zentrum der Stadt zu fahren. Plötzlich kommt mir ein grosser Lkw entgegen, voll besetzt mit Rotarmisten (!), die sofort herunterspringen und dann mit Pistolen auf die Scheiben meines Wagens zu schiessen beginnen, ohne mich jedoch zu treffen.

Dann laufe ich durch einen Laubengang und habe auf einmal das Gefühl, verfolgt zu werden. Ohne mich umzusehen, rase ich blitzschnell los, erreiche einen langen dunklen Tunnel und höre hinter mir laut schallende Schritte, die immer näher herankommen, obwohl ich sicher noch nie in meinem ganzen Leben so gerannt bin. Und dann spüre ich eine eiskalte Hand im Nacken, stürze mit einem lauten Aufschrei zu Boden und – erwache.

Erschrocken richte ich mich auf und stelle erleichtert fest, dass keinerlei Gefahr droht. Georg ruht friedlich neben mir, aber der verrückte Traum hat mich dermassen aufgeregt, dass ich nun kein Auge mehr schliessen kann. Die eiskalte Hand im Genick ist wohl auf den feuchtkalten moosbedeckten Erdbu-

²⁰ An der Oder gelegene Hauptstadt Schlesiens, die heute «Wroclaw» heisst. Der «Freiburger Bahnhof» wurde nach meiner Heimatstadt Freiburg/Schlesien, jetzt «Swiebodzice», benannt und war anfangs die Endstation der 1843 eröffneten 60 Kilometer langen Teilstrecke von Breslau nach Freiburg, der zweitältesten Bahnlinie Schlesiens.

ckel zurückzuführen, auf welchen ich meinen Kopf gelegt hatte. Es wird wirklich langsam Zeit, dass diese unsere Daseinsform ein Ende findet!

Nicht weit von uns bewegt sich etwas zwischen den Bäumen, kommt näher, aber dann atmen wir erleichtert auf, denn es sind nur ein paar Rinder und Schafe, die von zwei Hütejungen durch den Wald getrieben werden, ohne dass man uns entdeckt. Wie schon mehrfach beobachtet, scheint sich das Leben hier offenbar recht schnell wieder zu normalisieren, wenn man das so nennen will. Die Landbevölkerung geht schon weitgehend wieder ihrer gewohnten Arbeit nach, woraus leider erkenntlich wird, dass wir eben noch sehr weit von der Front entfernt sind, sofern es inzwischen eine geben sollte!

Die weiteren Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit vergehen ohne jeden Zwischenfall. Am Abend scheinen wieder die Sterne, und so können wir unseren Marsch fortsetzen. Wir kommen an einem kleinen Landhaus vorbei, dem wir, weil es so einladend erscheint, einen Besuch abstatten wollen. Nach mehrmaligem vergeblichem Anklopfen öffnet schliesslich eine ältere Frau mit mürrischer Geste das Fenster, langt auf unseren Wunsch hin, ohne ein Wort zu verlieren, ein Stück Brot hinaus und knallt das Fenster sofort wieder zu. Kann man durchaus verstehen, da wir sie wohl in ihrer Nachtruhe gestört haben, aber doch etwas überraschend, weil wir sonst auch zu später Stunde fast immer erstaunlich entgegenkommend und, wie erwähnt, oft sogar betont freundlich empfangen worden sind. In dem nächsten Haus ist dies dann auch wieder der Fall. Anscheinend die ganze Familie versammelt sich sogleich um uns herum am Tisch, auch die Grosseltern sind dabei, obwohl es gewiss schon auf Mitternacht zugeht. Einer der Söhne spricht, wie kaum anders zu erwarten, ein recht brauchbares Deutsch, und so bereitet die Unterhaltung keine Schwierigkeiten. Gleich zu Beginn erfahren wir etwas, das uns in freudige Erregung versetzt: Kürzlich sollen hier ganz in der Nähe «Germanski Parashute» – so haben wir das jedenfalls verstanden – deutsche Fallschirmjäger also, gelandet sein. Was für ein Gedanke, vielleicht noch heute auf sie zu treffen, die «grünen Teufel» in ordentlichen Uniformen, natürlich bestens bewaffnet und nicht wie wir traurigen Gestalten hierher verschlagen, sondern wahrscheinlich zwecks Erledigung eines besonderen Auftrags in dieser Gegend, möglicherweise sogar zur Vorbereitung eines Unter-

nehmens mit unseren neuen Bundesgenossen! Wir sehen schon im Geiste ihre erstaunten Gesichter, misstrauische natürlich auch, weil sie uns in unserer Aufmachung im ersten Moment nur schwerlich als deutsche Soldaten erkennen dürften, bis wir ihnen berichten, was mit uns los ist.

Wir können es nun kaum noch erwarten, endlich aufzubrechen, aber dann geschieht noch etwas Wunderbares. Mit deutlich erkennbarem Mitleid hat man uns schon die ganze Zeit über betrachtet, und nun bringt der Bauer für Georg, der ja nur mit Kabeldraht umwickelte Fusslappen trägt, ein Paar alte, aber noch gut erhaltene Lederstiefel herbei, die er übergücklich in Empfang nimmt. Und wie das nicht selten der Fall ist, möchte man, insbesondere wenn eine gute Tat eine so grosse Freude und Dankbarkeit hervorgerufen hat, gleich noch einiges mehr tun, und so bekommt er auch noch eine Jacke als nicht minder bedeutsames Geschenk, da er ja während der ganzen Zeit nach unserer Flucht aus dem Lager in Wolozyn nur mit seinem dünnen Taghemd herumgelaufen ist. Damit ist er jetzt «voll ausgerüstet» für die Anforderungen, die uns noch bevorstehen. Ich beneide ihn nicht um die schönen Stiefel, denn ich könnte sie ohnehin nicht anziehen bei dem Zustand meiner Füsse. Mein etwas zu grosser Gummistiefel ist mit der entsprechenden Menge an Fusslappen darin genau das Richtige, da hierdurch kaum eine Reibung hervorgerufen wird. An die «Bekleidung» meines anderen Fusses habe ich mich gewöhnt, und die um meine allerdings schon arg mitgenommene Schirmmütze gewickelten Stoffreste erfüllen letztendlich auch ihren Zweck, wenn man sie nur sorgfältig mit dem Kabeldraht verschnürt und natürlich rechtzeitig auswechselt. Ausserdem werden sie ja ganz zwangsläufig immer wieder feucht und sorgen somit für die notwendige Kühlung und Entspannung.

Die guten Leute haben, man braucht es kaum noch zu erwähnen, auch reichlich für unser leibliches Wohl gesorgt, und als wir uns dann zum Weitermarsch rüsten, erteilt uns zum Abschied – eine bewegende Szene – die Grossmutter wohl nach altem Brauch auch noch ihren Segen, wobei sie ihre Hände auf unsere Schultern legt. Eine Frau, deren unendlich gütige Augen dabei mehr ausdrücken, als Worte es wiederzugeben vermögen. In jeder Form gestärkt, verlassen wir nun dieses so ungemein gastfreundliche Haus, danken seinen Bewoh-

nern mit grosser Herzlichkeit und begeben uns nun auf die Suche nach unseren Fallschirmjägern.

5. August

Bei nächster Gelegenheit wollen wir versuchen, hierüber noch genauere Einzelheiten zu erfahren, und schon wenig später ist dies auch der Fall, wonach allerdings unsere grossen Erwartungen wie eine Seifenblase zerplatzen. Man sagt uns nämlich, dass hier die Besatzung eines – offenbar beschädigten oder defekten – deutschen Flugzeuges mit dem Fallschirm abgesprungen sei und sich in einem Wald aufhalten würde, wobei jedoch damit gerechnet werden muss, dass sie inzwischen «in Richtung Heimat» aufgebrochen ist und sich nun in der gleichen Lage befindet wie wir; nur mit dem Unterschied einer unvergleichbar besseren körperlichen Verfassung und materiellen Ausstattung, sofern die Umstände, welche den Absprung erforderlich gemacht haben, und dann dieser selbst ohne Folgen geblieben sind.

Schliesslich verzichten wir doch recht enttäuscht auf eine sicherlich viel zu zeitaufwendige und am Ende wohl doch erfolglose Suche, was natürlich gleichermassen für die Fallschirmjäger gegolten hätte. Nichtsdestoweniger wäre eine Begegnung mit ihnen doch irgendwie ermutigend für uns gewesen, verbunden mit der Möglichkeit, noch ein paar nützliche Dinge zu erhalten, insbesondere einen Kompass und eventuell auch eine Pistole für den «äussersten Notfall». Bei einer etwas mehr realistischen Beurteilung der ganzen Geschichte müssen diese Gedanken und Erwartungen also letztendlich als reine Wunschvorstellungen eingeordnet werden, denen wir uns hier verständlicherweise eben einmal mehr hingegeben haben.

6. August, und einige Zeit danach

Da sich in den nächsten Tagen vieles wiederholt, soll vorerst davon Abstand genommen werden, weiterhin in Tagebuchform zu berichten, und nur auf die für bedeutsamer erachteten Begebenheiten eingegangen werden. Und dies ist auch sogleich der Fall: Wir erfahren, dass sich vor nur wenigen Stunden fünf



Glücklich, wer noch einen Kompass besass!

deutsche Soldaten mit Lebensmitteln versorgt hätten und dann zu dem nächsten Ort weitergezogen wären, wo wir sie, wenn wir uns etwas beeilen, vielleicht noch antreffen könnten. Natürlich sind wir zunächst der Auffassung, dass hier höchstwahrscheinlich die imaginäre Fallschirmjägerstory lediglich in anderer Version weitergereicht worden ist, aber dann halten wir die Sache doch für einigermaßen glaubwürdig, weil von genau fünf Mann die Rede ist und wir ja schliesslich nicht die Einzigen sind, die sich in diesen Wochen oder gar Monaten darum bemühen, «nach Westen Boden zu gewinnen».

Man weist uns daraufhin, dass wir nur auf der Strasse, die erfreulicherweise vorwiegend in unserer Marschrichtung verläuft, weitergehen müssten, um nach etwa zwei Kilometern das besagte Dorf zu erreichen, und so machen wir uns also unverzüglich auf den Weg, laufen aber vorsichtshalber im Strassengraben, da es inzwischen schon ziemlich hell geworden ist.

Ein erwartungsvolles, spannungsgeladenes Gefühl geht von dem Gedanken aus, möglicherweise gleich auf «Leidensgenossen» zu treffen, mit denen wir uns austauschen und eventuell sogar gemeinsam weitermarschieren können. «Die sind sicherlich noch da – weil's ja schon so hell wird – vielleicht in irgendeiner Scheune tagsüber», meint Georg. «Mann, das wär' 'n Ding, wenn das hinhaut», werfe ich ein, und dann taucht vor uns in der Morgendämmerung auch schon das Dorf auf. Für einen Augenblick bleiben wir stehen, peilen nach allen Seiten die Lage und nähern uns dann langsam dem ersten Haus. Auf unser Klopfen öffnet sogleich ein junger Mann die Haustür und, ohne ein Wort zu verlieren, auffallend schnell auch die Tür zum Wohnzimmer mit einer Geste, als hätte er eine Überraschung für uns parat. Und was für eine Überraschung! Da sitzen doch tatsächlich die fünf Landser im Zimmer, springen sichtbar erschrocken hoch, erkennen jedoch sogleich, dass diese beiden Gestalten da in der Tür keine Rotarmisten sein können. Totales, wortloses Erstaunen, bis dann die ersten Fragen kommen und wir kurz von unserem Weg berichten, was von mitfühlendem, vielleicht auch etwas ungläubigem Kopfschütteln begleitet wird. Die Kameraden, ein Unteroffizier und vier Mannschaftsdienstgrade, machen einen bemerkenswert guten, stabilen Eindruck, und da sie nicht in Gefangenschaft geraten

sind, besitzen sie auch noch fast ihre gesamte Ausrüstung, führen allerdings bis auf den Unteroffizier, der noch über eine Pistole verfügt, keine Waffen mehr mit sich. Einer von ihnen hat noch einen Kompass, was uns gleich zu der behutsamen Frage veranlasst, ob man etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn wir uns ihnen anschliessen würden. Wir können dies ja durchaus nicht für selbstverständlich halten, denn fünf Mann sind unter den gegebenen Umständen allein schon recht viel, und ganz besonders dann, wenn es darum geht, durch die russische HKL zu kommen, wobei dieser Versuch mit sieben Leuten noch riskanter wird. Aber wie erhofft, nimmt man uns auf, wenn auch in Anbetracht der genannten Gründe gewisse unausgesprochene Bedenken nicht zu übersehen sind. Für uns jedoch ist der Kompass von grösstem Wert. Wenn wir uns auch bisher – mit nur wenigen Ausnahmen – bei klarem Himmel nach dem «Grossen Bären» haben orientieren können, so ist doch nicht vorhersehbar, ob dies auch künftig möglich wäre, und ausgedehnte Waldgebiete selbst in sternklaren Nächten ein Weiterkommen auf jeden Fall ganz erheblich erschweren würden!

Wir sind also den Kameraden sehr dankbar, gemeinsam mit ihnen unseren Weg fortsetzen zu können. Üblicherweise nennen wir uns alle gleich beim Vornamen. Die Dienstgrade spielen, wie schon erwähnt, überhaupt keine Rolle mehr, und so fragt man auch nicht einmal nach dem meinigen, wo ich doch nur den schlichten Drilllichrock ohne jedes Rangabzeichen trage. Unsere neuen Weggefährten kommen, wie wir, aus dem grossen Minsker Kessel und gehören unterschiedlichen Divisionen an, woraus ersichtlich wird, welche chaotischen Zustände während des Rückzugs und der verschiedenen Ausbruchsversuche geherrscht haben. Alle stammen auch, da die einzelnen Divisionen vorwiegend landsmannschaftlich gegliedert sind, aus verschiedenen Heimatprovinzen. Fritz kommt aus der Mark Brandenburg, Gustl aus Bayern, Albert ist wie Georg Württemberger, Anderl ist im Sudetenland beheimatet und Fred, der Unteroffizier, in Thüringen.

Gleich am nächsten Tag trennt er sich von uns, als wir – ein unglaublicher Zufall – in einem Wald auf drei Landser aus seinem Regiment stossen, die ihn sogleich wiedererkennen. Riesige Freude natürlich allerseits bei diesem völlig unerwarteten Zusammentreffen, und so haben wir auch volles Verständnis da-

für, dass er sich nun ihnen anschliesst. Wir wünschen uns gegenseitig «Hals- und Beinbruch», und dann geht es nunmehr zu sechst weiter, ohne eine Waffe.

Wir haben uns alle aus geeigneten Ästen derbe Knotenstöcke angefertigt und ausserdem unsere beiden Verpflegungssäcke behelfsmässig mit Stoffstreifen anstelle von Lederriemen versehen, so dass wir sie nun wie Rucksäcke tragen können, was eine ganz wesentliche Erleichterung bedeutet und wir somit auch die Hände frei haben. So ziehen wir nun, müden Wanderern vergleichbar, durch die Gegend.

Als wir wieder einmal unsere Lebensmittelbestände ergänzen müssen, erhalten wir von den ebenso freundlichen wie hilfsbereiten Hausbewohnern auf eine eigentlich kaum erfolversprechende Anfrage hin tatsächlich auch noch eine Karte von Litauen, die man aus einem alten Schulatlas herausgetrennt hat und die uns künftig unschätzbare Dienste leisten wird. Bei ihrem Massstab 1:1.000.000 wird es uns nun möglich sein, nicht nur unseren jeweiligen Standort, sondern auch die Entfernungen zu den einzelnen Ortschaften sowie den Strassen, Flüssen, Eisenbahnlinien usw. auf etwa 10 Kilometer genau zu bestimmen. Zunächst einmal stellen wir fest, dass schon bald die hier in Nord-Süd-Richtung verlaufende Bahnlinie Wilna-Lida überschritten werden muss und wir danach in den Raum gelangen, in dem wir noch vor zwei Wochen eine feststehende Front erwartet hatten, die jetzt, so hoffen wir jedenfalls, noch an der Memel verläuft, rund 100 Kilometer von uns entfernt.

Wie aus unserer Karte zu entnehmen ist, scheinen sich vorerst in der Gegend keine besonderen Gefahrenpunkte zu befinden, an denen vielleicht vermehrt mit der Anwesenheit russischen Militärs gerechnet werden müsste. Weithin scheint es überhaupt keine Ansiedlungen zu geben, und gleich werden wir erfahren, weshalb dies so ist.

Unbehelligt haben wir inzwischen die erwähnte Bahnlinie überquert und nähern uns nun jener kaum besiedelten Landschaft, die auf unserer Karte mit dem wohlklingenden Namen «Puszcza Rudnicka» gekennzeichnet ist. Klar, dass man da unwillkürlich an das steppenartige Grasland in der ungarischen Tiefebene denkt und sicherlich auch an das schöne Lied, das «die Zarah» (Zarah Leander) mit dem für sie charakteristischen dunklen Timbre intoniert hat und

mit den Worten beginnt: Von der Pussta will ich träumen... – was für uns allerdings weniger in Betracht kommen dürfte.

Das Gebiet hat seinen Namen von dem weit und breit einzigen grösseren Ort Rudniki erhalten, der etwa 10 Kilometer entfernt ziemlich genau in unserer Marschrichtung liegt und dem wir auf jeden Fall weit genug ausweichen müssen, weil sich, wenn überhaupt, dann wohl nur hier russisches Militär befinden könnte. Sie macht sich also schon bezahlt, unsere tolle Landkarte!

Im Mondlicht tauchen vor uns die Umrisse eines ungewöhnlich breiten Waldes auf, den wir nicht ohne Weiteres umgehen können und auch nicht wollen, weil uns dies vermutlich sehr viel Zeit kosten würde. Seine Ausdehnung in der Tiefe ist in der Dunkelheit natürlich auch nicht annähernd zu eruieren, aber zum Glück besitzen wir ja nun einen Kompass und hoffen überdies, bald wieder in freies Gelände zu gelangen, wie das bisher eigentlich stets der Fall gewesen ist. Bald muss ja auch die «Pussta» kommen, das steppenartige Grasland.

Da unser Wald ziemlich licht ist und nur wenig Unterholz aufweist, entstehen uns keine besonderen Schwierigkeiten, und als wir dann sogar auf einen schmalen Pfad stossen, der ungefähr in der gewünschten Richtung verläuft, kommen wir besser als erwartet voran. Die Stunden vergehen und der Wald will kein Ende nehmen. Obwohl es inzwischen schon ziemlich hell geworden ist, laufen wir dennoch weiter, weil wir uns einerseits jetzt noch besser orientieren können und andererseits das Gefühl haben, dass uns hier offenbar keine akute Gefahr zu drohen scheint.

Die Zeit eilt dahin, und noch immer nur Bäume so weit das Auge reicht. Schliesslich sind wir so ermüdet, dass wir uns einen Rastplatz suchen und hier erst einmal die nächsten Stunden verbringen. «Eigentlich müssten wir doch schon längst in dieser Puszcza sein – jedenfalls der Karte nach», meint Albert. Und wir ahnen nicht, dass wir schon mittendrin sind! Woher sollten wir denn auch wissen, dass man hier unter «Puszcza» ein ausgedehntes Waldgebiet versteht, welche mit der uns bekannten «Pussta» absolut nichts zu tun hat! Und so können wir auch nicht ahnen, dass uns nun noch ein Waldmarsch von mindestens 30 Kilometern bevorsteht, in dessen Verlauf wir keiner einzigen Ansiedlung begegnen werden.

Während wir bislang nur ausnahmsweise, und dann auch nur kurzfristig bei Helligkeit, durch einen Wald gelaufen sind, können wir dies hier bei erhöhter Aufmerksamkeit auch einmal über eine längere Zeit riskieren, zumal wir ihn so schnell wie möglich hinter uns lassen wollen. «Hier gibt's wenigstens keine Partisanen», meint Fritz, und dennoch gibt es hier welche, aber ganz andere. Vor uns, mitten auf einer kleinen Lichtung, sehen wir plötzlich, scheinbar ohne selbst bemerkt worden zu sein, einen einzelnen mit einem Gewehr bewaffneten Mann stehen, offenbar ein Posten, der nach allen Seiten Ausschau hält. Er trägt einen hellgrauen, mit goldglänzenden Messingknöpfen versehenen Uniformrock, ähnlich meinem Drillichrock. Von der völlig unerwarteten Begegnung nicht wenig überrascht, bleiben wir erst einmal stehen und betrachten gespannt die so fremdartig wirkende Gestalt. Da der Mann nicht den Eindruck eines Partisanen erweckt – jedenfalls nicht eines solchen, wie wir ihn kennen –, gehen wir jetzt langsam auf ihn zu, um festzustellen, wen wir da vor uns haben. Zu unserer Verwunderung zeigt er sich weder erschrocken, noch nimmt er eine drohende Haltung ein, fast so, als ob wir hier erwartet würden. Möglicherweise hat er unser Erscheinen auch tatsächlich beobachtet und uns für unverdächtige Personen gehalten, wozu vielleicht noch unsere an harmlose Wanderer denkende Knotenstöcke und Rucksäcke beigetragen haben könnten.

Nachdem wir ihn erreicht haben, stelle ich fest, dass auf seinen Uniformknöpfen der polnische Adler eingeprägt ist. Der Mann spricht etwas Deutsch und Ändert auch ein paar Worte Polnisch, so dass wir uns nun hinlänglich unterhalten können. Wir erfahren, dass hier in dem riesigen Waldgebiet polnische Partisanen – oder sagen wir wohl besser: Widerstandskämpfer – ebenso wie die litauischen Partisanen unter Juozas Jakavonis eine Art von Guerillakrieg gegen die Sowjets führen und sich damit gleichzeitig einer möglichen Rekrutierung zu entziehen versuchen, wie wir dies ja kürzlich bereits mitbekommen haben.

Auf die Frage, ob sich russisches Militär in der Gegend befinden würde, teilt er uns mit, dass in Rudniki – wie von uns in Betracht gezogen! – ein Kommando mit zwei T 34-Panzern stationiert sei, welches jedoch seinem Auftrag, das Waldgebiet zu kontrollieren, bislang nur ganz selten nachgekommen wäre. «Ruski Angst haben in Wald», meint er etwas geringschätzig, und das kann man

durchaus nachvollziehen, denn auf den nur wenigen ausreichend breiten und somit für eine Benutzung in Frage kommenden Waldwegen oder gar zwischen Bäumen kann ein Panzer natürlich sehr leicht abgeschossen werden. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass die bereits erwähnte stolze Panzerfunckerin Vera Proschina, welche vor Beginn ihres Einsatzes mit jener so flammenden Rede hervorgetreten ist, unter vergleichbaren Verhältnissen, als ihr T 34 in einem Wald von der Panzerfaust einer Rückkämpfergruppe wie der unsrigen getroffen wurde, ein trauriges Ende gefunden hat.

Als wir dann an unseren polnischen Freund die wichtige Frage richten, wie gross denn dieser Wald sei, erhalten wir zur Antwort: «Du noch viel Kilometer müssen haben, bis Ende.» «Wie viele, Mann?», will Georg genauer wissen, und da er mit Zahlen offenbar weniger gut zurechtkommt, zeigt er uns mit erhobenen Händen dreimal seine zehn Finger – also 30 Kilometer –, und nun begreifen wir auch, was hierzulande als «Puszcza» bezeichnet wird!

Nach dieser höchst unerfreulichen Information verabschieden wir uns und machen uns unverzüglich wieder auf den Weg. In Anbetracht der langen jetzt noch vor uns liegenden Strecke durch das Waldgebiet entscheiden wir uns dazu, ab sofort nur noch tagsüber zu marschieren. Wenn dies auch mit weniger Schwierigkeiten verbunden ist und insbesondere die Orientierung wesentlich erleichtert wird, halten wir es aber für erforderlich, uns nunmehr mit noch mehr Vorsicht zu bewegen, weil nicht ausgeschlossen werden kann, dass uns auch einmal etwas unfreundlichere Waldbewohner begegnen. Somit kommen wir deutlich langsamer voran als erwünscht, ganz abgesehen davon, dass in einem so ausgedehnten Wald immer wieder die Marschrichtung mit dem Kompass kontrolliert und durch Zielpunkte festgelegt werden muss.

Weil wir unter den gegebenen Umständen aller Voraussicht nach nirgendwo auf eine Ortschaft stossen werden, sind wir dazu gezwungen, unsere knapp gewordenen Lebensmittelbestände sorgfältig einzuteilen und uns darüber hinaus so weit als möglich mit Beeren und Pilzen zu versorgen. Blaubeeren gibt es, wie schon immer, in jeder Menge, und hier und da auch Brombeeren und Waldhimbeeren. Unsere Rastplätze wählen wir wenn irgend möglich in der Nähe

eines Waldbaches, mit dessen klarem Wasser wir dann unseren Durst löschen und die Flaschen wieder auffüllen können.

Bei dieser Gelegenheit gehe ich in der näheren Umgebung auch auf die Suche nach Pilzen, die immer erfolgreich verläuft, da es sie hier in ausreichender Menge gibt. Mit dem frischen Wasser des Baches kochen wir uns dann eine herrliche Suppe. Anfangs waren die Kameraden allerdings recht skeptisch, zumal ich auch weniger bekannte und daher für zumindest ungeniessbar gehaltene Pilze gesammelt habe, wie den Schopftintling, Perlpilz, das Stockschwämmchen oder auch den Blutreizker, der beim Zerschneiden einen intensiv orangefarbenen Milchsaft absondert und daher von jemandem, der ihn nicht kennt, verständlicherweise als nicht empfehlenswert betrachtet wird. Dabei verleiht gerade dieser Pilz – sowohl gebraten als auch in der Suppe – dem Essen einen ganz hervorragenden würzigen Geschmack, was dann auch jeder von uns uneingeschränkt bestätigt hat. Meine Kenntnisse verdanke ich meinem Vater, der mich zusammen mit meiner Schwester schon frühzeitig «in die Pilze» mitgenommen hat und als Naturfreund und Apotheker ziemlich alle Pilze kannte. Niemals durften wir einen Pilz einfach aus der Erde reißen, sondern mussten ihn stets kurz über dem Boden abschneiden, um das Myzel nicht zu verletzen, und so habe ich selbst hier in der «Puszcza Rudnicka» die gleiche Sorgfalt walten lassen und mir dafür stets das Taschenmesser eines unserer hinzugekommenen Kameraden ausgeliehen, da mein eigenes in Wolozyn den Besitzer gewechselt hat, was natürlich gleichermassen für Georg zutrifft. Unser damaliges Pilzrevier war der ganz in der Nähe meiner Heimatstadt Freiburg/Schlesien gelegene Wald und Naturpark des «Fürstensteiner Grundes», über dem sich auf steilem Fels das als «Perle Schlesiens» gerühmte Schloss Fürstenstein erhebt, (heute «Zamek Ksiaz»).

Nun aber geht es erst einmal weiter durch die Puszcza Rudnicka. Mehrfach stossen wir auf Anzeichen schnell vorübergegangener Kampfhandlungen, denn die einzelnen, viel zu flachen Deckungslöcher und unvollständig ausgehobenen Teile von Schützengräben deuten auf eine nur kurzfristige Anwesenheit der Verteidiger hin. Auf einer Wegkreuzung sind noch schwache Reifenspuren zu erkennen, daneben eine ganze Anzahl leerer Konservendosen mit den Auf-

schriften: Ham and Eggs – Meat and Vegetables stew – Corned Beef usw. von der Herstellerfirma Oscar Maier aus Chikago, also Liebesgaben für «Uncle Joe» (Joe = Josef Stalin) und seine Mannen in Realisierung des Leih- und Pachtgesetzes vom 11. März 1941, verbunden natürlich mit einem lukrativen Reibach. Wir schauen uns die Dosen näher an und machen den allerdings ziemlich vagen Versuch, aus der Beschaffenheit von noch darin verbliebenen Resten abzuleiten, wann etwa ihr Inhalt verzehrt worden sein könnte. Unter dem Zwang der Verhältnisse sind wir eben bemüht, alles was um uns herum geschieht zu registrieren und dabei festzustellen, was uns in irgendeiner Weise von Nutzen sein könnte oder aus Sicherheitsgründen beachtet werden muss.

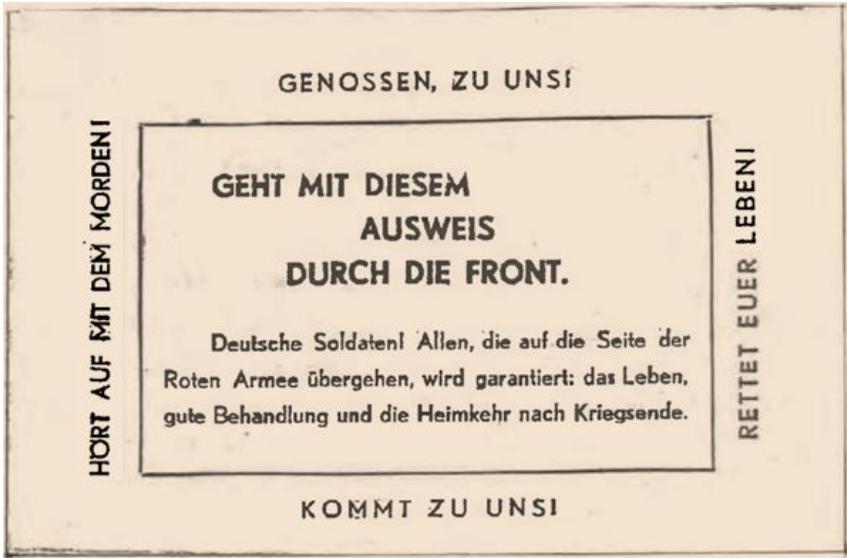
Immer wieder studieren wir auf den Rastplätzen unsere Landkarte, überlegen, wo sich mögliche Gefahrenstellen befinden könnten und wie man diese am besten umgehen sollte, und fassen dabei insbesondere die Memel ins Auge, die ganz eindeutig im Mittelpunkt unserer Betrachtungen steht, weil sie das nächste schwierige Hindernis darstellt, oder, wie wir noch immer hoffen, vielleicht sogar das ersehnte, dann aber auch höchst gefährvolle Endziel sein könnte.

Über den Fluss müssen wir auf jeden Fall, weil sich unsere Stellungen, sofern die russische Offensive hier zum Stehen gebracht worden ist, nur auf dem Westufer befinden können. Zunächst aber haben wir uns mit den Verhältnissen in dem Gelände zu befassen, das wir demnächst durchqueren werden. Wie aus unserer Karte hervorgeht, müssten wir nach etwa 15 Kilometern, also noch innerhalb des Waldgebietes, die Mereczanka erreichen, einen offenbar etwas grösseren Fluss, der in südwestlicher Richtung verläuft und somit nicht zu umgehen ist. Da man in dieser einsamen Gegend mit Sicherheit vergeblich nach einer Brücke suchen wird, bleibt nur zu hoffen, dass er nicht allzu tief ist und wir ihn ohne grössere Schwierigkeiten durchwaten können. Ein Stück weiter hätten wir dann die Eisenbahnlinie Wilna-Grodno zu überschreiten, die ebenfalls nicht umgangen werden kann, aber damit sollten wir wohl endlich auch diese «Puszca» hinter uns gebracht haben.

Nach dem sorgfältigen Studium unserer Karte gehen wir erst wieder einmal auf eine intensive Läusejagd, was in dieser so ruhigen Gegend glücklicherweise häufiger möglich ist. Der eine hat mehr, der andere weniger unter diesen Plage-

geistern zu leiden, besonders arg jedoch Georg, wobei wohl die Beschaffenheit des Blutes eine gewisse Rolle zu spielen scheint, meinen wir jedenfalls. Nach getaner Arbeit brechen wir auf und kommen bald danach an einen herrlichen, von Bäumen dicht umgebenen kleinen Waldsee, der zu einem erfrischenden – und dringend notwendigen – Bad geradezu einlädt, wozu wir uns auch sogleich entschliessen, weil hiermit in der so friedlich anmutenden Waldlandschaft offensichtlich kein allzu grosses Risiko verbunden ist. Da wir so lange nicht aus unseren Kleidern herausgekommen sind und unsere ruhmreichen Leiber also einer gründlichen Reinigung durchaus bedürfen, nehmen wir zunächst einmal diese einmalige Gelegenheit wahr, wozu Albert ein Stück Seife liefert, das er als Einziger von uns noch besitzt. Anschliessend schwimmen wir genüsslich noch ein paar Runden, wobei fast das Gefühl aufkommt, sich irgendwo im Urlaub zu befinden. Unsere wenig appetitlichen und trotz aller Bemühungen nie ganz läusefreien Kleidungsstücke können wir natürlich nicht auch noch waschen, weil wir die Sachen ja sofort wieder anziehen müssen, und abzuwarten, bis sie hinreichend getrocknet sind, das erscheint uns nun doch etwas zu gewagt, weshalb die Freude über das gelungene Unternehmen einen kleinen Dämpfer erhält.

Vier Tage haben wir nun bereits in der «Puszcza Rudnicka» verbracht, und sind ausser dem polnischen Späher keinem Menschen mehr begegnet. Auf einem Waldweg laufend, erreichen wir eher als erwartet die Merezanka, hier etwa so breit wie die Kleine Beresina. Lange können wir jetzt nicht überlegen, wie wir auf die andere Seite kommen, denn unvermutet fallen hinter uns, wenn auch etwas weiter entfernt, einige Schüsse, und so steigen wir sofort in voller Kleidung ins Wasser. Da der Waldweg auf dem anderen Ufer weiterläuft, könnten wir auf eine Art Furt gestossen sein, und dies scheint auch zuzutreffen, denn das Wasser reicht uns nur bis zu den Oberschenkeln. Die Strömung ist aber in der Mitte so stark, dass ich, den Rucksack hochhaltend, zweimal um die eigene Achse gedreht werde, ohne jedoch das Gleichgewicht zu verlieren. Jedenfalls kommen wir alle halbwegs trocken auf das andere Ufer, schütten das Wasser aus den Stiefeln und setzen dann unverzüglich unseren Marsch fort. An mehreren Stellen entdecken wir deutliche Spuren von Panzerketten, und auf zu schma-



Mit solchen und ähnlichen Flugblättern hat man uns zur Aufgabe bewegen wollen

len Waldwegen sind häufig zu beiden Seiten die Bäume niedergewalzt. Überall liegen zerstörte sowie weggeworfene Ausrüstungsgegenstände herum, dazwischen leere Kisten und Kartons mit englischen Aufschriften. Viele nur flach ausgeworfene Deckungslöcher lassen auch hier wieder auf einen nur kurzfristigen Widerstand schliessen.

In der Nähe muss sich wohl ein Flugplatz befinden, vielleicht bei dem etwas grösseren an der Merezanka liegenden Ort Olkieniki, der auf unserer Karte bereits am Rande des Waldgebietes eingezeichnet ist, denn wir beobachten, wie gar nicht weit entfernt pausenlos Flugzeuge nacheinander im Sturzflug mit ihren Bordwaffen offenbar immer auf das gleiche Ziel feuern. Deutlich hört man, wie die Motoren angeworfen werden, und sieht dann die Maschinen der Reihe nach aufsteigen. Unwillkürlich wird man an die verheerenden Angriffe der

Schlachtflugzeuge im Kessel von Minsk erinnert und an den noch in der gleichen Nacht erfolgten Ausbruchversuch, verbunden mit der Überzeugung, schon kurz danach wieder die eigenen Linien erreichen zu können, aber nun sind seitdem fünf Wochen ins Land gegangen, und noch immer ist nicht abzusehen, wann wir unser Ziel endlich erreichen werden.

Vorsichtshalber haben wir vorübergehend unsere Marschrichtung geändert, um uns von dem lebhaften Flugbetrieb, offenbar ein Ausbildungsvorhaben, genügend weit zu entfernen.

Mehrfach finden wir Flugblätter, mit denen sich die Sowjets an die auf dem Rückmarsch befindlichen Versprengten richten. Ihr Text ist in einwandfreiem Deutsch verfasst, was an eine Mitwirkung von Angehörigen des «Nationalkomitee Freies Deutschland» denken lässt, wie dies ja auch häufig bei der Lautsprecherpropaganda an der Front praktiziert worden ist. Folgendes wird uns hier nun mitgeteilt: «Deutsche Offiziere und Mannschaften, die ihr euch in den Wäldern versteckt haltet, ihr kommt nicht durch, ihr seid verloren. Kommt freiwillig heraus und ergebt euch. Ihr werdet gut behandelt und bekommt reichlich zu essen.»

Also, verehrte Freunde von der anderen Seite, da tut sich bei uns absolut nichts! Schliesslich haben wir uns nicht wochenlang mühsam durch die Landschaft bewegt, um uns jetzt mit solchen Sprüchen aus dem Walde locken und dann in Gefangenschaft «gut behandeln» zu lassen! Und was das Essen anbelangt, so kommen wir mit Hilfe der uns wohlgesinnten Bevölkerung schon irgendwie über die Runden, ganz abgesehen davon, dass man uns in Sibirien oder wo auch immer wohl kaum ein schmackiges Pilzgericht – speziell eine Blutreizkersuppe – servieren dürfte! Nichtsdestoweniger freuen wir uns sehr herzlich über die Flugblätter und sammeln so viele von ihnen, wie wir nur finden können, um sie für «hinterlistige Zwecke» zu benutzen. Bislang haben wir uns weitestgehend mit grösseren Blättern aus Wald und Flur behelfen müssen, wobei jedoch – um es etwas distinguierter zu formulieren – das ganze Prozedere verständlicherweise selbst weniger gehobenen Ansprüchen kaum zu genügen vermochte. Nun also sind wir der Zivilisation – falls wir mal wieder in ihren Genuss kommen sollten – diesbezüglich doch ein ganzes Stück nähergerückt.

Bei Einbruch der Abenddämmerung erreichen wir dann endlich den jenseiti-



Während Georg Maag und Claus Neuber mühsam und unter Lebensgefahr hinter der sowjetischen Hauptkampflinie sich nach Waten vortasteten, stürmte die Rote Armee im Spätsommer 1944 bis an die ostpreussische Grenze.

gen Rand des riesigen Waldgebietes, und somit dürfen wir ab sofort unseren Weg wieder nur im Schutz der Nacht fortsetzen, es sei denn, dass wir nochmals in ähnlich ausgedehnte Wälder hineingeraten, was jedoch, wie dies aus der Karte hervorgeht, wahrscheinlich nicht mehr zu erwarten ist.

Mitte August

Ohne Probleme haben wir die Bahnlinie Wilna-Grodno – die dann weiter über Bialystok bis nach Warschau führt – mit der gebotenen Vorsicht überquert. Auch hier hat man die Gleise noch nicht auf die breitere russische Spur umgearbeitet, vielleicht weil die Strecke weitgehend in Nord-Süd-Richtung, also nicht zur Front hin verläuft und die Rote Armee ja für ihren Nachschub über eine Unmenge von Lastkraftwagen aus den Lieferungen der USA verfügt, also auf die Bahnverbindungen nicht unbedingt angewiesen ist.

In der Morgendämmerung kommen wir erneut an einen allerdings weniger breiten Fluss, der auf unserer Karte nicht eingezeichnet ist. Vermutlich handelt es sich um einen unbedeutenden Nebenfluss der Merezanka, welcher uns jedoch vor eine unlösbare Aufgabe stellt, weil das Gelände vor dem Ufer dermaßen stark versumpft ist, dass wir nicht an das Wasser herankommen ohne dabei unkalkulierbare Risiken einzugehen. Bei nun zunehmender Helligkeit bleibt uns somit nichts anderes übrig, als rechtzeitig in einem nahe gelegenen Wald Schutz zu suchen. Eine höchst unerwünschte Situation, die wir grundsätzlich zu vermeiden suchen, weil in der Nähe eines Flusses einer erforderlich werdenden Absetzbewegung Grenzen gesetzt sind, insbesondere, wenn man in Richtung auf diesen abgedrängt wird.

Vieles hat man nach und nach gelernt, was in keiner Ausbildungsvorschrift steht! Wir haben aber wieder einmal Glück, können den langen Tag ungestört verbringen und verlassen den Wald bei beginnender Dunkelheit in der Hoffnung, an einer anderen Stelle leichter über den Fluss zu kommen. Und schon bald bietet sich hierzu eine Gelegenheit, die wir als besonders günstig betrachten, weil sich nicht weit vom jenseitigen Ufer entfernt ein kleines Dorf befindet, in dem wir unsere fast vollständig aufgezehrten Lebensmittel ergänzen wollen. Gerade sind wir am Fluss angekommen, da eilt uns aus dem Ort eine Frau mit abweisend gestikulierenden Armbewegungen entgegen, in den Schreckensruf ausbrechend: «Weg, weg! – Ruski, Ruski!» Sofort machen wir kehrt, laufen wie üblich erst einmal ein ganzes Stück nach Osten zurück und schlagen dann einen weiten Bogen, um wieder in die alte Marschrichtung zu gelangen. Dabei müs-

sen wir den Fluss unbeabsichtigt umgangen haben, denn wir kommen mit ihm nicht mehr in Berührung.

Unbehelligt geht es nun weiter, der Memel entgegen, die wir rund 50 Kilometer vor uns vermuten und in etwa einer Woche erreichen könnten, sofern die Verhältnisse dies zulassen. Wie aus unserer Karte hervorgeht, werden wir auf dem Weg dorthin an keinen grösseren Orten vorbeikommen. Die Gegend ist offenbar auch recht schwach besiedelt, und weitere Flüsse oder Bahnlinien sind in ihr nicht verzeichnet. Dennoch müssen wir jetzt um grösste Vorsicht und Aufmerksamkeit bemüht sein und keinesfalls leichtsinnig werden, nur weil die letzten Tage so problemlos verlaufen sind. Allmählich kommen wir ja wohl der vermuteten Front näher, und somit ist damit zu rechnen, dass auch in ihrem tieferen Hinterland Truppen stationiert sind.

Als wir in einem Haus unsere Vorräte ergänzen, erfahren wir von den Bewohnern, dass in Deutschland Unruhen ausgebrochen wären. Hitler sei schwer verletzt worden, und eine Reihe von Generälen hätte man erschossen. Die Alliierten sollen angeblich schon vor Paris stehen und die Sowjets auf dem Wege nach Warschau sein. Wir können das einfach nicht glauben und halten alles für Zweckpropaganda, die üblichen Gerüchte oder falsch wiedergegebene Vorkommnisse wie kürzlich die Geschichte mit den Fallschirmjägern. Und wenn das doch alles stimmen sollte? Irgendwie sind wir verunsichert und wollen schliesslich genau wissen, was da wirklich im Gange ist. «Hier in Litauen muss es doch Radios geben», meint Georg. «Also los Leute, aufpassen auf Antennenmasten auf den Dächern», schlägt Ändert vor, aber die sieht man nur ganz vereinzelt, und dann haben die Sowjets die Rundfunkgeräte bereits kassiert.

Immer wieder fliegen russische Bomber und Schlachtflugzeuge über uns hinweg in Richtung Westen, Geschwader um Geschwader. Höhnisch, so empfindet man das, grüssen die roten Sterne an den Tragflächen zu uns herunter und vermitteln ein deprimierendes Gefühl der Unterlegenheit, Wehrlosigkeit und nicht zuletzt auch der Verlassenheit. Von einer Front gibt es noch keinerlei Anzeichen. «Eigentlich müsste man doch schon mal Kanonendonner hören», meint Fritz, aber noch ist es nicht soweit, und bald erfahren wir auch, warum dies so ist. In einem Dorf fragen wir, ob man vielleicht wisse, wo denn die Front

sei. «Front? – Oh, germanski graniza – Mariampole i Kalwarja!» «Was hat er gesagt? – An der deutschen Grenze? – Nein, das ist undenkbar, das darf nicht wahr sein! – die Sowjets an der deutschen Grenze!» Leider ist dies aber die volle Wahrheit, und mehr noch, denn die beiden Städte sind schon vor zwei Wochen von den Sowjets eingenommen worden; Mariampole, das 40 Kilometer vor der ostpreussischen Grenze liegt, am 31. Juli, und Kalwarja, sogar nur 30 Kilometer entfernt, bereits einen Tag danach. An der Memel konnte demnach nur kurzfristig Widerstand geleistet worden sein, und nun steht die Rote Armee «ante portas».

Für uns bedeutet diese niederschmetternde Entwicklung der Ereignisse, dass wir nun noch mindestens 130 Kilometer – Luftlinie! – zurückzulegen haben und hierfür mit Sicherheit mehr als zwei Wochen benötigen werden, wobei, wie schon angedeutet, überhaupt nicht vorauszusehen ist, mit welchen zeitaufwendigen Erfordernissen und Problemen man im Hinterland der russischen Hauptkampflinie und ganz besonders in dieser selbst konfrontiert wird. Bleibt jetzt nur noch zu hoffen, dass man die Sowjets mit allen noch verfügbaren Kräften zunächst einmal an der Grenze zum Stehen bringen und dann wohl auch damit rechnen kann, dass für die zweifellos besonders intensive Vorbereitung ihrer nächsten, nunmehr auf unser Territorium getragene Grossoffensive einige Zeit beansprucht wird. Und schliesslich bedarf die Truppe wohl auch einer gewissen Konsolidierung nach einem fast pausenlosen Vormarsch über sage und schreibe mehr als 600 Kilometer!

Einzig Lichtblick ist im Augenblick für uns die Erkenntnis, dass wir die Memel jetzt nicht im Niemandsland zwischen den beiden Fronten überwinden müssen, was mit ungleich grösseren Gefahren verbunden gewesen wäre. Auf jeden Fall aber dürfte mit einer verschärften Überwachung des Westufers zu rechnen sein, weil hier weitaus effizienter als anderswo die Rückkämpfergruppen abgefangen werden können. Anhand der Karte versuchen wir nun festzustellen, in welcher Gegend wir den Fluss wohl am besten überqueren könnten. Wenn wir unsere bisherige Marschrichtung beibehalten, würden wir ihn zwischen den beiden etwa zehn Kilometer voneinander entfernt liegenden Städten Olita (Alytus) und Punia erreichen, und in diesem Abschnitt kommt auch ein Übergang in Betracht, weil die Memel nur hier ohne erkennbare Windungen

verläuft und unbedingt vermieden werden muss, in die beiden riesigen, mit Serpentinaen vergleichbaren Schleifen nördlich Punia und die etwas kleinere südlich von Olita zu geraten, da man dann leicht in die fatale Lage kommen könnte, den Fluss zwei- oder gar dreimal überwinden zu müssen, womit sich auch das Risiko, einer Streife in die Arme zu laufen, wesentlich erhöhen würde. Dies alles ist unserer wirklich unbezahlbaren Landkarte zu entnehmen, ohne die wir in völliger Unkenntnis der genannten Gegebenheiten sehr wahrscheinlich in noch weitaus grössere Schwierigkeiten geraten würden, als diese ohnehin zu erwarten sind.

Einmal mehr also ist das ersehnte Ziel in die Ferne gerückt. Der Wille zum Durchhalten wird nun erneut auf eine harte Probe gestellt, wenn man sich dazu veranlasst sieht, jetzt wieder für so lange Zeit und über eine so weite Strecke nochmals alle Energie aufwenden zu müssen, ständig von dem bedrückenden Gedanken begleitet, dass am Ende vielleicht alle Anstrengungen umsonst gewesen sein könnten. Kein Wunder also, wenn wir nun unseren Weg sichtbar niedergeschlagen und irgendwie auch lustlos fortsetzen, womit zwangsläufig die Aufmerksamkeit nachlässt und dann mögliche Gefahren nicht mehr rechtzeitig wahrgenommen werden.

«Leute, wenn wir die Memel erstmal hinter uns haben, dann ist's ja nicht mehr allzu weit», versuche ich die Stimmung etwas zu heben, und so kehrt dann auch allmählich die so unbedingt notwendige Umsicht und Zielstrebigkeit zurück.

Während der vielen Stunden, in denen wir uns tagsüber verborgen halten müssen, besteht genügend Zeit, auch über unser weiteres Vorgehen zu diskutieren, wobei natürlich der bevorstehende Memelübergang im Vordergrund steht. «Vielleicht finden wir irgendwo einen Kahn», meint Ändert – «Sicher das Beste – dann kommen wir alle trocken 'rüber – wäre aber ein grosser Zufall», wirft Fritz ein. «Auf jeden Fall müssen wir uns Stricke besorgen und damit, wenn's geht, ein Floss bauen», sage ich. «Mann, woher willst'e denn das Holz für nehmen – Bäume können wir doch hier nicht absägen», meint Gustl, und fährt dann fort: «und mit sechs Mann drauf haut das Ganze ja sowieso niemals hin.» – «Also, wenn wir 'rüberschwimmen, müssen wir 'ne Menge Zeug zurücklassen», stellt Albert völlig zutreffend fest, und das können wir nicht in

Kauf nehmen bei dem langen Weg, der dann immer noch vor uns liegt. «Aber wenn das Wasser nicht zu tief ist, kann man vielleicht auch durchwaten wie neulich bei der Mereczanka», hofft Fritz. – «Und wenn drüben Posten aufkreuzen, sind wir alle sofort geliefert», gibt Georg zu bedenken. – «Stricke oder Schnüre müssen wir aber immer haben, damit wir uns die Klamotten auf'm Kopp festbinden können – egal ob wir schwimmen müssen oder eben einfach durchwaten können – wenigstens die Wichtigsten», sage ich nochmals. Letztendlich bleibt also abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln, und wir wären alle sehr erleichtert gewesen, wenn wir gewusst hätten, welch ein Glück wir haben werden. Aber ehe es soweit ist, haben wir schon einmal viel Glück. Als wir bei zunehmender Helligkeit keinen Wald finden, müssen wir uns im nächsten Dorf in einer Scheune wie immer oben im Heu verstecken.

Am Vormittag kommen zwei junge Bauern herein und nehmen direkt neben uns mit ihren Heugabeln die Arbeit auf. Natürlich haben sie uns bald entdeckt, nicken uns ohne jedes Anzeichen von Erschrecken freundlich lächelnd zu, so als wäre unsere Anwesenheit eine Selbstverständlichkeit. Wenig später erblicken wir durch das offene Tor, wie sich zwei Rotarmisten mit übergehängten Maschinenpistolen der Scheune nähern, und sogleich greifen auch schon die beiden Litauer kaltblütig nach ihren Gabeln und beginnen uns eiligst mit reichlich Heu einzudecken. Kurz danach betreten die beiden Sowjets die Scheune und kommen mit den Bauern, keine zwei Meter von uns entfernt, ins Gespräch. Wir liegen da wie erstarrt, denn die kleinste Bewegung würde uns wahrscheinlich sofort verraten. So aber geht alles gut, und als die beiden Rotarmisten dann wieder verschwinden, werden wir von unseren unerschrockenen Helfern unverzüglich wieder «ausgegraben». Ebenso erleichtert wie dankbar winken wir unseren Rettern von oben herab zu, die, so als wäre überhaupt nichts geschehen, schweigend ihre Arbeit fortsetzen. Wieder einmal muss darauf hingewiesen werden, dass ohne die stets mit grösster Gefahr verbundenen Hilfeleistungen weiter Teile der weissrussischen und insbesondere der litauischen Bevölkerung ganz gewiss noch weitaus weniger Rückkämpfer glücklich ans Ziel gekommen wären.

Nach unserer Karte kann es nun nicht mehr weit bis zur Memel sein. Wir haben uns ausreichend mit Stricken versorgen können, und ich hatte dabei sogar

noch das unwahrscheinliche Glück, nun auch für meinen linken Fuss einen weggeworfenen Gummistiefel aufzutreiben, von der gleichen Grösse wie der andere, und – einfach unglaublich – mit den gleichen Mängeln, denn wie bei diesem ist auch hier die Spitze oben bis auf die Sohle durchgerissen. Beide Stiefel passen wie ein echtes Paar genau zueinander, und so könnte man fast meinen, ihr einstiger Besitzer hätte den einen in Wolozyn und den anderen hier, 150 Kilometer weiter, weggeworfen. Endlich kann ich mich von der nur mit immer wieder erneuerten Stoffresten und dem Kabeldraht notdürftig zusammengehaltenen Schirmmütze trennen und nunmehr fast mühelos auch durch schwierigeres Gelände laufen. Ein Geschenk des Himmels, kann man da eigentlich nur sagen, das sich gerade zu diesem Zeitpunkt förderlich auf den Entschluss auswirkt, diese verrückte Odyssee auch weiterhin zielstrebig hinter sich zu bringen.

Vor uns muss, nicht mehr allzu weit entfernt, die Stadt Olita liegen, denn Scheinwerfer durchschneiden die Dunkelheit und tasten den Nachthimmel ab. Zweifellos befindet sich dort der Flugplatz, auf dem angeblich die englischen Maschinen zum Start gegen die Sowjets bereitgestanden haben sollen. Unbegreiflich, was mit der Verbreitung solcher Gerüchte bezweckt werden soll. Wir dürfen der Stadt, die ganz sicher stärker besetzt ist, keinesfalls zu nahekommen. Wie vorgesehen, müssen wir ja ohnehin weiter nördlich die Gegend in Richtung Punia ins Auge fassen, um hier zwischen beiden Orten die Memel zu erreichen. Also ändern wir geringfügig unsere Marschrichtung und folgen wenig später einer Strasse, die unseren Vorstellungen entspricht und überdies ein zügiges Vorankommen ermöglicht.

Mit Einbruch der Morgendämmerung erblicken wir einen Buschwald und davor einen Einzelhof, zu dem eine Stichstrasse führt, die wir nun benutzen. Der Wald erweist sich als etwas zu licht, und so beschliessen wir, doch lieber die Scheune neben dem Wohnhaus aufzusuchen und hier die Nacht abzuwarten. Die Stunden vergehen ohne jeden Zwischenfall, bis gegen Abend plötzlich unten auf der Strasse Motorengeräusche zu hören sind. Durch die Ritzen in der Scheunenwand sehen wir einen mit Rotarmisten voll besetzten Lkw heranbrausen und in unsere Stichstrasse einbiegen, wo er abrupt stehen bleibt. Sofort

springen die Sowjets von der offenen Ladefläche und nähern sich mit schussbereiten Waffen dem Wohnhaus. Blitzartig raffen wir unsere Sachen zusammen, verlassen unter grösster Vorsicht die Scheune und setzen uns in Richtung auf den nahen Wald ab in der Weise, dass das Gehöft immer zwischen uns und dem Gegner liegt. So können wir unbemerkt entkommen, dringen noch etwas tiefer in den Wald ein und warten hier in höchster Spannung den Einbruch der Nacht ab, denn wir sind der festen Überzeugung, dass die Aktion nur uns gegolten haben kann und man jetzt, nachdem eine Durchsuchung der Gebäude erfolglos verlaufen ist, wahrscheinlich auch den Wald durchkämmen wird. Aber nichts geschieht mehr, und so können wir bei ausreichender Dunkelheit unbehelligt aufbrechen und uns sichtlich erleichtert wieder auf den Weg machen.

Je näher wir an die Memel herankommen, umso vorsichtiger müssen wir uns bewegen. Hin und wieder fallen mitunter bedenklich nahe einzelne Schüsse. Plötzlich stutzen wir und werfen uns augenblicklich zu Boden, als nur wenige Meter vor uns, in der Dunkelheit nur als schwarze Schemen wahrnehmbar, fünf Mann vorüberziehen, ohne uns zu entdecken. Wahrscheinlich eine jener Patrouillen, welche nach Angaben der Bevölkerung die Ufergegenden weiträumig nach Versprengten absuchen. Vielen Rückkämpfern, insbesondere den Nichtschwimmern unter ihnen, ist der Fluss zum Verhängnis geworden, so auch einer grösseren Gruppe, die von dem Kommandeur der 267. Infanteriedivision, Generalleutnant Drescher, geführt wurde und überwiegend aus Nichtschwimmern bestand. Sie wurde bei Merkine, einer Stadt, die südlich von Olita an der Memel liegt, bei dem vergeblichen Versuch, den Fluss zu überqueren, von einer motorisierten Streife entdeckt und mit Maschinenwaffen zusammengeschoßen. Nur vier Schwimmer konnten noch entkommen und auch die deutschen Linien erreichen. Der General gehörte zu den Opfern dieser Tragödie. In diesem Zusammenhang sei an jenen erhalten gebliebenen und mir erst lange danach bekannt gewordenen letzten Appell erinnert, den er in der aussichtslos gewordenen Situation im Kessel von Minsk an die überlebenden Angehörigen seiner Division gerichtet hat, und in dem es u.a. heisst: «Soldaten meiner siegreichen 267. Infanteriedivision! ...Während dieser Kämpfe gelang es dem Feind, unsere Truppen einzuschliessen. Diesen Einschliessungsring gilt es zu sprengen und den

Weg in die Freiheit zurück zur Heimat zu erkämpfen. Jeder, der die Heimat und Familie wiedersehen will, muss mit uns kämpfen. Ich möchte niemanden darüber im Zweifel lassen, dass der Weg ein harter und entsagungsreicher werden wird. Wer das schimpfliche Los der Gefangenschaft vorzieht und sich der bekannten Grausamkeit der bolschewistischen Mordbrenner aussetzen will, der bleibe. Ich zweifle nicht daran, dass Euch die Wahl nicht schwerfällt. Auf, Kameraden! Zum Entscheidung suchenden Angriff, zurück in die Freiheit und die Heimat! – Drescher.»

Ausser ihm hat sich auch der Kommandeur von Georgs 25. Panzergrenadierdivision, Generalleutnant Schürmann, mit den Resten seiner Division zum Ausbruch entschlossen, und als einzigem Rückkämpfer im Generalsrang ist es ihm gelungen, mit zuletzt nur noch 30 Mann die deutschen Linien wieder zu erreichen. Es war dies die grösste geschlossene Gruppierung, die durchgekommen ist! Kehren wir nun zu unserer Gruppe zurück. Inzwischen schreibt man den 21. August, und somit sind bereits mehr als vier Wochen vergangen, seit ich mit Georg aus dem Lager in Wolozyn entkommen konnte. «Jetzt müssten wir doch gleich an die Memel kommen!», bemerkt er etwas gereizt, und wenig später ist es dann auch soweit. Eben haben wir ein kleines Waldstück durchschritten, da bleiben wir an seinem Westrand stehen und blicken wortlos auf den knapp 50 Meter vor uns im fahlen Mondlicht schimmernden Fluss, der hier eine Breite von über 100 Metern erreicht. «Dieses Wasser fliesst nach Deutschland!», unterbreche ich das fast feierliche Schweigen mit einem Anflug von Ergriffenheit, verbunden mit der Erkenntnis, endlich dieses relevante, allerdings auch sehr problematische Etappenziel zwar glücklich erreicht, aber eben noch nicht unbehelligt hinter sich gelassen zu haben.

Für einen Augenblick kommt mir der wirklich absurde Gedanke, ob man sich nicht einfach in die Fluten werfen und dann langsam nach Hause treiben lassen sollte. Wieder so eine utopische Idee, wie damals mit dem Flugzeug, das vielleicht gleich landen und uns aufnehmen würde, wonach man in kürzester Zeit daheim wäre und alle Mühe und Not sofort ein Ende hätte. In einer so exorbitanten Lage wie der unsrigen kommt es halt zu solch bizarren Wunschträumen, auch wenn man ansonsten die Dinge durchaus realistisch betrachtet

und entsprechend handelt. Kommen wir also zur Sache. Mit der Suche nach einem Kahn brauchen wir gar nicht erst zu beginnen, weil hier am Ufer, soweit man dies erkennen kann, keinerlei Deckungsmöglichkeiten vorhanden sind und wir somit früher oder später sehr wahrscheinlich von einer der Streifen in Empfang genommen werden. Ein Durchwaten kommt bei der offensichtlich ziemlich starken Strömung in der Mitte des Flusses und der zu erwartenden Wassertiefe ganz sicher auch nicht in Betracht. Also bleibt uns, wenn wir nicht unter Verzicht grosser Teile unserer Habe hinüberschwimmen möchten – und das wollen wir ja eben nicht –, nur der Bau eines Flosses offen. Für die notwendigen Stricke haben wir ja glücklicherweise rechtzeitig gesorgt. Während wir noch darüber diskutieren, wie dessen Herstellung am ehesten zu realisieren wäre, erinnere ich mich daran, ungefähr einen Kilometer von hier auf einem Feld einen Erntewagen gesehen zu haben, einen sogenannten Sprossenwagen, dessen leiterähnliche Seitenwände man vielleicht abmontieren und dann als Floss benutzen könnte.

Als ich diesen Vorschlag mache, wird er zunächst einmal recht skeptisch aufgenommen, und auch schon deshalb nicht gerade mit Begeisterung, weil man dann wieder ein ganzes Stück nach Osten zurückgehen muss, wo man doch froh über jeden Meter Boden ist, den man nach Westen gewonnen hat. Schliesslich aber erkennt dann doch jeder von uns, dass man auf diese Art und Weise ohne die kaum mögliche Beschaffung und Zubereitung des dafür benötigten Holzes relativ schnell zu einem brauchbaren Floss kommen kann, denn wenn sich die Arbeiten an dem Wagen nicht allzu schwierig gestalten, dann könnten wir in etwa einer Stunde wieder zurück sein. Wir hätten damit noch genügend Zeit für den Zusammenbau und die Überquerung des Flusses und könnten dann gegebenenfalls sogar noch bei ausreichender Dunkelheit entkommen, wenn man uns auf dem Westufer überraschen und verfolgen sollte, sofern wir hierzu noch in der Lage wären. «Also los, 'ran an die Bouletten!», ermuntere ich die Kameraden, und schon geht es zurück durch den Wald, unserem Ziel entgegen.

Schnell haben wir den Erntewagen im Mondlicht wiedergefunden und gehen unverzüglich an die Arbeit, die sich als vollkommen problemlos erweist. Bereits nach kurzer Zeit haben wir die beiden Seitenwände abmontiert und neh-

men auch noch zwei hierbei anfallende längere Balken zur Stabilisierung mit. Sicher ist uns nicht ganz wohl bei dem Gedanken, dem Eigentümer diesen Schaden zuzufügen, zumal sich die Landbevölkerung ja stets als so ausserordentlich entgegenkommend erwiesen hat. Unser Vorhaben ist aber von so immenser Bedeutung für ein Weiterkommen, dass wir einfach nicht umhinkönnen, diese wohl einzigartige Gelegenheit wahrzunehmen. Nur so kann der Flussübergang mit dem geringsten Zeitaufwand vorbereitet und dann voraussichtlich auch weniger gefahrvoll durchgeführt werden. Bleibt also nur zu wünschen, dass der Besitzer des Wagens vielleicht wieder seine Teile zurückbekommt, wenn unser Floss auf dem Westufer der Memel gefunden wird.

Zu dritt tragen wir nun die beiden Seitenteile und die Balken zu einer geeigneten Stelle am Westrand des Waldes und beginnen hier mit dem Zusammenbau. Schnell sind die beiden Sprossenwände mit Stricken an den Längskanten miteinander verbunden und werden dann mit Zeltbahnen überdeckt, die Albert und Fritz noch bei sich hatten. Zuletzt befestigen wir noch die Balken auf den gegenüberliegenden Schmalseiten, womit Auf- und Ab-Bewegungen der beiden Teile verhindert werden. Es sieht ganz passabel aus, unser Floss, aber wird es uns alle tragen? «Das haut sicher nicht hin!», meint dann auch Fritz, und am Ende ist auch jeder von uns dieser Ansicht. Also entscheiden wir uns auch aus Sicherheitsgründen dazu, noch nicht einmal einen entsprechenden Versuch zu unternehmen, und begnügen uns damit, wenigstens unsere Sachen trocken ans andere Ufer befördern zu können.

Nun müssen wir also doch noch ins Wasser steigen und werden dann die Sache folgendermassen ablaufen lassen: «Wir klemmen uns alle sechs nebeneinander hinter das Floss und drücken es mit den Händen vor uns her – aber nicht loslassen!», erkläre ich. «Wir brauchen dann bloss die Beine zu bewegen, wie beim Brustschwimmen, klar? Also los, auf geht's!» – Schnell ziehen wir unsere Klamotten aus und legen sie zusammen mit den Vorratssäcken auf die Zeltbahnen. Glücklicherweise haben wir keine allzu helle Mondnacht, denn nun heben sechs weisse Gestalten im Adamskostüm – sicher immer noch eine ziemlich riskante Angelegenheit – auf ein leises Kommando gleichzeitig das unerwartet schwere Floss an, tragen es, nach allen Seiten Ausschau haltend, vom

Waldrand hinüber ans Ufer und legen es vorsichtig auf das angenehm warme Wasser, wonach es dann wie besprochen weitergeht. Und nun zeigt sich auch, dass uns das Floss niemals getragen hätte, denn allein mit unserer Bekleidung liegt es so flach im Wasser, dass seine Vorderseite unvermeidbar bei jedem Schub unter die Oberfläche gedrückt wird. Hierbei werden meine dort abgelegten Sachen nach und nach fast vollständig durchnässt und ebenso mein «Rucksack» mit den Vorräten. Im Augenblick ist das alles aber völlig belanglos, wenn es nur gelingt, unangefochten das Westufer zu erreichen.

In der Flussmitte treibt uns die Strömung weit ab, weil es unter den gegebenen Verhältnissen nicht möglich ist, gegen sie zu schwimmen, und somit kommen wir auch wesentlich langsamer voran als erwartet. Aber näher kommt allmählich das Ufer, und nun wird das Wasser flacher, und zuletzt müssen wir unser Floss noch ein kleines Stück bis ans Land tragen. Welch ein Gefühl der Erleichterung, dieses ebenso schwierige wie gefahrvolle Hindernis glücklich überwunden zu haben! Aber noch ist höchste Wachsamkeit und Vorsicht geboten, denn wir wurden ja darauf hingewiesen, dass gerade an der Memel die Uferbereiche verstärkt von Streifen und Suchkommandos kontrolliert werden. Also beginnen wir uns eiligst wieder anzuziehen, was hinsichtlich der durchnästen Sachen einige Schwierigkeiten bereitet. Wir sind noch längst nicht fertig, da hören wir plötzlich aus der Gegend, die wir erreicht hätten, wenn wir nicht so weit abgetrieben worden wären, mehrere Feuerstöße aus einer Maschinepistole, und gleichzeitig steigt auch eine Leuchtkugel hoch. Sofort erstarren wir zur Salzsäule, der einzigen Chance, die man dann noch hat, denn jede Bewegung würde in dem Magnesiumlicht sogleich auffallen. In grossem Bogen senkt sich die Leuchtkugel uns entgegen und verlischt dann nicht weit entfernt zischend im Wasser. Blitzschnell packen wir unsere restlichen Sachen unter den Arm und rennen, teilweise noch in der Unterwäsche, auf dem sandigen Ufer entlang in der Hoffnung, irgendwo eine ausreichende Deckung zu finden. Ich bin noch schnell mit nackten und feuchten und somit sandbedeckten Füßen in meine Gummistiefel geschlüpft, wonach das Laufen zu einer wahrhaft höllischen Qual zu werden beginnt, was in dieser Situation als unvermeidbar und absolut bedeutungslos hingenommen werden muss.

In unserem Rücken bleibt glücklicherweise alles wieder ruhig, kein Schuss fällt mehr, keine weiteren Leuchtkugeln steigen hoch, und so kann man wohl vermuten, dass die Streife infolge der von uns hervorgerufenen Geräusche lediglich auf Verdacht reagiert, uns selbst jedoch nicht wahrgenommen hat, aber was für ein Glück, dass wir gerade noch rechtzeitig aus dem Wasser herausgekommen und zuvor weit genug abgetrieben worden sind! Dennoch müssen wir jetzt noch einen grösseren Abstand gewinnen, auch auf die Gefahr hin, mit einer anderen Streife in Berührung zu kommen, und so rennen wir weiter am Fluss entlang, weil wir es nicht wagen können, uns über das steile Ufer hinaus in freies Gelände zu begeben. Durch die Reibung mit dem Sand brennen die wunden Füße wie Feuer, und die Zähne klappern vor Kälte. Wenn man voll bekleidet durchnässt wird, geht die Körperwärme nicht gänzlich verloren, anders dagegen, wenn man mit vollständig abgekühltem und zudem noch feuchtem Körper in die nasskalten Sachen steigen und überdies länger im Eiltempo durch die frische Luft laufen muss.

Zwischen ein paar Büschen, immer noch in Ufernähe und unzureichend geschützt, kleiden wir uns nun erst einmal vollständig an, können uns hier aber keineswegs länger aufhalten, da es allmählich hell zu werden beginnt. Weit und breit ist weder ein Wald noch ein Dorf zu sehen, das wir allerdings unter den gegebenen Verhältnissen ohnehin nicht hätten aufsuchen dürfen, und so sind wir dazu gezwungen, uns auf einem Feld in den hier aufgestellten und ausreichend grossen Strohpuppen, sogenannten Diemen, zu verbergen. Mit angezogenen Beinen sitze ich zusammen mit Georg in solch einem Ding, durch das obendrein auch noch ein frischer Morgenwind bläst, der uns nicht zur Ruhe kommen lässt. Weitaus unangenehmer aber ist ein immer wieder auftretender Wadenkrampf in beiden Beinen, der so schmerzhaft ist und mich derart in Rage versetzt, dass ich am liebsten die ganze Strohpuppe in tausend Fetzen reissen würde. Aber leider müssen wir uns hier für rund 20 Stunden sehr ruhig verhalten, denn noch befinden wir uns ja nahe der so sorgfältig überwachten Memel, und so hoffen wir auch, dass hier im Verlauf des Tages niemand erscheint, um sie abzuräumen.

Wie aus einem Bericht hervorgeht, wäre dies einer anderen Rückkämpfergruppe beinahe widerfahren, dann aber haben die freundlichen Litauer ihre Die-

men stehen gelassen und wurden ausserdem von den Insassen noch durch die übliche Geste des Auflegens eines Fingers vor den Mund zum Schweigen gebeten, denn wenn sich derartige «Neuigkeiten» im Dorf herumsprechen, kann dies unter Umständen auch sehr leicht an die falsche Adresse geraten!

In den nächsten Tagen

Weiter geht der Marsch, dem letzten und gefährlichsten Hindernis entgegen, der russischen HKL, in der Annahme, dass sich die Front inzwischen stabilisiert hat. Wenn, wie gesagt, vor der deutschen Grenze gekämpft wird, in dem für uns relevanten Bereich also im Abschnitt Mariampole-Kalwarja-Suwalki (Sudauen), dann hätten wir jetzt noch rund 75 Kilometer vor uns, und aus diesem Grund ist auch noch nichts von einer Front zu vernehmen. Das Hinterland aber dürfte nun zunehmend mit Truppen belegt sein, und deshalb muss, je weiter wir vorankommen, mit besonderer Aufmerksamkeit und Überlegung zu Werke gegangen werden. In Anbetracht der zu erwartenden wachsenden Schwierigkeiten müssen wir nun noch mit einem Marsch von mindestens einer Woche rechnen.

Immer wieder studieren wir unsere so ungemein wertvolle Karte und versuchen zu eruieren, wo erhöhte Gefahr drohen oder das Gelände grössere Schwierigkeiten bereiten könnte. Insbesondere ist der Raum um Simnas ins Auge zu fassen, der offensichtlich letzten bedeutsameren Stadt auf unserem Wege. Sie liegt an der Bahnlinie Olita-Kalwarja, umgeben von einer ganzen Anzahl verschieden grosser Seen, auf die wir keinesfalls stossen dürfen. Die weitaus grössten befinden sich nicht weit südlich von Simnas (Duisa-See und Metelys-See), und ein weiterer (Zuvintas-See) nördlich davon in einem deutlich grösseren Abstand, und hier also wollen wir unbedingt durchzukommen versuchen, zumal dieses Gebiet genau in unserer Marschrichtung liegt, aber selbst mit Hilfe des Kompasses wird dies nur mit etwas Glück und entsprechenden Hinweisen aus der Bevölkerung zu realisieren sein. Bis dahin sind es jetzt noch rund 30 Kilometer, für die wir schätzungsweise vier oder fünf Tage benötigen werden.

Unterwegs finden wir in einem Wald erneut eine grössere Menge an uns gerichteter Flugblätter. Ihr Inhalt ist im Prinzip der gleiche wie bei den kürzlich aufgefundenen. Wir sollen uns freiwillig in Gefangenschaft begeben, gute Behandlung wird uns zugesagt, jeder kann seine persönlichen Sachen behalten, Offiziere auch ihren Degen (!), Orden und Ehrenzeichen dürfen weiter getragen werden, und eine Rückkehr in die Heimat gleich nach Kriegsende wird zugesichert. Die üblichen, keineswegs ernst zu nehmenden und, wie jedermann weiss, auch niemals gehaltenen Versprechungen. Neu ist nur die Sache mit dem Degen, die jedoch nur für jene Zeiten zutreffen könnte, da man mit selbigem noch wie anno 1870 bei Mars-la-Tour oder 1813 unter Blücher an der Katzbach munter draufgehauen hat, und so ruft dieser Passus bei allem Ernst der Lage allgemeine Heiterkeit hervor. Weniger erheiternd ist dann allerdings, was uns zuletzt noch in dem Flugblatt mitgeteilt wird: Gemäss bestehendem höchsten Befehl sind alle deutschen Soldaten, die sich nicht freiwillig stellen und den Versuch machen, sich durchzuschlagen, rücksichtslos niederzumachen.

Nun, insbesondere von den «edlen» Partisanen wird dies ja bekanntlich schon längst und dann in der Regel auch noch unter den abscheulichsten Begleiterscheinungen praktiziert, die in ihrer Art noch vieles andere in den Schatten stellen. Hierfür nur als ein bezeichnendes Beispiel der Bericht eines im Alleingang durchgekommenen Rückkämpfers: «Unterwegs hatte ich plötzlich den Eindruck, als schmeisse man mir einen Kübel Sand entgegen, begleitet vom Summen tausender von Fliegen. Als sich alles verflogen hatte, sah ich vor mir auf dem Boden, mitten auf der Strasse, einen toten deutschen Landser, die Arme weit ausgebreitet, nur noch die Hose an, diese heruntergezogen bis auf die Knie. Den abgeschnittenen Penis hatte man ihm in den Mund gesteckt. An der Bodendelle konnte man noch sehen, wie sich der Kamerad mit Armen und Beinen gewehrt hatte, bis sein Tod eintrat. Von diesem Ort des Grauens musste ich schnell verschwinden in der Hoffnung, dass mir ein solches Schicksal erspart bleibe». Wie man weiss, leider kein Einzelfall, und so ist es verständlich, dass – sofern man noch eine Waffe besitzt – bedingungslos gekämpft wird, wenn man sich mit Partisanen auseinanderzusetzen hat.

Mit seinem in dem Flugblatt genannten «höchsten Befehl» verstösst Stalin eklatant gegen die Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung in ihrer Fassung vom 18. Oktober 1907, und er wird ihn zuletzt noch dahingehend erweitern, dass alle nach dem 15. August angetroffenen Rückkämpfer sofort zu erschossen sind, ein Termin also, den wir schon seit einer Woche überschritten haben.

Stalins bereits erwähnte, Anfang Juli erfolgte Anordnung, von nun an vermehrt Gefangene zu machen, ist demnach vom Tisch. Sie war eben nur dafür gedacht, möglichst schnell jene 55.000 Mann zusammenzubringen, um sie dann am 17. d.M. in Moskau der Weltöffentlichkeit in Form eines antiken Triumphzuges vorführen zu können. Das ist nun vorbei, und jetzt läuft alles wieder wie gehabt. Dies wird uns auch schon bald von Dorfbewohnern bestätigt, die erst kürzlich in einem Wald beobachtet haben, wie eine Gruppe von Rückkämpfern, welche sich in wahrscheinlich aussichtsloser Lage – und dabei wohl auch in der vagen Hoffnung auf die Erfüllung der in den Flugblättern gemachten Versprechungen – einem Suchkommando ergeben haben und gleich danach erschossen worden sind.

In diesem Zusammenhang wäre noch darauf hinzuweisen, dass man ab September d.J. Kopfpreise ausgesetzt hat, was darauf hindeutet, dass selbst zu diesem Zeitpunkt noch etliche Überlebende unterwegs gewesen sein müssen, mit denen es im Hinterland der Front und zuletzt in dieser selbst wohl hier und da noch zu bewaffneten Auseinandersetzungen gekommen ist; nach wie vor ein zweifellos beunruhigender Störfaktor, den man nun endgültig und schnellstmöglich zu beseitigen trachtet.

In einem Waldstück treffen wir, freudig überrascht, auf eine Gruppe von diesmal sogar acht Schicksalsgefährten, wobei man es gleichsam als tröstlich empfindet, sich nicht allein noch immer auf diesem so mühseligen und gefährvollen Weg gen Westen zu befinden.

Bevor wir dann die beiderseits gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen austauschen und unsere weiteren Absichten und Möglichkeiten erörtern, steht zunächst einmal die Frage im Vordergrund, was denn nun in Deutschland eigentlich los ist. Und so hören wir äusserst beunruhigt auch jetzt wieder von einer angeblichen Revolution, in deren Verlauf Hitler getötet worden sei und

dann auch mehrere Generäle erschossen worden wären. Wieder nur ein Gerücht? Erst hiess es doch, er wäre nur schwer erkrankt, dann sei er verletzt worden, und nun soll er sogar tot sein? Unfassbar dieser Gedanke! Der Führer, auf den wir doch noch immer und speziell jetzt unsere ganze Hoffnung gesetzt haben, sollte also nicht mehr am Leben sein, wo doch in Anbetracht der Häufung katastrophaler Ereignisse eine besonders feste und entschlossene Führung in engem Zusammenwirken aller Bereiche so dringend geboten erscheint!

«Ein hoher Offizier soll es gemacht haben», bemerkt einer der acht Landser, und als wir das vernehmen, sind wir völlig verunsichert und befürchten, dass nun womöglich alles im Chaos versinken könnte mit unabsehbaren Auswirkungen natürlich auch auf unsere Situation, und wenn man in diesen Tagen und Wochen mitunter das bedrückende Gefühl hatte, verlassen oder gar bereits abgeschlossen worden zu sein, so wird dies jetzt noch weitaus eindringlicher empfunden. Unbegreiflich, dass man sich der möglichen Konsequenzen eines Umsturzes nicht bewusst gewesen sein soll und dabei das Schicksal von so vielen, sich nach wie vor selbstlos und getreu einsetzenden Soldaten gleichsam billigend in Kauf genommen hat.

Eine nachvollziehbare Motivation hierfür können wir in Unwissenheit der Hintergründe des Geschehens nicht erkennen, sehen die Dinge eben nur rein pragmatisch auf unsere Lage bezogen, wie das unter den gegebenen Umständen auch gar nicht anders erwartet werden kann.

In hohem Masse demoralisiert, gehen wir dann wieder auseinander und bedauern es nun sogar, den acht Kameraden begegnet zu sein, die uns jene so deprimierenden Nachrichten vermittelt haben.

In den letzten Tagen hat sich meine Verletzung am linken Unterarm zunehmend verschlechtert. Die Wunde ist nun um das Doppelte vergrössert, eitert ständig und schmerzt empfindlich, ohne Zweifel eine Folge der unsterilen Versorgung mit diversen alten und natürlich niemals ausreichend sauberen Stoffresten. Glücklicherweise bereiten die anderen Verwundungen, insbesondere jene am Hals, keine Probleme mehr, und auch die Ruhr scheint überstanden, da sie sich schon seit längerer Zeit nicht mehr bemerkbar gemacht hat, vielleicht aufgrund unsererer «Diät-Kost».

Die Füsse dagegen befinden sich in einem unverändert schlimmen Zustand,

der eindeutig erst nach erfolgter Rückkehr behoben werden kann. Soweit dies möglich ist, wechsele ich immer wieder die Fusslappen und Sorge dafür, dass die Reibung in den Gummistiefeln durch deren strammes Umwickeln mit Kabeldraht weitestgehend verhindert wird.

Unsere Stimmung ist inzwischen auf den Nullpunkt gesunken, und so bewegen wir uns nun spürbar lustlos und mit einer gewissen Gleichgültigkeit durchs Gelände, wodurch zwangsläufig die stets gebotene Umsicht und Aufmerksamkeit leidet, was uns ganz schnell zum Verhängnis werden könnte. Die Ungewissheit über die Verhältnisse in der Heimat wie auch im Frontgebiet, wo die Sowjets möglicherweise bereits die deutsche Grenze überschritten haben, beeinträchtigt die Motivation zum Durchhalten, weckt Zweifel an einem baldigen und glücklichen Ende aller unserer Bemühungen und lässt mitunter sogar die Frage aufkommen, ob denn das Ganze überhaupt noch einen Sinn hat. Verständlich also, wenn wir nun weitaus langsamer vorankommen, viel häufiger und länger als notwendig eine Rastpause einlegen und dann manchmal am liebsten gleich liegen bleiben möchten, bis man sich eingedenk der Konsequenzen schliesslich wieder aufrafft. Über Belanglosigkeiten regt man sich auf, wobei es auch hin und wieder zu kleinen Reibereien kommt. Zweifellos tragen auch die Läuse, die uns kaum noch zur Ruhe kommen lassen, wesentlich zu der gereizten Stimmung bei. Wie bereits erwähnt, hat Georg ganz besonders unter ihnen zu leiden, und so weist sein Körper kaum noch eine grössere Stelle auf, die nicht von den Bissen dieser Plagegeister gerötet ist. Wir knacken zwar möglichst viele von ihnen, jedoch ohne spürbaren Erfolg. Mehrfach werden wir von Regengüssen durchnässt, die uns insbesondere beim Herumliegen in den Morgenstunden vor Kälte erschauern lassen; es ist manchmal wirklich zum Wahnsinnig werden!

Um aus einem solchen Tief wieder herauszukommen, muss man sich dazu zwingen, an irgendetwas Erfreuliches, besonders Schönes und Erstrebenswertes zu denken, und so erinnere ich mich also an das fröhliche Jazz-Trio mit meinen Schulfreunden Heinz Rudolf und Hans-Paul Biehl, in dem wir uns noch ein paar Monate vor dem Abitur und der anschliessenden Einberufung zum Wehrdienst zusammengefunden haben. Heinz konnte sehr ausdrucksvoll Violine spielen, etwa in der Art von Joe Venuti und Stephane Grappelli, die sehr wahrscheinlich

seine Vorbilder gewesen sind. «Paulchen» Biehl hatte das Zeug zu einem exzellenten Jazz-Pianisten – ohne dabei gleich an einen Art Tatum oder Earl Hines zu denken –, während ich am Schlagzeug sass, das jedoch nur aus einer einfachen Trommel bestand, wie man sie in den Kapellen findet, und weshalb auch keine Rede davon sein konnte, sich mit Gene Krupa, Dave Tough oder Chick Webb messen zu wollen. Um unsere Fähigkeiten nicht zu überfordern, haben wir uns auf Blues und nicht allzu temporeichen Swing konzentriert, also auf Titel wie den «Basin street blues», «On the sunny side of the street», «Georgia on my mind», «I'm coming Virginia», die mir in diesem Moment gerade einfallen²¹. Und nun höre ich gleichsam jene bei aller Rauheit so hinreissend gefühlsbetonte Stimme von Louis Armstrong in «Body and Soul» und «Stardust» mit seinen phantastischen Trompetensoli in den beiden herausragenden Interpretationen vom 9. Oktober 1930 und 4. November 1931.

Die Mehrzahl unserer Altersgenossen war rein verrückt auf Jazzmusik, den Hot und Swing, womit insbesondere Glenn Miller²² mit «In the mood» und der wundervollen «Moonlight-Serenade» geradezu einen Begeisterungstaumel entfachte, ungeachtet der Tatsache, dass wir uns ja bereits im Krieg befanden und sich die Beziehungen gegenüber dem sich schon vorzeitig einmischenden Amerika inzwischen deutlich verschlechtert haben. Uns war das schnurzegal, Hauptsache, die Musik hat hingehauen.

In Fortführung der «moralischen Aufrüstung» sage ich mir, dass es sicher eines Tages auch wieder möglich sein wird, Tennis zu spielen, und rufe mir nun

²¹ Zum Repertoire unseres Trios gehörte natürlich auch das weithin bekannte und geschätzte Lied «Komm zurück, ich warte auf dich...», welches sich ganz besonderer Beliebtheit erfreute, weil dessen Text zwangsläufig mit dem Wunsch der Angehörigen ihrer im Einsatz stehenden Soldaten in Verbindung gebracht wird. Für die Eltern und Geschwister von Heinz Rudolf und Hans-Paul Biehl, die zur Luftwaffe einberufen worden sind, ist dieser Wunsch leider nicht in Erfüllung gegangen. Beide hatten – ein tragischer Zufall – mit ihren defekten Maschinen notlanden müssen, wobei diese in Brand gerieten und keine Rettung mehr zuließen, was ich jetzt noch nicht wissen konnte.

²² Glenn Miller gilt seit dem 15. Dezember 1944 als verschollen. Es wird vermutet, dass sein Flugzeug auf dem Wege nach Paris, wo er ein Konzert vorbereiten wollte, bei der Überquerung des Ärmelkanals von einer im Notwurf abgeworfenen Bombe eines beschädigt heimkehrenden britischen Kampffliegers getroffen worden ist, da sich zum fraglichen Zeitpunkt keine deutschen Flugzeuge in diesem Luftraum befunden haben.

die schöne Zeit in meinem Freiburger Club ins Gedächtnis, erinnere mich der Turniere, an denen man teilgenommen hat, und so auch an das letzte grössere im benachbarten Striegau (heute «Strzegom»). Niemand hätte damals auch nur im Traum daran denken können, dass gerade in dieser Stadt noch bis kurz vor Kriegsende erbitterte Kämpfe stattfinden und an den dort verbliebenen Einwohnern unvorstellbare Greuelthaten verübt werden.²³

Was mit der Rückschau auf ermunternde Begebenheiten erreicht werden sollte, ist nun auch tatsächlich eingetreten: Man fasst neuen Mut, hat wieder den festen Willen zum Durchhalten und möchte jetzt unbedingt all das und vieles andere noch einmal wie früher erleben – verdammt nochmal! In dieser gehobenen Stimmung versuche ich nun, auch meine Kameraden wieder etwas zu motivieren, jedoch ohne spürbaren Erfolg. Fritz reagiert sogar ziemlich ungehalten und meint, dass man diesen blödsinnigen Krieg gegen die Sowjets überhaupt nicht hätte beginnen sollen – schliesslich habe ja auch niemand hier nach uns gerufen. Sicherlich eine Auffassung, der man unter den gegebenen Verhältnissen zustimmen kann, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass wir über die ganze Fülle und Tragweite der Ereignisse, die dem Angriff auf die Sowjetunion vorausgegangen sind und diesen zuletzt für unumgänglich erscheinen liessen, nur unzureichende Kenntnisse besitzen und somit nicht unbedingt eine der Realität entsprechende Sicht der Dinge erwartet werden konnte.

²³ Was sich in Striegau abgespielt hat, ist nur mit den Horrorszene in Nemmersdorf, Metgethen, Goldap usw. zu vergleichen. Verzichten wir auf die Schilderung der grausigen Einzelheiten und erwähnen nur, was der französische Militärhistoriker Philippe Masson in seinem Werk «Die deutsche Armee» vermerkt: In den Ruinen von Striegau finden Angehörige der 208. Infanteriedivision nur noch einen kleinen Rest halb irrsinniger Überlebender der Zivilbevölkerung. «Nachdem wir Striegau gesehen haben», sagt einer der Soldaten, «gab es für uns keinerlei Pardon mehr... konnte niemand mehr von uns erwarten, dass wir noch Gefangene machen!» Verständlich, dass jeder, der mit solchen Geschehnissen konfrontiert wurde, es als eine unerträgliche Zumutung oder auch blanken Zynismus empfinden muss, wenn dann von Befreiung die Rede ist. Dies gilt ebenso für die völkerrechtswidrig aus den deutschen Ostprovinzen und dem Sudetenland 15 Millionen Vertriebenen mit fast 3 Millionen Toten sowie für die Opfer des auf der Casablanca-Konferenz am 16. November 1942 ausdrücklich gegen die Zivilbevölkerung von Churchill beschlossenen und zielbewusst praktizierten «paralisierenden» Luftterrors.

Wie stark unsere Verunsicherung im Augenblick ist, wird aus einem Vorschlag von Albert ersichtlich, ob man nicht vorerst einmal ein sicheres Versteck in einem Wald suchen und hier die weitere Entwicklung abwarten sollte; aber das können wir uns nicht erlauben, weil es völlig ungewiss ist, wie schnell und weit die Sowjets jetzt noch vorankommen und wie viel kostbare Zeit wir dann verlieren würden. Doch schon am nächsten Tag blicken wir alle wieder wesentlich zuversichtlicher in die Zukunft, als wir bei der Beschaffung von Lebensmitteln mit einem jungen Mann ins Gespräch kommen, der sehr gut Deutsch spricht und über die Geschehnisse offenbar weitaus besser und auch glaubwürdiger orientiert zu sein scheint. Er berichtet uns, dass er vor einigen Wochen, als sich die Rote Armee Litauen zu nähern begann, aus Thorn (heute «Torun») im Generalgouvernement, wo er mehrere Jahre bei einer deutschen Firma beschäftigt war, rechtzeitig wieder in sein Heimatdorf Ostempai – wenn wir das richtig verstanden haben – zu seinen Angehörigen zurückgekehrt sei. Von einer Revolution in Deutschland habe er nichts bemerkt, und auf Hitler wäre zwar ein Anschlag verübt worden, den er aber nur leicht verletzt überstanden hätte. Die Attentäter sollen gefasst und sofort erschossen worden sein, sagt er. Nach der Front befragt, erfahren wir mit grosser Erleichterung, dass sie sich noch immer in Litauen, aber schon sehr nahe der deutschen Grenze befindet. Besonders bei Mariampole und auch Kalvarja würden schwere Kämpfe stattfinden, woraus wir den Schluss ziehen, dass hier der Vormarsch der Sowjets endlich zum Stehen gebracht werden konnte. Die beiden Städte liegen nur noch etwa 30 Kilometer von hier entfernt, weshalb man eigentlich schon bald die ersten Anzeichen der Front bemerken müsste, also Leuchtkugeln und schwachen Kanonendonner.

Wir wollen nun möglichst genau feststellen, wo wir uns jetzt befinden, und insbesondere prüfen, ob wir uns auch in Richtung auf den vorgesehenen Raum zwischen der Stadt Simnas und dem grossen See nördlich von ihr bewegen. Das kleine Dorf hier ist natürlich nicht in unserer Karte im Massstab 1:1 Million verzeichnet, unser Freund kann uns aber ungefähr die Stelle zeigen, an der es liegen müsste, und daraus geht hervor, dass wir auf dem richtigen Wege sind.

Ebenso wie wir ist auch er der Ansicht, dass Simnas als einziger grösserer

Ort hier im Hinterland der Front wahrscheinlich stärker besetzt ist und daher weit genug umgangen werden muss, und wenn wir so wie bisher weiterlaufen, werden wir, so versichert er uns, auch keinesfalls auf den See stossen. Mit herzlichem Dank für diese so bedeutsamen Auskünfte und die uns zuletzt noch überlassenen Lebensmittel verabschieden wir uns nun von diesem so hilfsbereiten und freundlichen Mann und setzen uns jetzt wieder voller Energie und mit der gewohnten Zielstrebigkeit in Bewegung.

Als wir eine grössere Strasse erreichen, die zwar in unserer Marschrichtung, aber durch ein deckungsarmes Gelände weiterläuft, benutzen wir sie vorsichtshalber nicht und gehen dafür am Rand eines nahen Waldes sichtgeschützt weiter. Gleich danach erweist sich auch schon, wie richtig unser Entschluss gewesen ist, als wir, noch etwas entfernt, Motorengeräusche vernehmen und dann in schneller Fahrt ein Lkw mit einer Ladung fröhlich und lautstark singender Rotarmisten im Mondschein an uns vorbeibraust. Scheint also alles bestens zu laufen bei den Kollegen von der anderen Fakultät, denkt man da unwillkürlich, aber nicht gerade erleichtert.

Inzwischen müssten wir uns, wie vorgesehen, in dem Gebiet zwischen der Stadt Simnas und dem grossen See befinden und uns langsam der Bahnlinie Olita-Kalvarja nähern, dem nächsten markanten Zielpunkt, wie wir dies kürzlich anhand unserer Karte ermittelt haben; aber nun durchqueren wir erst einmal ein ausgedehntes, dicht mit Honigklee (auch Steinklee genannt) bebautes Feld, der einen unwahrscheinlich intensiven, nahezu betäubenden Duft nach Cumarin verbreitet, wie man dies auch, weniger ausgeprägt, vom Waldmeister her kennt. Und nun ereignet sich etwas, das wohl nur damit zu erklären ist, dass sich unter dem Einfluss extremer, über einen längeren Zeitraum verlaufender und immer wieder die Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit tangierender Anforderungen und Impressionen eine latente Bereitschaft und somit Aufnahmefähigkeit für Wahrnehmungen entwickelt, die man nur als jenseits der Normalität liegend einordnen kann. Ohne einen gegebenen Anlass habe ich urplötzlich die Empfindung, von einer unbestimmten, meinem Willen nicht unterworfenen Kraft beherrscht und gleichsam geführt zu werden, verbunden mit abso-

luter, unter den gegebenen Verhältnissen doch wirklich nicht nachvollziehbarer Gewissheit, dass ich dieses von so vielen Risiken und Imponderabilien begleitete Unternehmen glücklich beenden und die Heimat wiedersehen werde. Und gleichzeitig weicht auch der zwangsläufig immer vorhandene, aus Zweifeln und Besorgnissen resultierende Unruhe- und Spannungszustand dem Gefühl unbekümmerter Geborgenheit, was aber nicht dazu führen darf, nun etwa die stets gebotene Umsicht und Vorsicht zu vernachlässigen!

Überdenkt man nun all das und auch, was zuvor schon geschehen ist, dann muss man sich wohl in Erinnerung rufen, was im 2. Buch Moses, Kapitel 23.20 kundgetan wird: «Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und dich an den Ort bringe, den ich bestimmt habe!» Und dies gehört dann wohl auch zu jenen Dingen, die wir allein mit unserer Schulweisheit eben nicht zu erklären vermögen, und denen daher vielfach auch nur mit einer gewissen Zurückhaltung begegnet wird.

Noch in der gleichen Nacht überschreiten wir völlig unbehindert die Bahnlinie Olita-Kalvarja und ändern ab hier unsere Marschrichtung, nachdem man uns von wechselvollen Kämpfen im Raum westlich Kalvarja bis hin nach Mariampole berichtet hat. Also orientieren wir uns nun mehr in südwestlicher Richtung, um in die offenbar etwas ruhigere Gegend zwischen Kalvarja und Suwalki zu gelangen und hier endlich die Front zu erreichen. Wir erfahren ausserdem, dass sie in diesem Abschnitt seit etwa drei Wochen und glücklicherweise noch vor der ostpreussischen Grenze feststeht, was uns hoffen lässt, dass es zunächst einmal hierbei bleibt und wir nicht noch länger hinter der Roten Armee herlaufen müssen.

26. August

Da sich jetzt die Ereignisse häufen, soll nun wieder in Tagebuchform berichtet werden. Es ist schon nach Mitternacht, als wir plötzlich wie gebannt stehen bleiben, weil wir meinen, weit vor uns am Horizont eine weisse Leuchtkugel gesehen zu haben. Ganz kurz nur konnte man den tiefen Kulminationspunkt ihrer Flugbahn erkennen. Und dann steigt gleich daneben wieder eine auf, etwas

höher diesmal, und dann noch eine, und nun wissen wir, dass wir die ersten Zeichen der Front gesehen haben. Sechs knallhart gewordene Krieger fallen sich um den Hals und können die Tränen nicht zurückhalten, denn in diesem Augenblick ist endlich eingetreten, was man nach mehr als sieben Wochen, anfangs von Tag zu Tag herbeigesehnt hat, dann immer wieder enttäuscht worden ist, und das Ganze unter noch nie erlebten, für absolut unmöglich gehaltenen und in dieser Form sicher einzig dastehenden Verhältnissen.

Noch sind wir nicht am Ziel, und das Schwierigste kommt erst am Ende, wenn es darum geht, durch die russische HKL zu gelangen, aber die Bereitschaft, jetzt noch einmal alle Kräfte zu mobilisieren und alles zu wagen, ist so gross wie nie zuvor. Wir werden es schaffen, und wenn wir auf Stummeln laufen müssten, sage ich mir deutlich übermotiviert, und denke dabei an meine Füsse, deren Zustand wohl dazu beigetragen haben mag, einen so unrealistischen Gedanken aufkommen zu lassen. Wenig später, als auch deutlich Kanonendonner zu hören ist, sind die letzten Zweifel beseitigt, die Front vor uns zu haben. Was für eine paradoxe Situation! Damals, auf dem Wege zum ersten Fronteinsatz oder wenn man aus dem Heimaturlaub wieder zurückkehrte und bereits von Weitem ein dumpfes Grollen hörte, war dies unvermeidlich von recht gemischten Gefühlen begleitet, und jetzt ist man übergücklich, es endlich wahrnehmen zu können, obendrein auch noch von der anderen Seite mit allen hiermit verbundenen sehr unerfreulichen Möglichkeiten.

Wir schätzen die Entfernung auf nun noch etwa 15 bis 20 Kilometer, die unter Einbeziehung der in Frontnähe erwartungsgemäss zunehmenden Probleme und der ab sofort gebotenen grössten Vorsicht in vier oder fünf Tagen bewältigt werden könnten, soweit man hier eine Prognose überhaupt wagen kann. Bevor sich die Front an der deutschen Grenze, zumindest in diesem Raum, stabilisiert zu haben scheint, ist es hier, wie man uns gesagt hat, zu härteren Kämpfen gekommen, worauf auch die dabei hinterlassenen Spuren hindeuten, denn wir entdecken nun vermehrt Granattrichter, Deckungslöcher und Grabenstücke sowie zerstörte Häuser, Scheunen und Stallungen, die ein Raub der Flammen geworden sind. Dennoch sind offensichtlich auch hier die Einwohner, wenn möglich, in ihren Dörfern geblieben und haben ungeachtet der prekären Verhältnisse bereits wieder ihre Arbeit aufgenommen. Wir müssen

also vorerst wohl noch keine grösseren Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Lebensmitteln befürchten, jetzt aber umso mehr auf die Anwesenheit von Angehörigen der Roten Armee achten, die sich aus dem Lande versorgen, wenn der Nachschub vielleicht nicht schnell genug oder nur unzureichend hatte folgen können.

Langsam beginnt es hell zu werden, und somit müssen wir uns rechtzeitig nach einem Versteck umsehen. Bald erreichen wir auch einen Wald, in dessen Nähe sich eine kleine Ansiedlung von nur drei etwas auseinander liegenden Gehöften befindet. Alles sieht sehr ruhig und friedlich aus, weshalb man den Eindruck gewinnt, dass der Krieg hier völlig spurlos vorübergegangen zu sein scheint.

Zunächst hatten wir die Absicht, uns in dem Wald niederzulassen, aber dann mache ich den Vorschlag, sich jeweils zu zweit auf die drei Höfe zu verteilen und den Tag in den Scheunen zu verbringen, auf jeden Fall angenehmer als in einem zumindest in den frühen Morgenstunden immer feuchtkalten und bei Regenwetter ungeschützten Wald, und so kurz vor dem Ziel, meine ich, sollten wir uns nicht noch irgendwelche gesundheitlichen Probleme einhandeln. Es ist ohnehin fast ein Wunder, dass wir in dieser Hinsicht während der ganzen Zeit so glimpflich davongekommen sind.

Bevor wir unsere Unterkünfte aufsuchen, legen wir noch einen gemeinsamen Treffpunkt fest, an dem wir uns gegen Abend vor dem Weitermarsch einfinden wollen. Wir entscheiden uns für eine in der Nähe liegende grössere Buschgruppe, die man nicht verfehlen kann und in deren Schutz man nötigenfalls noch den Eintritt ausreichender Dunkelheit abwarten könnte, worauf jetzt besonders sorgfältig geachtet werden muss. Zum ersten Mal also bleiben wir tagsüber nicht alle zusammen, sicher auch ein Vorteil, weil man zu sechst ja viel eher bemerkt wird.

Mit Georg nähere ich mich nun unserer Scheune, die zum Glück nicht verschlossen ist, weshalb wir sie unverzüglich und anscheinend auch völlig unbemerkt betreten können. Wie gewohnt richten wir uns hoch oben im Heu unseren Lagerplatz ein und schlafen dann erst einmal ein paar Stunden unbesorgt, denn wir haben nichts festgestellt, was irgendwie hätte beunruhigen können. Auch danach besteht kein Grund zur Besorgnis, aber der Tag ist ja noch lang! Wir

sind uns darüber im Klaren, dass wir nun, nachdem wir die ersten Zeichen der Front wahrgenommen haben, ab sofort mit ständig wachsender Gefahr rechnen müssen. «Jetzt sollten wir aber für alle Fälle auch mit den Anderen unsere Adressen austauschen», sage ich daraufhin zu Georg. – «Sicher, wir könnten ja auch mal bei irgendeiner Geschichte zersprengt werden, vor allem nachts», meint er. – «Klar, ganz besonders in der russischen HKL – Mann, wenn wir da alle sechs aufkreuzen – wenn das man nur gut geht!», gebe ich zu bedenken, und damit beenden wir dieses heikle Thema, ohne zu ahnen, wie schnell sich jede weitere Diskussion hierüber erübrigen wird.

Im Verlauf des Tages haben wir mehrfach im Hof Stimmen vernommen, und einmal hat auch jemand die Scheune aufgesucht, um bald danach wieder zu verschwinden. Vorsichtshalber haben wir uns nicht zu erkennen gegeben, und nachdem auch die letzten Stunden gefahrlos vorübergegangen sind, entschließen wir uns dazu, kurz vor dem vereinbarten Treffen noch das Wohngebäude aufzusuchen und um Lebensmittel nachzufragen, weil sich möglicherweise hierfür in der nächsten Zeit keine Gelegenheit mehr ergeben könnte.

Bei fortgeschrittener Abenddämmerung verlassen wir also unseren Lagerplatz und nähern uns vorsichtig dem Haus. Als man uns öffnet, sind die Bewohner, ein Ehepaar und seine beiden Söhne, doch ziemlich erschrocken, zwei so wild aussehenden Gestalten gegenüberzustehen. Sie lassen uns aber, wie wir dies ja hier stets erlebt haben, sogleich eintreten, machen dabei allerdings einen deutlich besorgten Eindruck und schicken auch sofort ihre beiden Jungen nach draussen, um aufzupassen!

Die Bäuerin kocht uns nun eine herrlich schmeckende Griesssuppe, und dazu gibt es Brot mit Quark und sogar ein Stück Speck, das ich aber vorsorglich als «Eiserne Ration» in einen kleinen Stoffrest aus unserem Vorratsack wickle und in der Rocktasche verschwinden lasse, falls bei dem Versuch, durch die russische HKL zu kommen, mehr Zeit als erwartet benötigt werden sollte. Unsere Gastgeber bezweifeln ernsthaft, dass wir diese überhaupt erreichen könnten, und meinen, wir sollten uns doch lieber mit Kartoffeln eindecken und in einem Wald ein sicheres Versteck einrichten, um hier das wahrscheinlich nahe bevorstehende Kriegsende abzuwarten. Ähnliche Gedanken hatten wir auch schon einmal, als zu befürchten gewesen ist, dass die Sowjets noch weiter und

dann bis nach Deutschland hinein vordringen würden. Wir wollten uns dann in Ostpreussen in den ausgedehnten Wäldern des Masurischen Seengebietes verstecken, sofern wir in diese Gegend gelangt wären. Die erforderlichen Lebensmittel hätten wir uns soweit als möglich aus verlassenen oder zerstörten Dörfern besorgt und nebenbei auch von Pilzen und Beeren gelebt. Aber all diese Überlegungen sind ja jetzt, da sich vor uns eine offensichtlich wieder gefestigte Front befindet, hinfällig geworden. Wir wollen, wie der Schlesier sagt: «Jetzt nischt weiter wie heem». Noch haben wir unsere Suppe nicht ausgelöffelt, da stürzen plötzlich die beiden Jungen mit dem entsetzten Schrei «Ruski – Ruski» ins Zimmer. Blitzartig springen wir auf, packen unsere Säcke, lassen alles andere liegen und verlassen sofort das Haus, ohne den Eindruck einer überstürzten Flucht zu erwecken. Als wir uns draussen umschaun, erblicken wir in der Abenddämmerung, noch gut 300 Meter entfernt, einen sich langsam nähernden, von zwei Pferden gezogenen Erntewagen mit zwei Gestalten vorn drauf, Maschinenpistolen quer über die Brust. Unverzüglich laufen wir daraufhin, nicht in auffälliger Eile, aber doch etwas zügiger dem nahen Wald entgegen, denn als wir uns kurz umdrehen, sehen wir, wie die beiden von ihrem Wagen springen und uns zögernd zu folgen beginnen. «Nicht schneller werden!», rufe ich Georg zu, denn schon nahe genug liegt vor uns der Wald, in dessen Schutz wir dann unangefochten untertauchen. Ein paar Meter hinter dem Waldrand werfen wir uns gut geschützt ins Unterholz und beobachten, was nun weiter geschieht. Die beiden Rotarmisten kommen bis auf etwa 50 Meter heran und bleiben dann unschlüssig im Freien stehen. Zweifellos wagen sie es nicht, sich in das Dunkel des Waldes zu begeben, zumal sie damit rechnen müssen, dass wir bewaffnet sind. Schliesslich gehen sie langsam, die Maschinenpistolen im Anschlag, am Waldrand weiter, in Richtung auf das nächste Gehöft und die nahebei gelegene Stelle, welche wir als Treffpunkt vereinbart hatten.

Es gibt jetzt keine Möglichkeit mehr, unsere dort befindlichen Kameraden zu warnen. In grösster Spannung und Besorgnis warten wir ab, was nun passieren wird, und da hören wir auch schon MP-Feuer, begleitet von lauten, verzweifelten Schreien, und wissen sofort, was für ein Drama sich hier abgespielt haben muss. Da wir keinerlei Hilfe leisten können und aus unserem Treffen natürlich

nichts mehr werden kann, dringen wir tiefer in den Wald ein, bis wir schliesslich seinen jenseitigen Rand erreichen, und warten hier tief bestürzt die Dunkelheit ab. Dann schlagen wir, wie immer nach Zusammenstössen mit dem Gegner, zunächst einen weiten Bogen zurück nach Osten, und setzen danach schweigend unseren Weg in der alten Richtung fort.

27. August

Wir besitzen nun keinen Kompass mehr und sind somit wieder auf die Sterne angewiesen, und da wir uns weiterhin in mehr südwestlicher Richtung bewegen wollen, ist unser neuer Leitstern die Venus, der Abend- oder auch Morgenstern genannte hell leuchtende Planet, den man nicht verwechseln kann. Bei bedecktem Himmel würden uns jetzt aber auch die häufig genug vernehmbaren Zeichen der Front den Weg weisen.

Je näher wir ihr kommen, desto umsichtiger müssen wir vorgehen, und so unwickeln wir zunächst einmal alles, was in unseren «Rucksäcken» irgendwelche Geräusche verursachen könnte, mit den Stoffresten, die wir als Fusslappen und zur «Wundversorgung» immer vorrätig halten, so also die Mineralwasserflaschen, den Kochgeschirrdeckel sowie die leeren Konservendosen, die wir als Trinkbecher und ausserdem als Aufbewahrungsgefässe für Vorräte und Kleinkram wie Kabeldrähte usw. benutzen. Zuletzt aber werden wir dies alles aufgeben müssen, weil es nur ohne jeden Ballast möglich ist, unbemerkt durch die feindliche Hauptkampflinie zu kommen. So weit als möglich achten wir im Mondschein insbesondere auf Reifen- und Kettenspuren, aber auch auf herumliegende Gegenstände und Abfälle, die in irgendeiner Weise Rückschlüsse auf die Anwesenheit oder Aktivitäten des Gegners zulassen könnten. An dem Helligkeitsgrad der Leuchtkugeln versuchen wir zu erkennen, an welchen Stellen die Front näher oder weiter entfernt zu sein scheint, und wenn wir seitlich von uns Kanonendonner vernehmen, dann kann davon ausgegangen werden, dass sich in unserer Höhe bereits die ersten Artilleriestellungen befinden, eine Möglichkeit, die höchste Aufmerksamkeit erfordert!

In Abwägung all dessen, was wir hören und sehen, kommen wir zu der Auf-

fassung, dass wir schätzungsweise nur noch etwa fünf Kilometer von der Front entfernt sind. Um jedes Risiko zu vermeiden, das wir eingehen würden, wenn wir jetzt nicht rechtzeitig genug einen schützenden Wald zu erreichen versuchen, beschliessen wir, uns nicht erst kurz vor Einbruch der Morgendämmerung hiernach umzusehen, wie wir dies in der letzten Zeit häufig getan haben, sondern auf jeden Fall noch bei ausreichender Dunkelheit. Aber wir haben kein Glück und bewegen uns in einer waldarmen Gegend, und als wir, viel später als vorgesehen, ein lediglich mit zahlreichen kleineren Büschen bewachsenes Gelände erreichen, müssen wir uns dazu entscheiden, hier den Tag zu verbringen. Durch den sehr feuchten Boden ziehen sich überall kleine, mit bräunlichem Wasser angefüllte Gräben, was auf Torfstich hindeutet, und so müssen wir uns hier mit einem denkbar ungünstigen Lagerplatz abfinden. Unter diesen Verhältnissen sind die unumgänglichen 20 Stunden Aufenthalt eine besonders lange Zeit, und da wir uns nicht zu guter Letzt noch eine Lungen- oder Blinddarmentzündung zuziehen dürfen, fasse ich den Entschluss, mich in der näheren Umgebung nach einer trockenen Unterlage umzusehen und denke dabei an eine Strohpuppe, wie wir sie hier und da auf den Feldern haben stehen sehen.

Georg ist hiermit sofort einverstanden und will während meiner Abwesenheit noch etwas für die Tarnung unseres Lagerplatzes tun. Ich lasse meinen Rucksack zurück und mache mich nicht gerade erfreut auf den Weg, aber in der festen Überzeugung, schon recht bald wieder hier zu sein. Das weithin gleichförmige Gelände weist keine markanten Punkte auf, an denen man sich zuverlässig orientieren könnte, um den Lagerplatz nicht in der Dunkelheit zu verfehlen, aber genau über ihm steht hell und klar der Abendstern, und somit, meine ich, muss man ja leicht zurückfinden, wenn man ihm nur nachgeht.

Meine Suche nach der trockenen Unterlage bleibt zunächst erfolglos, und als ich sie fortsetze, entferne ich mich immer weiter, bis ich schliesslich hoch erfreut auf einem Feld einen grossen Haufen mit dürrer Erbsenkraut entdecke. Ich entnehme ihm einen ordentlichen Packen, drücke ihn fest mit beiden Armen gegen Brust und Bauch und begeben mich zufrieden auf den Rückweg, immer in Richtung meines Leitsternes. Nach geraumer Zeit kommt mir der Gedanke,

P. 9. 3. 46.

Sehr geehrter Herr Nachbar.

Für Ihre Karte vom 11.2. danken wir Ihnen
bestens. Leider müssen wir Ihnen mitteilen,
dass von unserem Georg immer noch keinerlei
Nachricht eintraf. Meine beiden anderen Brüder
sind inzwischen gefallen und somit ist Georg
noch unsere letzte Hoffnung. Wir werden Ihnen
sofort nach Einreffen einer Nachricht Bescheid
geben. Ihr angekündigter Besuch würde
uns sehr freuen. Wir wünschen Ihnen
nun alles Gute und grüßen Sie herzlich
Ihre Familie Maag.

dass ich doch eigentlich schon nahe am Ziel hätte sein müssen, aber von unserem Feld mit den vielen Büschen ist noch nichts zu sehen. Also gehe ich weiter, komme bald in ein vollkommen andersartiges Gelände und erblicke wenig später im Mondlicht mit Schrecken das Dach eines Hauses, das auf keinen Fall in der Nähe unseres Lagerortes gestanden haben kann, wo wir es mit Sicherheit bemerkt hätten. Also muss ich mich verlaufen haben und kann nicht begreifen, wie das möglich gewesen ist, da ich doch immer genau dem Stern nachgegangen bin.

Als langsam die Morgendämmerung hereinzubrechen beginnt, überfällt mich eine wahnsinnige Angst, nicht mehr rechtzeitig oder gar überhaupt nicht mehr zurückzufinden und plötzlich allein zu sein auf weiter Flur. Ich werfe das Erbsenkraut von mir, welches jetzt völlig belanglos geworden ist, und irre planlos in der Gegend umher, rufe verzweifelt in der vagen Hoffnung, vielleicht gehört zu werden: «Georg – Geeeoorg!» – Keine Antwort, dann nochmals, lauter noch, leider wieder ohne Erfolg. Immer heller wird es nun, und dann bin ich gezwungen, mich schleunigst nach einer Deckung umzusehen und finde in einem Wiesengelände einen freistehenden grösseren Busch, in den ich mich total erledigt hineinwerfe. Innerhalb weniger Stunden also habe ich alle meine Kameraden verloren und kann es noch nicht recht begreifen, meinen Weg nunmehr ganz allein gehen zu müssen. Bleibt nur noch die Hoffnung, Georg in dem be-



*Georg Maag geb. 2. September 1925
vermisst seit dem 28. August 1944*

grenzten Raum, der uns jetzt noch zur Verfügung steht, irgendwo durch einen glücklichen Zufall zu begegnen.

28. August

Nach einem kurzen und, wie nicht anders zu erwarten, sehr unruhigen Schlaf bemühe ich mich zunächst einmal darum, mein Versteck in diesem leider nur wenig dichten und überdies auch noch von allen Seiten einzusehenden Busch so gut wie möglich zu tarnen, aber da hierfür nicht genügend Astwerk zur Verfügung steht, gelingt mir dies nur unzulänglich, und somit liegt vor mir ein Tag voller Unruhe und Unsicherheit. Hinzu kommt, dass ich mir immer wieder vorwerfen muss, Georg nur wegen dieser trockenen Unterlage für unseren Lagerplatz allein gelassen zu haben, und kann mich nur mit dem Gedanken trösten, dass dieses Vorhaben doch durchaus angebracht und nur gut gemeint war und ich ausserdem vollkommen sicher gewesen bin, problemlos wieder zurückzufinden. Dann lässt mir die Frage keine Ruhe, warum dies nicht gelungen ist und ich mich derart verlaufen konnte. Schliesslich aber glaube ich, hierfür eine plausible Erklärung gefunden zu haben: Wenn man also einem praktisch unendlich weit entfernten Stern von verschiedenen Stellen aus nachgeht, dann stimmt zwar, wie wir wissen, auch die allgemeine Richtung, aber die gedachten Linien vom jeweiligen eigenen Standort hin zu ihm, führen nicht, wie man irrtümlich meinen könnte, über den gleichen festgelegten Ort – hier also unseren Lagerplatz – sondern stets parallel daran vorbei, und können sich, wie parallele Gerade dies bekanntlich tun, erst in der Unendlichkeit treffen. Aber wer denkt in einer Situation wie der unsrigen schon an solche Schulweisheiten!

Allmählich beginne ich wieder zu mir selbst zu finden und die Dinge realistisch zu betrachten, abgesehen davon, dass man es sich nicht leisten kann, in Anbetracht dessen, was in der nächsten Zeit bewältigt werden muss, die Flügel hängen zu lassen. Dennoch ist es unmöglich, mich mit dem, was eben passiert ist, so ohne Weiteres abzufinden, nachdem man so vieles zusammen durchgestanden und sich überdies dem anderen gegenüber verantwortlich fühlt, zumal wenn man einen höheren Dienstgrad besitzt, was ansonsten wie gesagt hier voll-

kommen bedeutungslos geworden ist. Wenngleich Soldaten, so haben wir uns doch unter diesen so völlig aus dem Rahmen fallenden Verhältnissen eigentlich mehr als zwei junge Burschen gefühlt, die sich zu einem abenteuerlichen Unterfangen bereit erklärt und hierfür zusammengetan haben.

Da ich den Vorratssack mit allen meinen Sachen zurückgelassen habe, besitze ich nun auch keine Lebensmittel mehr, abgesehen von dem Stück Speck, das ich vorsorglich als «Eiserne Ration» in die Rocktasche gesteckt hatte. Als sich nun der Hunger langsam wieder bemerkbar macht, ziehe ich es hervor, entferne die «Verpackung», also den Stoffrest wie erinnerlich, betrachte das kostbare Stück von allen Seiten und bleibe dann aber eisern, wie besagte Ration es sein soll, denn in der russischen HKL, und auch schon davor, ist es vorbei mit dem «Organisieren», und es ist nicht vorauszusehen, wie lange man dazu braucht, sie zu überwinden.

So ausgehungert wie einst ist man ja glücklicherweise nicht mehr, warten wir also ab, bis sich wieder eine Gelegenheit zur Beschaffung von Nachschub bietet, wobei ich an das Haus denke, welches ich vorhin im Mondschein erblickt hatte und das auch von hier aus nicht weit entfernt zu erkennen ist.

Am späten Nachmittag kommen einige Zivilpersonen vorbei und entdecken mich in dem nur unzulänglich getarnten Gebüsch. Überrascht bleiben sie stehen, tuscheln miteinander und gehen dann langsam auf mich zu. Mit einer entsprechenden Handbewegung gebe ich ihnen zu verstehen, dass sie weitergehen sollen, und halte zugleich den Zeigefinger vor den Mund, um sie zum Schweigen zu veranlassen, worauf sie verständnisvoll lächelnd mit dem Kopf nicken und ihren Weg fortsetzen. Zweifellos hat sich inzwischen herumgesprochen, dass sich hier – und an vielen anderen Stellen – die letzten Angehörigen einer «Geisterarmee» auf dem Heimweg befinden.

Im Übrigen ist der Tag vollkommen störungsfrei verlaufen, was keineswegs zu erwarten war, und so kann ich es wagen, am Abend das besagte Haus aufzusuchen, um mir etwas Essbares zu beschaffen. Beim Näherkommen beginnt wieder ein Hund lautstark zu bellen, ohne mich aber diesmal von meinem Vorhaben abhalten zu können, denn es ist sehr fraglich, ob sich so nahe der Front noch einmal eine derart günstige Gelegenheit bieten wird.

Auf mein Klopfen öffnet eine Frau ohne jedes Anzeichen von Ängstlichkeit die Tür und bringt mir dann tatsächlich einen ganzen Laib Brot und eine Flasche voll Milch, worüber ich besonders erfreut bin, da ich ja meine Mineralwasserflasche bei Georg zurückgelassen habe. Von dem Brot breche ich mir einen grösseren Kanten ab, weil ich den ganzen Laib gar nicht unterbringen könnte und es überdies reichlich unbescheiden gewesen wäre, alles zu behalten, zumal die Bevölkerung hier sicherlich auch nicht gerade aus dem Vollen schöpfen dürfte. Um so bewundernswerter – und dankenswerter – erscheint die unglaubliche und bekanntermassen mit höchstem Risiko verbundene Hilfsbereitschaft, die den Rückkämpfern allerorts entgegengebracht wird, und ohne die – das muss wiederum gesagt werden – noch weitaus weniger von ihnen als ohnehin ans Ziel gelangt wären!

Mit herzlichen Dankesworten habe ich mich von der so liebenswürdigen Litauerin verabschiedet und mache mich bei noch immer unzureichender Dunkelheit wieder auf den Weg in der Hoffnung, Georg noch irgendwo erblicken zu können, aber leider ohne Erfolg. Unter dem Eindruck, ihn wahrscheinlich endgültig verloren zu haben, macht sich eine gewisse Gleichgültigkeit bemerkbar, die folgerichtig zu leichtsinnigem Verhalten führt, hervorgerufen auch dadurch, jetzt nur noch für mich selbst verantwortlich zu sein. So erklärt sich wohl, dass ich mich nun im hellen Mondlicht ohne grössere Bedenken einem Dorf nähere, welches ich vorsichtshalber eigentlich hätte umgehen sollen. Als ich das erste Gehöft erreiche, ist im Hof jemand mit Ausbesserungsarbeiten an einem Erntewagen befasst. Unnötigerweise gehe ich langsam auf ihn zu, und als er mich erblickt, fragt er so ganz nebenbei, als sei das überhaupt nichts Besonderes: «Niemcy?» – «Ja, Deutscher», bestätige ich, und daraufhin zeigt er auf das Wohnhaus und flüstert: «Da, Ruski in doma!» – So ist das, wenn man, insbesondere nahe der Front, nicht die grösste Aufmerksamkeit und Umsicht walten lässt!

Nun aber kehren diese unverzichtbaren Attribute allmählich wieder zurück, und ganz langsam mache ich kehrt und verlasse ohne auffällige Eile den Hof und das Dorf. Wenig später und immer noch viel zu leichtsinnig benutze ich auch aus Bequemlichkeit eine in Richtung Front verlaufende Strasse, höre Motorengeräusch und kann gerade noch rechtzeitig im Strassengraben Deckung su-

chen, als auch schon ein Lkw, eine grosse Staubwolke nach sich ziehend, an mir vorüberbraust. Gleich danach ist Pferdegetrappel zu vernehmen, und dann jagen, glücklicherweise noch in den letzten Resten der Staubwolke, mehrere Rotarmisten im Galopp unmittelbar neben mir vorbei, ohne mich zu entdecken. Damit sind dann aber auch alle Sinne wieder hellwach, und als ich noch lange vor Einbruch der Morgendämmerung auf einen kleinen Wald stosse, halte ich es für angebracht, für heute lieber Schluss zu machen und mir hier endlich wieder ein möglichst sicheres Versteck einzurichten, worauf jetzt unumgänglich geachtet werden muss.

Bald habe ich auch eine geeignete Stelle gefunden und kann nun wieder «voller Zuversicht und Durchschlagswillen» dem kommenden Tag entgegensehen, oder wie Carl von Clausewitz es (1812) formulierte: «Freilich war die Lage noch eine sehr bedenkliche und nichts weniger als günstig; allein der menschliche Geist ist nun einmal so geschaffen, dass die Befreiung von einem nächsten äussersten Übel ihm schon als Glück erscheint und er sich bei der ersten etwas besseren Wendung einer Angelegenheit schon froher Hoffnungen hingibt.»

29. August

Mit reichlich Tannenzweigen habe ich mir eine trockene und angenehm weiche Unterlage geschaffen und dann ein paar Stunden recht gut geschlafen, bis die Morgenkühle der Ruhe ein Ende setzte. Der Tag beginnt nun erst einmal mit einem ordentlichen Frühstück. Milch und Brot sind ja dank der hilfsbereiten Litauerin vorerst ausreichend vorhanden. Der Speck bleibt, was einige Überwindung kostet, nach wie vor unberührt; basta!

Während der vielen Stunden, die man wie immer bis zum Weitermarsch verbringen muss, hat man also reichlich Zeit, sich Gedanken über die Lage und das weitere Vorgehen zu machen. Allem Anschein nach habe ich hier einen relativ ruhigen Frontabschnitt erwischt, jedenfalls gilt dies für den Augenblick. Von der russischen Artillerie ist kaum etwas zu vernehmen, und die unsrige schweigt vollständig und schießt, wahrscheinlich aus Mangel an Munition, noch nicht einmal ein leichtes Störungsfeuer. Hin und wieder hört man die übli-

chen kurzen Feuerstöße aus Maschinengewehren von der schätzungsweise noch etwa 2 Kilometer entfernten Front. Irgendwelche Angriffsabsichten seitens der Sowjets scheinen glücklicherweise nicht zu bestehen, denn sonst wäre hier wesentlich mehr los.

Bis in die Mittagsstunden hat sich, soweit erkennbar, kein Mensch sehen lassen, aber dann knackt es nahebei in den Zweigen, und ich beobachte etwas beunruhigt, wie sich ein allerdings völlig harmlos aussehender Zivilist – möglicherweise ein Pilzsucher – meinem Versteck nähert, keineswegs etwa, weil er mich hier entdeckt hätte, denn er ist sichtlich überrascht, als ich aufstehe und auf ihn zugehe in der Hoffnung, von ihm einige für mich wertvolle Informationen zu erhalten. Nach kurzer, betont wohlwollender Begrüßung lassen wir uns auf meinem Tannenzweiglager nieder und beginnen uns – wiederum ohne nennenswerte Verständigungsprobleme – über eine Reihe von Dingen zu unterhalten, die für mich jetzt von besonderer Bedeutung sind.

Wie ich ist auch er der Auffassung, dass wir hier noch ungefähr zwei, höchstens drei Kilometer von der HKL entfernt sind. Die Front wäre hier seit drei Wochen, was unserer kürzlich noch erhaltenen Information entspricht, und in dem letzten Ort vor ihr (Stypliski o.ä.) «viel Ruski sein». Weiter berichtet er, dass häufig Rotarmisten abends in die Dörfer kämen, um hier etwas zu essen oder auch zu requirieren, womit unsere Vermutung bestätigt wird, dass der Nachschub offenbar nicht immer den Erfordernissen entspricht.

Gestern erst hätten einige Reiter sein Dorf aufgesucht, wobei ich sogleich an jene denke, denen ich eben noch begegnet bin, und für morgen, fährt er fort, würde eine Abteilung von hundert Mann erwartet. Alles sehr interessante Nachrichten, besonders die Mitteilung, dass sich die Sowjets öfters abends zum Essen in die Dörfer begeben. Da kann ich nur hoffen, dass es nicht mal zu einem geselligen Beisammensein mit mir kommt, und ich ahne nicht, dass sich dies gleich in ähnlicher Form ereignen wird!

Wir rauchen dann noch zusammen eine Zigarette – was für ein Genuss! –, wonach er sich freundlich verabschiedet. Ich habe den Eindruck gewonnen, dass er dieses Zusammentreffen als ein kleines, nicht alltägliches Erlebnis aufge-

nommen hat und ich wohl davon überzeugt sein kann, dass er mich nicht an die Sowjets verpfeifen wird.

Die letzten Stunden bis zum Aufbruch vergehen ohne ein besonderes Ereignis. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, jetzt nur noch bei völliger Dunkelheit weiterzulaufen, habe dann aber festgestellt, dass einzeln stehende Häuser häufig von dichten Baumgruppen umgeben und somit erst im letzten Augenblick zu erkennen sind, was auch für die Höfe weit auseinandergezogener Dörfer gilt. Also breche ich nun wieder bei fortgeschrittener Abenddämmerung auf, auch wenn hiermit einige Risiken verbunden sind, die man aber weitgehend vermeiden kann, wenn alle sich bietenden Deckungsmöglichkeiten genutzt werden und man, so weit gegeben, an Waldrändern entlanggeht. Als ich an einem im Abendfrieden daliegenden Einzelhof vorbeikomme, fährt gerade ein Erntewagen heraus. Vor der Tür des Wohnhauses sitzen zwei junge Burschen, und als sie mich erstaunlicherweise gleich als Deutschen erkennen, sind sie zunächst sprachlos, schlagen sich dann aber laut lachend immer wieder auf die Oberschenkel, zeigen auf den davonrollenden Wagen und rufen mir unverhohlen frohgesinnt zu: «Da, Ruski!» Also noch vorsichtiger sein, alter Freund, sage ich zu mir, bin es aber unerklärlicherweise nicht, denn nun geschieht etwas, das – weiss der Teufel – an Leichtsinn kaum noch zu überbieten ist, jedenfalls nicht, wenn man sich inzwischen höchstens noch zwei Kilometer vor der feindlichen Hauptkampflinie befindet.

Im hellen Mondschein entdecke ich also erneut einen einsamen, absolut harmlos anmutenden Gutshof, wo ich mir nun aber wirklich zum allerletzten Mal noch etwas Essbares beschaffen möchte, denn ausser dem Speck habe ich nur noch einen kleinen Rest Brot, und man kann ja eben nicht voraussehen, wie lange man dazu gezwungen sein könnte, sich in unmittelbarer Nähe der HKL aufzuhalten, bis es einem endlich gelingt, sie irgendwo zu durchqueren, und es wäre unerträglich, sich aus Mangel an Lebensmitteln wieder ein ganzes Stück zurückziehen zu müssen, um dann einen neuen Anlauf zu versuchen.

Also hinein in den stattlichen, sogar von einer Mauer umgebenen Gutshof. Trotz der vorgerückten Stunde, es mag ungefähr 22 Uhr sein, ist der Bauer, ein jüngerer, frisch aussehender Mann, noch mit Arbeiten an seinem auf dem Hof stehenden Erntewagen befasst. Ich begrüße ihn freundlich und werde, wie so-

eben auch, sofort als Deutscher erkannt, was einmal mehr dafür spricht, dass hier kurz vor der Front schon so mancher Rückkämpfer aufgetaucht sein muss. Als ich nun meinen Wunsch äussere, beauftragt er seine Frau, für mein leibliches Wohl zu sorgen. Bald darauf erscheint sie mit einer Schale voller herrlicher, in Fett gebackener Eierfladen, übergibt sie mir mit einer liebenswürdigen Geste und geht dann wieder ins Haus zurück. Zusammen mit ihrem Mann setze ich mich auf die Deichsel des Wagens, mache mich genüsslich über dieses köstliche Essen her und lasse dabei alles um mich herum ausser Acht. Plötzlich erhebt sich der Bauer und flüstert mit irgendetwas zu, was ich jedoch nicht verstehe, und als er mich daraufhin anstösst und mit dem Kopf zum Hoftor deutet, sehe ich zwei Russen herankommen, die sicher, wie mir das eben gesagt wurde, auch etwas essen möchten und nun vor uns stehen, ihre Maschinenpistolen geschultert. Für einen Fluchtversuch ist es jetzt eindeutig zu spät, zumal er nur durch das Hoftor führen könnte und höchstwahrscheinlich auch für den Bauern wegen Feindbegünstigung das Ende bedeuten würde.

Es gibt jetzt nur noch eine Rettung, wenn man mich für einen Knecht hält, der hier auf dem Hof arbeitet, wobei mein Erscheinungsbild vielleicht dazu beitragen könnte, diesen Eindruck zu erwecken. Auf keinen Fall darf ich jetzt Anzeichen von Furcht und Schrecken oder gar panikartige Reaktionen erkennen lassen. Abgebrüht wie man geworden ist, gelingt dies auch vollauf und gipfelt darin, dass ich mich in aller Ruhe, wenn auch weniger genussvoll, meinem nächsten Eierfladen zuwende und die Gegenwart der beiden Besucher als eine scheinbar ganz normale Sache betrachte. Und siehe, sie stören meine Kreise nicht, sind vielleicht schon ganz in Gedanken bei einem ähnlich leckeren Nachtmahl.

Der clevere Litauer, der natürlich genau weiss, was die beiden hier wollen, hat geistesgegenwärtig sofort ein paar ablenkende Worte an sie gerichtet und fordert sie nun dazu auf, ihm in sein Wohnhaus zu folgen. Anstatt jetzt ruhig auf der Wagendeichsel sitzen zu bleiben und alsdann unauffällig und problemlos zu entschwinden, habe ich vielmehr das Gefühl, meine Rolle als Knecht weiterspielen zu müssen, um vielleicht doch noch aufkommende Zweifel an dieser meiner «Identität» zu zerstreuen, aber gleichzeitig auch, weil ich das kaum glaubhafte Bedürfnis verspüre, ein provokantes Vergnügen geradezu, ausge-

rechnet hier und jetzt ein dreistes Ding zu drehen. Also steige ich von meiner Deichsel, schliesse mich den dreien an, und so geht es im Gänsemarsch der Haustür entgegen, voran der wohl weniger fröhliche Landmann, gefolgt von den beiden Iwans, und ich unmittelbar hinter ihnen, dabei den nächsten Fladen verzehrend. Glaubwürdiger, so meine ich, kann man im Augenblick seine Zugehörigkeit zu dem Gutshof kaum demonstrieren. Möglich, dass hier unerschwellig auch der Gedanke mitgespielt hat, sicher schon sehr bald nicht nur mit der gebotenen Vorsicht, sondern notfalls auch mit erheblicher Risikobereitschaft handeln zu müssen.

Wir treten nun in das Haus ein und kommen in einen Korridor, von dem aus eine Tür offenbar in das Wohnzimmer führt, in welches die beiden Russen mit verständlicher Eile – und sicher auch Erleichterung – dirigiert werden, während ich in einem gegenüberliegenden kleinen Vorratsraum erst einmal aus dem Verkehr gezogen werde und in diesem ungestört den letzten Eierfladen mit nun wieder etwas grösserem Behagen verspeisen kann. Gleich danach allerdings erscheint hier wieder der Hausherr und gibt mir zu verstehen, dass es wohl besser wäre, wenn ich mich nun verabschieden würde, was ich ohnehin soeben wollte, um ihn nicht nochmals in Gefahr zu bringen. Er begleitet mich etwas beruhigt bis zum Hoftor, zeigt mir die Richtung, in der ich seiner Meinung nach am besten an die russische HKL herankommen könnte, und dann trennen wir uns spürbar erleichtert, dass diese durchaus brisante Episode glücklich vorübergegangen ist, die ich allerdings hätte verkürzen können.

Weiter geht es nun der noch knapp zwei Kilometer entfernten Front entgegen, der letzten und entscheidenden Phase dieses irren Abenteuers. Inzwischen dürfte es schon Mitternacht geworden sein, weshalb ich es nicht mehr wagen kann, jetzt noch durch die HKL zu gelangen, will aber so nahe wie nur möglich an sie herankommen. Hier und da ist bereits das Knallen von Schüssen zu vernehmen, die übliche nächtliche Herumballerei auf vermeintliche Ziele.

Etwas weiter entfernt höre ich, verständlicherweise höchst erfreut und erleichtert, einmal den Feuerstoss eines Maschinengewehres, bei dem es sich wegen der enorm schnellen Schussfolge (1.500/min) nur um unser MG 42 handeln kann, das daher auch gern als «elektrisches MG» oder «Nervensäge» tituliert

wird. Ein sicheres Zeichen von der deutschen HKL! Ab und zu sind auch vereinzelte Granateinschläge zu vernehmen, aber alles in allem kann man im Moment die Lage hier nur als durchaus ruhig bezeichnen, was nicht heissen soll, dass man sich vielleicht weniger aufmerksam und umsichtig verhalten könnte. Vielmehr besteht die Möglichkeit, jederzeit in den Feldern und Wiesen auf Artillerie- und Granatwerferstellungen zu stossen, weshalb man vermehrt auf Wege und Strassen angewiesen ist, sofern sie in der gewünschten Richtung verlaufen. Hier allerdings begegnen mir ab und zu Fahrzeuge mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern, so dass ich eiligst im Strassengraben oder hinter einem Busch Deckung suchen muss.

Wenn irgend möglich, gehe ich an Waldrändern weiter, weil man hier eben kaum bemerkt wird und notfalls im Schutz der Bäume verschwinden kann, und so erreiche ich einen Wald, an dessen Westrand sich – dem Waffenlärm nach zu urteilen – die russische HKL befinden könnte. Auf einem schmalen Pfad, der ein fast geräuschloses Laufen ermöglicht, gehe ich in ihn hinein, zweifelsohne ein Glücksfall, denn selbst in einer hellen Mondnacht wäre dies zwischen den Bäumen und durch das Unterholz so gut wie undenkbar.

Immer lauter werden nun der peitschende Knall vereinzelter Gewehrschüsse und das trockene Knattern kurzer Feuerstösse der Maschinengewehre, deren Echo in dem Wald sie wesentlich näher erscheinen lässt, als sie es wirklich sind. Kein Zweifel, das sind die typischen nächtlichen Geräusche einer HKL, die sich an einem Waldrand befindet und wo nervös auf alles geballert wird, das da irgendwie verdächtig erscheint; und sie kann somit nur noch wenige hundert Meter vor mir liegen.

Für einen Durchbruchversuch ist es wie gesagt schon zu spät geworden, denn falls man aufgespürt und verfolgt werden sollte, muss noch genügend Zeit für eine Flucht bei ausreichender Dunkelheit vorhanden sein. Also muss jetzt ein sicheres Versteck gefunden und hier die kommende Nacht abgewartet werden. Um eine bessere Übersicht zu gewinnen, gehe ich auf den Ostrand des Waldes zurück und finde hier bald eine grosse umgestürzte Tanne, in deren dichtem und ausladenden Geäst man sicher nur durch einen unglücklichen Zufall entdeckt werden könnte. Dennoch bin ich leicht beunruhigt, hier jetzt einen

ganzen Tag so nahe der mit grösster Wahrscheinlichkeit vor mir liegenden feindlichen Front verbringen zu müssen.

30. August

Ermüdet von den Anspannungen der letzten Stunden, bin ich schon bald eingeschlafen und werde am Morgen durch vereinzelte Detonationen in der Nähe einschlagender Granatwerfergeschosse unsanft geweckt. Deutlich ist jedesmal das kurze trockene «Blupp» der Abschüsse zu vernehmen, bis dann die Granaten nach einigen Sekunden ihre steile Flugbahn mit berstendem Krachen beenden. In Anbetracht der zwar relativ geringen Möglichkeit, das Opfer eigener Waffen zu werden, verfolge ich dies einerseits mit etwas gemischten Gefühlen, andererseits aber auch mit dem freudigen Gedanken, dass es sich hier sozusagen um die «ersten Grüsse» der Kameraden von drüben handelt, und damit auch die letzten Zweifel geschwunden sind, hier die Front erreicht zu haben, wenn auch vorerst die russische.

Als der Beschuss wenig später aufhört und dann nur noch hier und da ein paar verirrte Gewehrkugeln surrend in die Bäume klatschen, gehe ich erst einmal daran, meinen Hunger zu stillen. Zusammen mit dem Brotrest darf ich mir nunmehr auch ein Stück von meinem Speck genehmigen, der «Eisernen Ration». Meine Milch hatte ich unterwegs ausgetrunken und die Flasche dann zum Glück für alle Fälle an einem Bach mit Wasser gefüllt, denn die Hoffnung, zuletzt in dem Gutshof nochmals Milch zu erhalten, musste natürlich nach dem überraschenden Besuch der beiden Rotarmisten unerfüllt bleiben. Also her mit dem Wasser, das immer noch weitaus akzeptabler erscheint als so manches andere, auf welches man nicht selten hatte zurückgreifen müssen.

Es bleiben nun noch viele Stunden bis zum Aufbruch, um sich dies und jenes durch den Kopf gehen zu lassen. Wenn ich mich auch bemüht habe, mit dem Verlust aller meiner Kameraden fertig zu werden, so ist doch das Gefühl, allein zu sein und gerade jetzt mit niemandem mehr reden zu können, ausserordentlich bedrückend, und so versuche ich mich mit dem Gedanken zu trösten, dass es mit uns allen zusammen wahrscheinlich gar nicht oder nur mit sehr viel Glück

möglich wäre, unbehelligt durch die russischen Linien zu kommen. Aber das ist ja nun vorbei, und jetzt muss ganz realistisch darüber nachgedacht werden, wie die Lage hier zu beurteilen und heute Nacht am zweckmässigsten vorzugehen ist.

Der etwa rechteckförmige Wald hat, soweit erkennbar, eine Ausdehnung von mehreren Kilometern in der Nord-Süd-, aber nur ungefähr einem Kilometer in Ost-West-Richtung, also in der Tiefe zur HKL hin, wie das aufgrund hier und da aufsteigender Leuchtkugeln vermutet werden kann. Der Pfad, den ich soeben bis etwa zur Hälfte benutzt habe, führt wahrscheinlich noch weiter bis an den Westrand zur HKL, vor der ich ihn dann noch weit genug verlassen müsste, um mich zuletzt im Schutz des Unterholzes an sie heranzuarbeiten, sofern ich dort welches vorfinde. Wenn dies aber nicht oder auch nur unzureichend der Fall sein sollte, würde hier ein Durchkommen nur unter grösstem Risiko versucht werden können und sehr wahrscheinlich scheitern. Weniger problematisch erscheint es dagegen, wenn man sich ihr, weitgehend sichtigeschützt, an einer der beiden Schmalseiten des Waldes nähert, wofür nur die nördliche in Betracht kommt, weil sich, wie zu erkennen ist, in der Nähe der anderen ein Dorf befindet, das mit absoluter Sicherheit besetzt ist. Ob und wie es dann weitergehen kann, muss abgewartet werden und richtet sich nach den angetroffenen Gegebenheiten.

Der Rest des Tages verläuft bis auf wenige, diesmal etwas weiter entfernte Granateinschläge ohne besondere Vorkommnisse. Dem polternden Abschussgeräusch nach müsste es sich um unsere leichten 10,5 cm Feldhaubitzen handeln, die hier Störungsfeuer schiessen, also die gleichen Geschütze wie die meiner Batterie, was mich nun auch wieder mit einer gewissen Freude erfüllt.

In der Überzeugung, zunächst einmal alles soweit wie möglich überdacht zu haben, breche ich dann mit gespannter Erwartung bei nur schwachem Mondschein auf, um zunächst am Ostrand des Waldes bis an dessen Ende entlangzugehen und mich dann ab hier auf seiner Schmalseite mit aller Vorsicht der etwa ein Kilometer entfernten HKL zu nähern. Als ich diese Stelle erreiche, liegt nicht weit vor mir ein kleiner mit Buschwerk bewachsener Hügel, den ich erst einmal besteige, um mir von hier aus, gut geschützt im Schatten eines der Büsche, einen Überblick über die vom Mondlicht ausreichend erhellte Gegend in

Richtung Front zu verschaffen. Einige verirrte deutsche Gewehrkerne zwischern vorüber, und eine bohrt sich mit kurzem «Flupp» neben mir in den Erdboden. Eigenartigerweise habe ich das sichere Gefühl, keinesfalls getroffen zu werden, was allerdings auch reiner Zufall wäre.

Etwas entfernt ist das Rumpeln eines Wagens und Klappern von Blechgefäßen, offenbar Kochgeschirren, zu hören, was darauf hindeutet, dass hier wohl die Verpflegung nach vorn gebracht wird. Nähere Einzelheiten sind nicht zu erkennen, und langsam verstummen die Geräusche. Dann aber, verdammt nochmal, vernehme ich plötzlich Stimmen und leises, verhaltenes Gelächter! Da vorn läuft doch jemand, und ihm folgen schwarze Schatten, fünf – zehn – zwanzig, und zuletzt sind es dreissig oder vierzig Gestalten, die nun in langer Reihe herankommen und sich keine 50 Meter vor meinem Hügel zu verteilen beginnen. Anweisungen werden erteilt, und dann beginnen sie mit Kreuzhacken die Grasdecke aufzureissen und mit Spaten die Erde auszuheben. Ein Leitender, der die Aufsicht führt, geht mit brennender Zigarette umher, deren rotglühender Punkt mit ihm zwischen den Arbeitenden hin und her wandert. Zweifellos ist man dabei, hier eine zweite Linie oder auch einen Verbindungsgraben zur HKL herzustellen. Was auch immer, mein Plan, sich dieser am Waldrand entlang zu nähern, ist unter den gegebenen Umständen nicht mehr zu realisieren. Einen Augenblick überlege ich noch, ob ich mir nicht vielleicht einen Erdklumpen oder ein Stück Grasnarbe schnappen und mich damit lässig durchmogeln könnte, lasse dann aber diesen Gedanken gleich wieder fallen, denn wenn mich jemand ansprechen oder aber auch im Mondlicht mein doch recht auffallend von der Norm abweichendes Erscheinungsbild wahrnehmen und daraufhin Verdacht schöpfen sollte, wäre es wohl, wenn überhaupt, nur noch mit sehr viel Glück möglich, sich aus der Affäre zu ziehen.

Also bleibt nur ein sofortiger Rückzug und der Versuch, an einer anderen Stelle durchzukommen. Die Erkenntnis, hier gescheitert zu sein und sich nun erst einmal ein Stück in Richtung Osten absetzen und dann praktisch wieder von vorn beginnen zu müssen, stellt eine nervliche Belastung dar, die im Moment nur schwer zu verkraften ist.

Ziemlich durcheinander verlasse ich also meinen Hügel zwar durchaus richtig auf dessen Rückseite, gehe dann aber, resigniert und ohne um Orientierung

und Umsicht bemüht zu sein, in aufrechter Haltung durch das fast deckungslose Gelände, und da geschieht auch schon, was bei einer solchen Verhaltensweise kaum ausbleiben kann: Aus dem Dunkel, wohl keine drei Meter entfernt, brüllt mir eine gutturale Stimme entgegen: «Stoi – nemetzki!» Schlagartig wird man da wieder hellwach, und gleichzeitig kehren Reaktionsfähigkeit und Entschlusskraft zurück. Sofort weiss ich, was jetzt nur noch helfen kann.

Um mein Gegenüber zu verunsichern und somit die wenigen Sekunden zu gewinnen, die mir bleiben, um hier noch einmal davonzukommen, rufe ich ihm mangels russischer Sprachkenntnisse ‚vorwurfsvoll‘ zu: «Hoi-joi-joi-joi-joi», in einem Tonfall, als wollte ich damit ausdrücken: «Nu man sachte, alter Junge, und hab’ dich man nich so, kennst’e denn deine eigenen Kumpel nich mehr?»

Nach dem letzten «joi» drehe ich mich blitzschnell um 90 Grad und starte los wie Jesse Owens bei der Olympiade 1936 in Berlin. Nach gut 20 Metern stolpere ich rechtzeitig über die defekte Spitze meines linken Gummistiefels und fliege kopfüber in die Furchen eines Ackers vor mir, denn im gleichen Augenblick geht hinter mir die Maschinenpistole los, und genau wie damals in Wolozyn flimmert die Leuchtspur knapp einen Meter über mich hinweg.

Und wie damals verschießt der gute Mann auch hier wieder gleich sein ganzes Magazin, wonach ich aufspringe, um mit Riesenschritten in der Dunkelheit unterzutauchen. Offenbar hat der Magazinwechsel nicht so ganz funktioniert, denn was nun folgt, ist eine Handgranate, die aber so weit entfernt detoniert, dass man sie vergessen kann.

Danach ist in meinem Rücken ein wüstes, wutschnaubendes Gebrüll zu hören, begleitet von einer wilden und natürlich völlig sinnlosen Schiesserei der inzwischen erwachten Kollegen des Iwans. Schliesslich steigt noch eine einsame Leuchtkugel hoch, nach deren Erlöschen ich nun eiligst noch ein ganzes Stück weiterlaufe, dem rettenden Wald entgegen, in dem ich diesen Tag verbracht hatte.

Wieder an dessen Ostrand angelangt, verberge ich mich sofort in einer dichten Tannengruppe, wo ich zunächst einmal gut geschützt den Rest der Nacht abwarten werde. An Schlaf ist nicht zu denken, weil damit gerechnet werden muss, dass man nach mir suchen wird.

31. August

Die Stunden bis zum Morgengrauen sind wider Erwarten ohne irgendein Vorkommnis vergangen, was zu der Besorgnis hätte Anlass geben können, dass man vielleicht die Suche nach mir aufgenommen hat. In den nächsten Stunden geht ein leichter Regen nieder, und daher lege ich mich nahe an den Stamm einer Tanne mit dichten, weit ausladenden Ästen, wodurch ich fast vollständig trocken bleibe, und bald lacht dann auch wieder die Sonne, wie an den meisten Tagen in diesen Wochen und Monaten.

Fast zehn Wochen sind nun inzwischen vergangen, seit wir unsere Stellungen im Dnjepr-Balkon haben aufgeben müssen, acht Wochen nach dem Ausbruch aus dem Kessel von Minsk, womit dieser so beschwerliche und ereignisreiche Fussmarsch seinen Anfang genommen hat, und sechs Wochen seit der glücklichen Flucht mit Georg aus dem Lager in Wolozyn.

Wo mag er wohl jetzt sein, und was machen die vier Kameraden, sofern sie bei dem Zwischenfall vor fünf Tagen doch noch, vielleicht nur verwundet, davongekommen sein sollten; wenigstens einige von ihnen? Fragen, die mich immer wieder bewegen, nicht zuletzt gerade jetzt, nach der Begegnung mit dem Posten, der mich ja gleich als «Nemetzki», also als Deutschen betrachtet hat, ohne dies in der Dunkelheit zweifelsfrei erkennen zu können, und demnach zu vermuten ist, dass hier schon mehrfach Rückkämpfer in Erscheinung getreten sind, möglicherweise also auch Georg und die Anderen; eine Hoffnung, bei der allerdings ein gewisses Wunschdenken nicht ausgeschlossen werden kann.

Um die Gegend vor dem Wald genauer beobachten zu können, verlasse ich vorübergehend mein Versteck und lege mich unmittelbar am Waldrand gut getarnt unter die fast bis auf den Boden reichenden dichten Äste einer Tanne. Auf dem Weg dorthin bin ich auf eine schmale Strasse gestossen, die ebenso wie der Pfad, den ich vorgestern benutzt habe, in Richtung zur HKL verläuft. Wie ihr frisch aufgetragener Sandbelag vermuten lässt, hat man sie wohl kurzfristig als Zufahrt zu dieser angelegt. Obwohl somit eine vielleicht sogar häufigere Benutzung in Betracht gezogen werden muss, fasse ich entgegen anfänglichen

Bedenken den Entschluss, hier erneut einen Anlauf zu unternehmen, zumal man auch auf dem Sandboden praktisch geräuschlos vorankommen kann, und in der Hoffnung, günstigere Bedingungen für ein Durchkommen vorzufinden, als zu vermuten ist. Nach dem Scheitern des gestrigen Versuchs und der Möglichkeit, dass dort weiterhin Schanzarbeiten stattfinden, und jetzt in dieser Ecke auch noch mit einer erhöhten Wachsamkeit oder gar systematischen Suche zu rechnen ist, gibt es hier im Augenblick auch keine andere Alternative.

Bis zum Aufbruch sind noch ein paar Stunden Zeit, und daher beobachte ich nun erst einmal, was sich im Vorfeld des Waldes alles ereignet. Die Gefechtsaktivität hat etwas zugenommen. Unsere Granatwerfer schießen hin und wieder Störungsfeuer, wobei eines der Geschosse ganz in meiner Nähe niedergeht, aber die Splitter klatschen gefahrlos hoch in die Bäume. Eine russische Batterie schießt ein paar Salven Vergeltungsfeuer, ist aber nicht zu entdecken. Wahrscheinlich stehen die Geschütze hinter einer nicht weit entfernten Hügelkette. Granatwerfer schliessen sich an in der Gegend, wo ich gestern auf den Posten wahrscheinlich in deren Stellung gestossen bin. Deutlich sieht man nach den Abschüssen ruckartig die kleinen Rauchwölkchen aufsteigen, jeweils begleitet von dem bekannten kurzen «Blupp». Ganz rechts, an der Südseite des Waldes also, ist in dem bereits erwähnten Dorf ein Haus in Brand geraten, und man erkennt, wie ein paar Gestalten eilig mit Eimern herumlaufen und die lodernen Flammen zu löschen versuchen.

Hinter den Hügeln, wo ich die Artilleriestellung vermute, sind jetzt deutlich Kettengeräusche zu vernehmen, vielleicht von Panzern, eher wohl aber von den Zugmaschinen für die Geschütze. Es ist schon ein eigenartiges Gefühl, mitten in der feindlichen Front zu liegen und hier das Geschehen zu verfolgen, und wenn dies auch mit einer Art interessierter Spannung einhergeht, so geschieht es indessen mit einer normalerweise kaum denkbaren kühlen Sachlichkeit und ohne jedes Anzeichen von Erregung oder gar Ängstlichkeit, weil gefährvolle Situationen zur Gewohnheit geworden sind.

Ich habe nun genug gesehen und gehört und nichts festgestellt, was in irgendeiner Form mit meiner Anwesenheit in Verbindung gebracht werden könnte, und kehre nun beruhigt wieder an meinen Lagerplatz zurück. Vor dem

Aufbruch gibt es zur Stärkung noch ein kleines Stück von dem Speck, und der Rest bleibt für den Fall, noch einen weiteren Tag hier verbringen zu müssen.

Heute Nacht muss es aber unbedingt klappen, und ich habe auch das Gefühl, dass es diesmal wirklich gelingen wird. Wie schon einmal! Inzwischen ist es dunkel genug geworden, um das Lager zu verlassen und die Sache in Angriff zu nehmen. Schnell habe ich den zur Front führenden Weg wiedergefunden und gehe nun mit gespannter Aufmerksamkeit an seinem rechten Rand unmittelbar neben den Bäumen entlang. Ich komme hier gut voran, aber Sorgen bereitet mir die Feststellung, dass der Wald, wie befürchtet, kaum Unterholz aufweist, worauf zumindest kurz vor der HKL nicht verzichtet werden kann.

Neben der Strasse entdecke ich ein Fernsprechkabel, das wahrscheinlich zu irgendeinem Gefechtsstand oder auch einer Artillerie-Beobachtungsstelle führt, vielleicht von der Batterie, die ich hinter der Hügelkette ausgemacht habe. Auffallend ruhig ist es bislang in dem Wald gewesen, aber da zerrisst, kaum gedacht, plötzlich ein peitschender Knall die Stille. Wie erstarrt bleibe ich stehen. Der Schuss kann höchstens 50 Meter vor mir abgegeben worden sein. Vorsichtig krieche ich gleich neben der Strasse in den Wald, lausche mit klopfendem Herzen und bin der Meinung, dass ich, ohne es bemerkt zu haben, wahrscheinlich in irgendeine rückwärtige Einrichtung hineingeraten bin. Da knallt es schon wieder, und dann folgen kurze Feuerstösse aus einem Maschinengewehr – Maschinenpistolen rattern – Wortfetzen dringen zu mir herüber! Weil bisher alles so ruhig abgelaufen ist und ich so schnell vorangekommen bin, wird mir jetzt klar, dass ich eher als vermutet hier die HKL vor mir habe, keine 50 Meter entfernt!

Wie erwartet verläuft die Stellung unmittelbar am Westrand des Waldes und scheint, der Schiesserei nach zu urteilen, ziemlich dicht besetzt zu sein. Also muss jetzt erst einmal festgestellt werden, welchen Abstand die einzelnen Posten voneinander haben und ob überhaupt eine Möglichkeit besteht, unbemerkt zwischen ihnen hindurchzukommen. Lautlos schleiche ich mich also noch bis auf etwa 30 Meter an den Graben heran, jeden kleinen Ast, der mich durch sein Knacken verraten könnte, behutsam zur Seite legend, und verberge mich dann

hinter der abgeschossenen Spitze einer Tanne. Hier belausche ich die Posten und verfolge vor mir das Gespräch zwischen einem der Stimme nach sicher noch ganz jungen Burschen und seinem offenbar weitaus älteren linken Nachbarn. Der Junge scheint sehr aufgeregt zu sein und stellt immer wieder ängstliche Fragen, während der alte Krieger beruhigend auf ihn einzuwirken und ihm wohl Mut zu machen versucht. Eine fast rührend anmutende Szene, möchte man meinen, mit ganz menschlich reagierenden und irgendwie auch eine Entspannung bewirkenden Akteuren, obwohl ich kein einziges Wort verstehe und die beiden nur schemenhaft wahrnehmen kann.

Auch an anderen Stellen sind vereinzelte Worte zu hören, fallen auch hier und da wieder Schüsse. Nach alledem komme ich nun zu der ernüchternden Feststellung, dass die Posten nur knappe zehn Meter voneinander entfernt stehen, also jeder Versuch, hier durchzukommen, absoluter Selbstmord wäre. Überdies weist der Wald bis hin zu der Stellung so gut wie kein Unterholz mehr auf, so dass man noch nicht einmal unbemerkt näher an sie herankommen könnte. Somit ist auch dieses Unternehmen als gescheitert zu betrachten, und so bleibt, wenn man nicht in einer ganz anderen Gegend wieder von vorn anfangen will, nur noch die Möglichkeit, es nochmals an der Nordseite des Waldes zu versuchen in der Hoffnung, dass heute dort keine Schanzarbeiten stattfinden und in dieser Ecke nicht besonders intensiv nach mir gesucht wird. Ich bin erstaunt, wie wenig mich dieser erneute Fehlschlag beeindruckt hat, und denke schon an den nächsten, hoffentlich letzten Anlauf, der dann aber auf jeden Fall bei noch ausreichender Dunkelheit erfolgen muss, ohne in Zeitnot zu geraten.

Bevor ich nun den Rückweg antrete, richte ich mich noch einmal kurz auf und lasse meinen Blick letztmalig über den Graben vor mir schweifen. Dabei fällt mir zwischen den Bäumen ein weisslicher Schimmer auf, den ich zunächst für Nebel halte, aber dann erkenne ich, dass es sich um einen langgestreckten, im Niemandsland liegenden See handelt, welcher auf jeden Fall durchschwommen werden muss, wenn man die am jenseitigen Ufer zu erwartende deutsche HKL erreichen will. Sicher kein allzu schöner Gedanke, aber schliesslich bin ich ein gut trainierter Schwimmer, auch über längere Strecken, was hier vielleicht notwendig sein könnte.

An dem See allein sollte die Sache also nicht scheitern, und ich bin keiesfalls gewillt, etwa deswegen hier alles aufzugeben, auch wenn abzusehen ist, dass die Geschichte nicht ganz problemlos über die Bühne zu bringen sein wird.

Mit grosser Vorsicht setze ich mich nun von hier ab und gehe auf dem gleichen Weg zurück, um dann wieder an den Ostrand des Waldes zu gelangen, von wo aus ich mich jetzt der Stelle zuwende, an der ich gestern nicht weiterkommen konnte. Als ich sie unbehelligt erreiche, stelle ich erleichtert fest, dass tatsächlich nirgendwo geschantzt wird und auch sonst keine besorgniserregenden Aktivitäten zu erkennen sind. Somit kann ich diesmal wie vorgesehen am Nordrand des Waldes entlang an die HKL herangehen. Bis jetzt habe ich noch verhältnismässig wenig Zeit verloren und schätze, dass es gegen Mitternacht sein könnte, mir also noch gut zwei Stunden zur Verfügung stehen.

Wolkenlos ist der Nachthimmel und die Gegend vom Mond ziemlich hell erleuchtet, weshalb ich vorsichtshalber ein paar Meter vom Waldrand entfernt zwischen den Bäumen weitergehe. Halt! Da hat doch nicht weit vor mir jemand laut gehustet! Blitzschnell lasse ich mich zu Boden fallen und krieche dann ganz langsam ein Stück zurück, höre dabei wieder Stimmen wie eben auch und weiss nun, dass ich mich wiederum schneller als gedacht unmittelbar vor dem Graben befinde. Noch bin ich mir nicht im Klaren, wie es jetzt weitergehen soll, robbe also erst einmal etwas mehr in den Wald hinein und entdecke dabei einen etwa vier Meter tiefen V-förmigen Geländeeinschnitt, der genau zur HKL hinläuft. Sofort kommt mir der Gedanke, dass sich hier, falls er den Graben kreuzt, eine ungeahnte Möglichkeit zum Durchkommen bietet, und so lasse ich mich ganz langsam die steile Wand hinabgleiten, wieder jeden fühlbaren Ast behutsam beiseite legend und nach jedem bei diesem Abstieg nicht völlig zu vermeidenden Geräusch aufhorchend, ob sich aus den ab und zu vernehmbaren Stimmen der Posten vielleicht heraushören lässt, dass diese stutzig geworden sein könnten.

Endlich bin ich auf dem schmalen Grund des Einschnitts angelangt und beginne nun mit ziemlichem Herzklopfen langsam und voller Erwartung der Stelle entgegenzukriechen, an welcher er die HKL durchschneiden müsste. Dabei wird er immer flacher und ist kurz davor nur noch eben zwei Meter tief und

oben, zwischen den Seitenwänden, ungefähr drei bis vier Meter breit. Die Stelle, an welcher der Graben durchkreuzt wird, hat man in halber Höhe lediglich mit einem quergelegten Baumstamm «abgesichert», unter den ich mich nun mit gemischten Gefühlen lege und auf die Stimmen über mir horche, denn oben stehen beiderseits des Einschnitts zwei Posten, die sich über mich hinweg fast pausenlos unterhalten. Eine äusserst prekäre Lage, kann man da wohl sagen, die unfehlbar zur Katastrophe führen muss, wenn einer der beiden vielleicht auf den Gedanken kommen sollte, auf dem Baumstamm mal kurz zu seinem Nachbarn hinüber zu balancieren, um sich Feuer für seine Zigarette geben zu lassen oder, was noch eher in Betracht käme, hier unten einem menschlichen Bedürfnis nachkommen will.

Allzu lange kann ich hier also unmöglich liegen bleiben, aber so schnell geht das eben leider nicht, denn vorn liegt der schätzungsweise 300 Meter breite See, der im Mondschein wie ein Spiegel glänzt und niemals durchschwommen werden kann, will man nicht sofort wie ein Hase abgeschossen werden. Und das gleiche gilt für das etwa 50 Meter von der HKL bis zum Ufer hin allmählich abfallende freie Wiesengelände, das voll eingesehen werden kann und keinerlei Deckungsmöglichkeiten bietet.

Ratlos blicke ich in den sternklaren, wolkenlosen Nachthimmel, und da geschieht etwas Unglaubliches: Von rechts kommt plötzlich eine einzige kohlschwarze Wolke angesegelt, langgestreckt wie ein riesiger Zeppelin, und sie bewegt sich langsam genau auf den Mond zu. Das ist der Augenblick, die Chance, welche dir nie wieder gegeben wird und die du jetzt wahrnehmen musst, sage ich zu mir und rechne schnell aus, wie lange nun der Mond verdeckt wird. Etwa fünf Minuten, schätze ich, wird das dauern, dann muss ich das Seeufer erreicht haben, könnte mich dort erst einmal hinter den dichten Weidenbüschen verbergen und überlegen, wie es weitergehen kann. Jetzt aber muss sofort gehandelt werden, wenn die Wolke den Mond erreicht und voll abgedeckt hat. Dann ist es soweit, und schlagartig werden die Sichtverhältnisse unvergleichbar günstiger. Vorsichtig beginne ich nun in dem Geländeeinschnitt weiter zu kriechen, der jedoch, Meter um Meter immer flacher werdend, schliesslich in das deckungslose Wiesengelände übergeht. Hinter mir wieder die Stimmen der Pos-

ten, und man meint, sie hätten etwas bemerkt; und dann das metallische Kläcken von Gewehrschlössern! Jetzt haben sie dich entdeckt, bilde ich mir ein, aber es geschieht nichts, denn in solchen Situationen glaubt man, durchaus verständlich, alles auf sich selbst beziehen zu müssen. Weiter, weiter, die Wolke ist schon fast zur Hälfte am Mond vorbeigezogen, und da sehe ich vor mir eine Reihe kleiner Erhebungen, gleich dahinter noch eine, schachbrettförmig auf Lücke, Abstände ein halber Meter – Kastenminen! – verdammter Mist! Bis auf ein kleines Stück stecken sie in der Erde, die ausgestochene Grasnarbe schräg zu unserer Seite drübergelegt. Und wenn die Dinger verdrahtet sind, geht der Laden schon bei leichter Berührung hoch. Egal, ich muss hier durch, denn ein Zurück gibt es jetzt nicht mehr, und so winde ich mich zwischen den Minen hindurch, ohne auf irgendwelche Drähte zu stossen. Wieder mal Schwein gehabt, zumal die Posten wohl abgelenkt wurden!

Die letzten Meter bis zum Ufer sind dann relativ schnell geschafft, und unsagbar erleichtert verschwinde ich sofort hinter den Weidenbüschen, genau zum richtigen Zeitpunkt, denn nun lässt mein schwarzer Zeppelin den Vollmond wieder in alter Pracht erscheinen, und gleich danach ist er spurlos verschwunden, so als hätte er sich aufgelöst! So plötzlich, wie er gekommen ist! – Mehr Glück kann man nicht haben! – Obwohl ja noch einiges vor mir liegt, habe ich doch das ungeheuer beruhigende Gefühl, zunächst einmal heil durch die russische Front gekommen zu sein und mich einer direkten Konfrontation mit dem Gegner hoffentlich endgültig entzogen zu haben. Dennoch muss nach Lage der Dinge auch weiterhin mit grösster Aufmerksamkeit vorgegangen werden. Ein anderes Problem kommt jetzt hinzu, das erst hinter der Uferböschung erkennbar geworden ist, und zwar ein gut drei Meter weit in den See hineinreichender, überhaupt nicht in Erwägung gezogener dichter Schilfgürtel, den man unmöglich durchqueren kann, ohne dabei ein so lautstarkes Rascheln zu verursachen, dass man dies mit Sicherheit in der nur ca. 50 Meter entfernten HKL wahrnehmen würde.

Im Schutz der Weidenbüsche beginne ich aber sogleich damit, mich – vorsichtshalber im Liegen – zu entkleiden, um notfalls auch ungeachtet der riskanten Bedingungen sofort ins Wasser zu steigen und dann hinter dem mannshohen Schilf weitgehend sichtgeschützt zunächst einmal immer an diesem entlang ein

Stück wegzuschwimmen, da eine Überquerung des nun wieder silberglänzenden Sees keinesfalls in Betracht kommen kann. Man erkennt jetzt sogar noch in einiger Entfernung deutlich die kleinen Ringe, die von Fischen hervorgerufen werden, wenn sie kurz an die Oberfläche kommen. Um mit blossem Körper im Mondlicht nicht so leicht aufzufallen, behalte ich wenigstens die lange Unterhose und den grauen Pullover an, während alles andere in dem Busch neben mir verborgen und der «weisse» Drilllichrock zur Sicherheit mit der dunklen Uniformhose abgedeckt wird. In der Rocktasche steckt noch der letzte Rest von meinem Speck, auf den ich jetzt gern verzichten kann. Weniger leicht fällt hingegen der Abschied von meinen alten, aber so ungemein hilfreich gewesenen Gummistiefeln.

Nachdem nun alles soweit vorbereitet worden ist und ich darüber nachdenke, wie es denn jetzt weitergehen soll, da geschieht wiederum etwas im rechten Moment, als, ein paar hundert Meter von hier, plötzlich eine wilde Schieserei losgeht. Grüne und rote Leuchtspur flitzt hin und her, Leuchtkugeln steigen hoch, und mehrere Maschinengewehre verursachen in dem Wald ein so starkes Echo, dass es nun möglich erscheint, den Schilfgürtel ohne Rücksicht auf die hierbei entstehenden Geräusche zu durchqueren. Unverzüglich steige ich daraufhin in den See, arbeite mich eiligst und dabei immer tiefer sinkend durch die Wand aus Schilf und Rohrkolben, und als ich schliesslich im freien Wasser stehe, ragt nur noch der Kopf heraus, wonach eindeutig feststeht, dass dieses Unterfangen ohne die Geräuschkulisse mit dem grössten Risiko verbunden gewesen wäre. Nachdem der Gefechtslärm verstummt ist und ich mich prüfend umschaue, fällt mir ungefähr 300 Meter entfernt eine Stelle ins Auge, an der ein anderes, direkt am Ufer gelegenes Waldstück lange schwarze Schatten in den See wirft. Soweit man das überhaupt beurteilen kann, scheint sich hier die vermutlich einzige Möglichkeit zu bieten, das andere Ufer unbehelligt zu erreichen, und so will ich dort also mein Glück versuchen.

Da sich der Schilfgürtel lückenlos über das ganze Ufer erstreckt, kann ich gut geschützt an ihm entlang schwimmen. Um jedes Plätschern zu vermeiden, mache ich, ohne die Beine zu bewegen, lediglich nur ganz kurze Armzüge, denn hinter dem Schilf und dem Buschwerk am Ufer verläuft auf freiem Feld zwi-

schen den beiden Wäldern, wahrscheinlich keine hundert Meter entfernt, die russische Hauptkampflinie. Sehr langsam also, und zudem kräftezehrend, erreiche ich aber unbemerkt den schattigen Bereich in dem See, mache hier die Schwenkung um 90 Grad und schwimme nun, zur Vorsicht anfangs noch weiter auf die gleiche Art, die letzten 300 Meter dem Ziel entgegen, wo ein Stück weiter hinter dem Ufer im Mondschein deutlich der zerstörte Kirchturm einer Ortschaft (Becejly am Iljen-See) zu erkennen ist.

Was für ein Gefühl, mit jedem Meter einem Augenblick von unermesslicher Relevanz näher zu kommen! Und mit dieser Erkenntnis wächst auch die Energie, um die plötzlich nachlassenden Kräfte immer wieder neu mobilisieren zu können, bis ich endlich, noch ziemlich weit vom Ufer entfernt, unvermutet Grund unter den Füßen verspüre. Langsam, gleichsam feierlich, gehe ich ihm Schritt für Schritt durch das nun immer flacher werdende Wasser entgegen. Auch hier zieht sich ein Schilfgürtel entlang, den ich diesmal bedenkenlos durchqueren kann, um danach festen Boden zu betreten, ohne noch recht glauben zu können, unmittelbar vor dem Ziel angelangt zu sein. Nur ganz vereinzelt noch ist hüben und drüben, begleitet von grüner und roter Leuchtspur, ein Schuss zu hören, aber ich weiss nun auch, dass sich ganz in der Nähe die deutsche HKL befinden muss.

Zitternd vor Kälte durch die nassen Sachen und in gespannter Erwartung blicke ich um mich und gehe dann einem schmalen Pfad nach, einer Minengasse, was ich jetzt noch nicht wissen kann, und erkenne wenig später vor mir das schwarze Band eines Grabens. Ich wage es aber nicht, in ihn hineinzuspringen, weil mir plötzlich der Gedanke kommt, es könnte sich vielleicht um eine russische Vorpostenstellung oder den Teil eines Stützpunktes jenseits des Sees handeln. So vorsichtig und misstrauisch ist man geworden, mit allen Möglichkeiten rechnend, selbst wenn sie eigentlich für unrealistisch oder unlogisch zu halten sind.

Dann entdecke ich einige Meter vor mir einen kleinen Grabenvorsprung, einen Postenstand, und in diesem steht eine nicht sofort zu identifizierende Gestalt, deren Stahlhelm matt im Mondschein blinkt. Da der russische Helm, zumal bei Nacht, nicht sogleich von dem unsrigen zu unterscheiden ist und ich eben noch an die Möglichkeit einer vorgelagerten Position der Sowjets gedacht habe,

bleibe ich wie angewurzelt stehen und weiss nicht recht, wie ich mich verhalten soll. Dann aber will ich, so oder so, endlich Gewissheit haben und rufe den Mann leise an: «Hallo!» Keine Antwort! Ob der vielleicht eingepennt ist? Also nochmals, und nun etwas lauter: «Hallo, bist du...» und da richtet die dunkle Gestalt ihren Karabiner auf mich und schreit mir entgegen: «Halt! – Kennwort!» Blitzschnell werfe ich die Arme hoch und brülle so laut, dass man es sogar drüben beim Iwan hören müsste: «Nicht schiessen, nicht schiessen, hier Deutscher, Deutscher!» Trotzdem hält er die Waffe weiter auf mich gerichtet und lässt mich nicht herein, sicherlich weil allgemein bekannt ist, dass die Sowjets nachts ab und zu versuchen, in deutschen Uniformen in unsere Stellungen einzudringen. Aber nun eilen andere Posten herbei, und ein Unteroffizier, der wohl gleich erkannt hat, dass da oben kein Russe steht, ruft mir zu: «Los, Mann, komm ‘runter!», und daraufhin springe ich mit einem Riesensatz in den Graben, falle ihm um den Hals und möchte losheulen in unbeschreiblicher Freude, aber ich kann es nicht, nur die Brust zuckt immer wieder krampfartig, wobei sich rauhe, krächzende Laute der Kehle entringen. Die Kameraden klopfen mir verständnisvoll auf die Schulter, wollen mich beruhigen, aber ich bin wie von Sinnen, kratze plötzlich ungläubig und erschrocken an der Grabenwand, und erst, als ich den Sand zwischen den Fingern spüre, wird mir bewusst, dass ich nicht wieder nur träume, denn so manches Mal ist man im Traum zurückgekehrt und nach dem Erwachen zutiefst enttäuscht und niedergeschlagen gewesen, wenn man sich dann wieder mit der rauhen Wirklichkeit konfrontiert sah. Aber nun ist es wahr geworden, unfassbare Wirklichkeit! Überwältigend die Erkenntnis, dass alles, was in diesen Wochen und Monaten unter so aussergewöhnlichen Bedingungen durchgestanden werden musste, nicht umsonst gewesen ist, und man das Leben nun wiedergewonnen hat, zumindest vorerst, denn noch ist dieser unselige Krieg ja nicht zu Ende.

Der Unteroffizier bringt mich nun zu seinem Bunker, und bis wir ihn erreichen, drücke ich jedem Posten, an dem wir vorbeikommen, spontan die Hand, weil ich meinen Gefühlen in irgendeiner Form Ausdruck verleihen muss.

Obwohl Mitternacht lange vorbei ist, haben sich die Landser in dem Bunker

24. Oblt. Kuberski, ein Rückkämpfer des PGR 30, sagt vor der Vernehmungsstelle für Rückkämpfer aus, daß Gen. Müller (Vincenz) die Marsch-Gr. der 18. PGD am Abend des 5.7.1944 etwa 25 km nordostwärts Minsk verlassen hat, um sich mit seinem Stab allein durchzuschlagen.
25. PA 118 (o.e.Kp.) wird als HGR.Res. hinter den rechten Flügel des 10K. 4 nach Giinki befohlen.
Französische Truppen (de Gaulle ¹⁾) besetzen Paris. 2)
30. Unter sechs Rückkämpfern befinden sich zwei Uffz. der alten 18. PGD.
Die auf dem Tr.Üb.Pl. Mielau gesammelten Rgt's Rest-Gr. der 18. PGD werden nach Auflösung ihren Ersatztruppent'len zugeführt ³⁾.
Verlust des rumänischen Ölgebiets von Ploesti. 4)

Wiederaufstellung der 18. PGD

1. Lt. Neuber, 1./AR 18 - und ein Mann der 18. PGD haben sich zurückgekämpft.
4. Finnland stellt den Kampf gegen die SU ein. 5)
11. Die 1. US-Armee erreicht die deutsche Grenze nördlich Trier. 6)
12. Feldlazarett 18 bei der Armee-San.Abt. 601.
25. Hitler befiehlt die Aufstellung des deutschen Volkssturms. 7)
30. Bis Ende September 1944 erreichen die Truppen der Roten Armee die Linie M a r e w - S u w a l k i - S c h a u l e n .

*Auszug aus der Regimentergeschicht des Pz-GrenRgt. 30 der
18. Pz-GrenDiv. vom August/September 1944*



Auch diese kamen zurück

noch nicht zur Ruhe begeben. Höchst überrascht, fast befremdet, betrachten sie die nur mit einer Unterhose und einem Pullover bekleidete nasse Gestalt, die da eben zu ihnen hereingekommen ist. «Mann, wo kommst du denn her?», fragt einer. – «Aus Minsk», antworte ich wie selbstverständlich, «aus dem Minsker Kessel». – «Was, aus Minsk?» meint ein anderer ungläubig, und ehe ich noch etwas Näheres hierzu sagen kann, fällt mein Blick auf einen Wehrmachtsempfänger in einer Ecke des Bunkers, aus dem leise Musik erklingt, eine wundervolle Musik, und weil man so lange keine mehr gehört hat, empfindet man sie als nahezu überirdisch schön. Und augenblicklich beginnt sich die aufgestaute Spannung und Verkrampfung zu lösen, weicht der wohl unterschwellige, nie gänzlich verarbeitete Erlebnisdruck, und da ist es mir einfach nicht mehr möglich, meine Gefühle unter Kontrolle zu halten, und aufgewühlt werfe ich mich über eines der Feldbetten und weine mir hemmungslos die ganze Misere von der Seele. Danach tritt, ebenso plötzlich, eine unsagbar erlösende Ruhe ein, und man meint, fast schon wieder ein «normaler» Mensch geworden zu sein.

Die Kameraden sind nun mit einer wahrhaft rührenden Emsigkeit dabei, mir etwas zu essen und trinken zu bereiten. Einer kocht Kaffee, ein anderer macht Butterbrote zurecht, belegt sie mit Wurst und Büchsenfleisch, und wieder andere bringen Zigaretten, Zigarren und Tabak herbei, öffnen bereits gepackte, für die Kinder daheim bestimmte Kartons mit Süßwaren und bauen alles auf einem Stuhl neben meinem Bett auf. Dies geschieht ohne grosse Worte, still, selbstverständlich, gewiss auch beeindruckt von dem eben Erlebten, kurzum jene unvergessliche Kameradschaft, wie sie überall an der Front geübt wird. Und so sieht es auf dem Stuhl aus wie auf einem Geburtstagstisch, und, wenn man das so nennen will, kann ich dies heute ja auch als meinen zweiten Geburtstag betrachten.

Wir kommen dann wieder ins Gespräch, und dabei fragt man mich auch nach meinem Dienstgrad, und als man ihn erfährt, macht sich eine sichtliche Verlegenheit bemerkbar, von der ich diese so herzlich um mich bemühten Landser aber schnell befreien kann, indem ich ihnen sogleich davon berichte, dass wir uns unterwegs alle sofort geduzt und Dienstgrade gar keine Rolle mehr gespielt haben.



Kein «Zauber der Montur» und mancher kam so an

Auf meine Frage, zu welcher Einheit sie hier gehören würden, bekomme ich eine wirklich kaum zu glaubende Antwort, denn es sind die «30er», jenes Regiment unserer 18. Panzergrenadier-Division also, das vor meiner Beobachtungsstelle im «Dnjepr-Balkon» eingesetzt gewesen ist, nur mit dem Unterschied, dass von diesem niemand mehr hier anwesend ist. Das Regiment wurde vor einigen Wochen neu aufgestellt mit dessen bisherigen Angehörigen, die das Glück gehabt haben, zum Zeitpunkt der russischen Offensive als Verwundete, Kranke, Genesende, Urlauber oder auch Lehrgangsteilnehmer und anderweitig Kommandierte nicht an der Front gewesen zu sein, und hinzu kam dann noch der junge, frisch zum Wehrdienst einberufene Ersatz aus der Heimat.

Im weiteren Verlauf unserer Gespräche erfahre ich von dem Unteroffizier, der mich hierher gebracht hat, dass ich eben ein riesiges Glück gehabt hätte, weil ich genau durch die Minengasse an die HKL herangekommen bin. Bei der Nachbarkompanie, so berichtet er weiter, ist vor einigen Tagen auch ein Rückkämpfer – ich dachte natürlich sogleich an Georg – bei Nacht vor der Stellung erschienen und im selben Augenblick, als ein Posten ihn noch warnen wollte, auf eine Mine getreten. Dabei sei er hochgeschleudert worden und dann gleich auf die nächste gefallen und sofort tot gewesen. Wer ausser mir könnte wohl sonst noch die unbeschreibliche Tragik dieses Ereignisses bis ins Letzte nachempfinden! Zutiefst erschüttert springe ich auf und verlasse den Bunker, um nicht gleich wieder, zumal man mich ja nun als Offizier kennt, meine Gefühle zu zeigen, und muss jetzt auch einfach an die frische Luft. Und nun geschieht etwas, das gewiss nur schwerlich nachzuvollziehen ist, wenn ich jetzt, den Blick auf den Mond gerichtet, diesem allen Ernstes den Vorwurf mache, wie er es denn wagen könne, sich hiernach noch so unverändert goldglänzend am Himmel zu zeigen, und dann auch die Sterne anklage, weil sie überall noch so unbeeindruckt silbern glitzern können, als sei hier überhaupt nichts geschehen, und warum sie nicht sofort herabgefallen wären angesichts dieser unsäglichen Tragödie. So hat sich das tatsächlich abgespielt und lässt überaus deutlich werden, in welcher hohen Masse doch unsere Nerven und die Psyche überfordert worden sind!

Als ich mich wieder soweit beruhigt habe und frierend in den Bunker zurückgekehrt bin, bringen mir die Kameraden sogleich eine wärmende Wollde-

cke, nachdem ich mich zuvor noch meiner nasskalten, verschmutzten und verlausten Sachen entledigt habe, und dann will ich mich nur noch langlegen und schlafen, aber so einfach ist das nicht, weil einem noch zu viel durch den Kopf geht, insbesondere der Ablauf der Ereignisse während der letzten Stunden vor dem erlösenden Sprung in den deutschen Graben. Ich denke da zunächst an den zufällig und vollkommen unerwartet vorgefundenen Geländeeinschnitt und damit die wohl einmalige Gelegenheit, hier durch die russische Stellung zu kommen; dann an die langgestreckte schwarze Wolke als einzige am ganzen Himmel, die langsam herangezogen kam, genau auf den Mond zu und ihn ausreichend lange verdeckte, und danach an die Minensperre, die nur mit grossem Risiko zu überwinden war; und, wiederum im richtigen Augenblick, an die von dem Gefechtslärm verursachte Geräuschkulisse, die es ermöglicht hat, unbehelligt durch den dichten Schilfgürtel zu gelangen; und weiter, an die ausreichend langen Schatten, welche ein nahe gelegenes Waldstück in den See geworfen und sich damit die einzige Möglichkeit ergeben hat, ihn unbemerkt zu durchschwimmen; und schliesslich an die Minengasse, die ich unbewusst benutzt habe und nur auf diese Weise gefahrlos an unsere HKL herankommen konnte.

Nach all diesen Begebenheiten und den vielen anderen vorausgegangenen, so aussergewöhnlichen und zum Teil kaum nachvollziehbaren Geschehnissen, darf hier wohl nicht mehr allein von grossem Glück oder reinen Zufällen gesprochen werden, sondern ist gewiss auch an die bereits zitierten Worte zurückzudenken, die da lauten: Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Weg und dich an den Ort bringe, den ich bestimmt habe! –

Nachwort

Am nächsten Tag hätte ich mit Georg dessen 19. Geburtstag feiern können, wie wir uns dies erhofft hatten. Er ist nicht mehr zurückgekehrt, und über sein Schicksal war nichts in Erfahrung zu bringen. Bekanntlich sind nur ganz vereinzelt Rückkämpfer, die den Sowjets im Bereich ihrer HKL oder gar in dieser selbst in die Hände gefallen sind, mit dem Leben davongekommen und in ein Gefangenenlager überführt worden, und wenn Georg zu diesen gehört hätte, müsste er dort verstorben sein, ohne zuvor noch eine Nachricht hinterlassen zu können. Was aus den anderen vier Kameraden geworden ist, bleibt zwangsläufig ungewiss, weil wir ja unsere Adressen nicht mehr rechtzeitig haben austauschen können, und so besteht nur die Hoffnung, dass wenigstens einige von ihnen glücklich ans Ziel gelangt sind. Wie spätere Ermittlungen ergeben haben, konnten nur etwa 5% aller Rückmarschierer die deutschen Linien wieder erreichen!

Mit herzlichem Dank habe ich mich von den Landsern in dem Bunker verabschiedet, die mir so wohlthuend fürsorglich und verständnisvoll entgegengekommen sind, um anschliessend noch eine letzte Mahlzeit mit den Offizieren des Regimentsstabs einzunehmen, zu der man mich mit warmen Worten eingeladen hat. Das Essen fand im Keller eines der noch erhalten gebliebenen Häuser der Ortschaft statt und war von einer recht gedrückten Stimmung begleitet, die nicht gerade aufgeheitert wurde, nachdem ich wunschgemäss einiges über meine Erlebnisse berichtet habe. Jeder war sich über den ganzen Ernst der Lage im Klaren, in der Erkenntnis, dass der nächsten, ohne jeden Zweifel mit stärksten Kräften geführten russischen Offensive vor den Toren Deutschlands nur mit grösster Besorgnis entgegengesehen werden kann, und als ich mich dann verabschiedete, würde wohl verständlicherweise mancher ganz gern mit mir tauschen wollen, da ich nun einen VW-Kübelwagen besteige, der mich über die nahe ostpreussische Grenze nach Neidenburg bringt. Hier befindet sich die Sammelstelle der 4. Armee für die Rückmarschierer, wo ich meinen Angehörigen daheim eine erste Mitteilung zukommen lassen kann, nachdem man in grosser Sorge schon so lange vergeblich auf eine Nachricht gewartet hat.

Es war eine wundervolle Fahrt bei strahlendem Sonnenschein und einem klarblauen Himmel, vorbei an Wäldern mit schon beginnender Herbstfärbung, dazwischen die wogenden Halme der zur Ernte bereiten Felder. Ein Bild wie im tiefsten Frieden und eine herrliche Ruhe, ohne das Gefühl haben zu müssen, ständig von Gefahren umgeben zu sein. Die Menschen, denen wir begegnen, winken uns freudig zu, aber aus so manchen Gesichtern spricht unübersehbar ernste Sorge, denn hin und wieder trägt der Ostwind schon deutlich das Grollen der Front bedrohlich nahe herüber.

In der Sammelstelle Neidenburg muss mit einem Aufenthalt von einigen Tagen gerechnet werden, denn hier finden eingehende Befragungen statt, um aus den protokollierten Aussagen der Rückkämpfer noch für relevant erachtete Einzelheiten im Verlauf dieser bislang einzig dastehenden militärischen Katastrophe erfahren zu können. Darüber hinaus will man natürlich auch Auskünfte zur Aufklärung des Schicksals der zahllosen Vermissten sowie Angaben über gefallene und in Gefangenschaft geratene Kameraden erhalten. Nicht zuletzt sollen hier aber auch Angehörige des berüchtigten «Nationalkomitees Freies Deutschland» herausgefiltert werden, die von den Sowjets für Sabotageakte sowie zur Desorganisation und Fehlleitung in die Rückzugsbewegungen der Truppe eingeschleust worden sind, und später auch zu verschiedenen, insbesondere grösseren Rückkämpfergruppierungen mit Kapitulationsaufforderungen abgesandt wurden, denen sie sich dann aber vereinzelt angeschlossen haben und auch durchgekommen sind.

Wer hier nun – von den wenigen Ausnahmen abgesehen – vollkommen ungerechtfertigt in Verdacht geraten ist, wurde zur weiteren Überprüfung unter Bewachung und ohne zu wissen, wohin die Reise geht, in ein «Quarantänelager» nach Lissa bei Posen im Generalgouvernement überführt und durfte bis dahin noch nicht einmal seine nächsten Angehörigen benachrichtigen und Grüsse an sie ausrichten lassen. Der Aufenthalt in diesem Lager erstreckte sich häufig über mehrere Monate, für die ausnahmslos nur unter grössten Schwierigkeiten endlich zurückgekehrten Soldaten eine unglaubliche Zumutung, und so ist mancher – verständnislos und verbittert – zu der Feststellung gekommen, dass er sich auf seinem langen Weg zu den eigenen Linien noch eher als «freier

Mann» gefühlt habe, als in diesem Lager. Unfassbar auch, dass man sich vor seiner Entlassung schriftlich dazu verpflichten musste, den Lageraufenthalt «aus dem Gedächtnis auszulöschen», andernfalls man wieder zurückgebracht und die Heimat dann nicht mehr wiedersehen werde!

Ich hatte indessen das Glück, hier in Neidenburg auf einen Leutnant aus dem Stab der Sammelstelle zu treffen, der von der Glaubwürdigkeit meines Berichtes so überzeugt und anscheinend auch beeindruckt war, dass er mir schulterklopfend versicherte: «Ich werde dafür sorgen, dass du sofort nach Hause kommst». Und so habe ich auch tatsächlich nur diesen einen Tag hier verbracht. Letzte Station war dann das Reservelazarett in Schweidnitz, nahe meiner Heimatstadt Freiburg/Schlesien, das ich mir sogar selbst auswählen durfte, und hier gab es bei einem Besuch meiner Mutter und Schwester ein bewegtes Wiedersehen, umso mehr, als mein Vater erst kürzere Zeit zuvor verstorben war. Während des Lazarettaufenthaltes wurden meine Verwundungen – und die Füße! – endgültig ausgeheilt und mein «Federgewicht» von 45 Kilogramm in einigen Wochen wieder in Relation zur Körpergrösse gebracht. Es war eine herrliche Zeit und die Ärzte waren ebenso wie die Schwestern rührend um mein Wohlergehen bemüht.

Kurz vor meiner Entlassung besuchte mich ein Vertreter einer mir nicht mehr erinnerlichen Dienststelle mit dem doch wohl ziemlich ungewöhnlichen Alternativangebot einer Beförderung zum Oberleutnant der Reserve oder der Gewährung eines vierwöchigen Sonderurlaubs. Meine Antwort lautete: «Sonderurlaub», in dessen Verlauf dann ein Grossteil des Manuskriptes für das vorliegende Buch entstanden ist.

Dann wurde es wieder ernst, aber meinem inzwischen neu aufgestellten Artillerieregiment konnte ich nicht mehr beitreten, da jeder, der einmal in russischer Gefangenschaft gewesen ist – und sei es auch nur für kurze Zeit – an der Ostfront keine Verwendung mehr finden durfte, und somit wurde ich in den kommenden Monaten beim Artillerieregiment 102 im Westen eingesetzt. Sein fürsorglicher Kommandeur, Oberst Höfer, war so entgegenkommend, mich in seinem Regimentsstab als Ordonnanzoffizier zu verwenden, nachdem er von meinem russischen Abenteuer Kenntnis genommen hat. Dennoch geriet ich bei einer Erkundungsfahrt in amerikanische Gefangenschaft, wo ich nach einem

diesmal missglückten Fluchtversuch aus dem Transportzug zum Lager Attichy/
Frankreich das Ende des Krieges erlebte.

Eine Rückkehr nach Schlesien gab es danach nicht mehr. Erst nach 50 Jahren habe ich Freiburg wiedergesehen, das nun, wie gesagt, «Swiebodzice» genannt wird; und unsere alte Adler-Apotheke heisst jetzt «Apteka Franciszkanska». Der eherne preussische Adler an der Hausecke über dem Eingang war natürlich nicht mehr vorhanden. Man könnte meinen, er habe sich befreit und sei davongeflogen. –

Literaturverzeichnis

(Weitere Quellennachweise im Text)

- Carell, Paul Die Gefangenen, Frankfurt/ Main 1980
- v. Clausewitz, Carl Der Russische Feldzug 1812 Essen o.D.
- Diwald, Hellmut Geschichte der Deutschen, Frankfurt/Main 1978
- Engelmann, Joachim Die 18. Infanterie- und Panzergrenadierdivision
1934-1945 Friedberg 1984
- Haupt, Werner Heeresgruppe Mitte 1941-1945 Dorheim 1968
- Heller/Nekrich Geschichte der Sowjetunion, Königstein/Ts. 1981
- Hesse, Erich Der Sowjetrussische Partisanenkrieg 1941-1944
Göttingen 1993
- Hinze, Rolf Der Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte im
Osten 1944, Stuttgart 1980
- Hinze, Rolf Das Ostfront-Drama 1944 Stuttgart 1997
- Hoffmann, Joachim Stalins Vernichtungskrieg 1941-1945
München 1996
- Karpow, Wladimir Russland im Krieg 1941-1945 Zürich 1987
- Kurowski, Franz Blutiges Dreieck Rastatt 1969
- Masson, Philippe Die Deutsche Armee München 1996
- Oberländer, Theodor Der Osten und die Deutsche Wehrmacht
Asendorf 1987
- Piekalkiewicz, Janusz Die Schlacht von Monte Cassino
Bergisch-Gladbach 1980
- Poepfel, Hans u.a. Die Soldaten der Wehrmacht München 1999
- Post, Walter Unternehmen Barbarossa – Deutsche und sowjeti
sche Angriffspläne 1940/41 Hamburg-Berlin-
Bonn 2001
- v. Richthofen, Bolko Kriegsschuld 1939-1941 Kiel 2001
- Schultze-Rhonhof, Der Krieg, der viele Väter hatte Gerd 2003
- Stahlberg, Alexander Die verdammte Pflicht München 2002
- Strauss, Wolfgang Unternehmen Barbarossa und der russische
Historikerstreit München 1998
- Suworow, Viktor Der Eisbrecher – Hitler in Stalins Kalkül Stuttgart
1989
- v. Tippelskirch, Kurt Geschichte des Zweiten Weltkriegs Bonn 1954
- Waupschassow, S. Vierzig Jahre in der sowjetischen Aufklärung
Moskau 1978
- Zentner, Kurt Illustrierte Geschichte des Zweiten Weltkriegs
München 1963

Abkürzungsverzeichnis

AK:	Armeekorps
AOK:	Armeeoberkommando
AR:	Artillerieregiment (auch ArtRgt)
Div:	Division
Flak:	Flugabwehrkanone
Gefr:	Gefreiter
GR:	Grenadierregiment (auch GrenRgt)
HGr:	Heeresgruppe (auch HGrp)
HgrKdo:	Heeresgruppenkommando
HKL:	Hauptkampflinie
Hptm:	Hauptmann
ID:	Infanteriedivision (auch InfDiv)
IR:	Infanterieregiment (auch InfRgt)
Kp:	Kompanie
Lt:	Leutnant
LwFDiv:	Luftwaffenfelddivision
MG:	Maschinengewehr
mot:	motorisiert
MP:	Maschinenpistole
OKH:	Oberkommando des Heeres
OLt:	Oberleutnant
Pak:	Panzerabwehrkanone
PD:	Panzerdivision (auch PzDiv)
PzAbt:	Panzerabteilung
PzArmee:	Panzerarmee
PzGrenDiv:	Panzergrenadierdivision (auch PGD)
RgtKdr:	Regimentskommandeur
SichDiv:	Sicherungsdivision
Uffz:	Unteroffizier
VB:	Vorgeschobener Beobachter

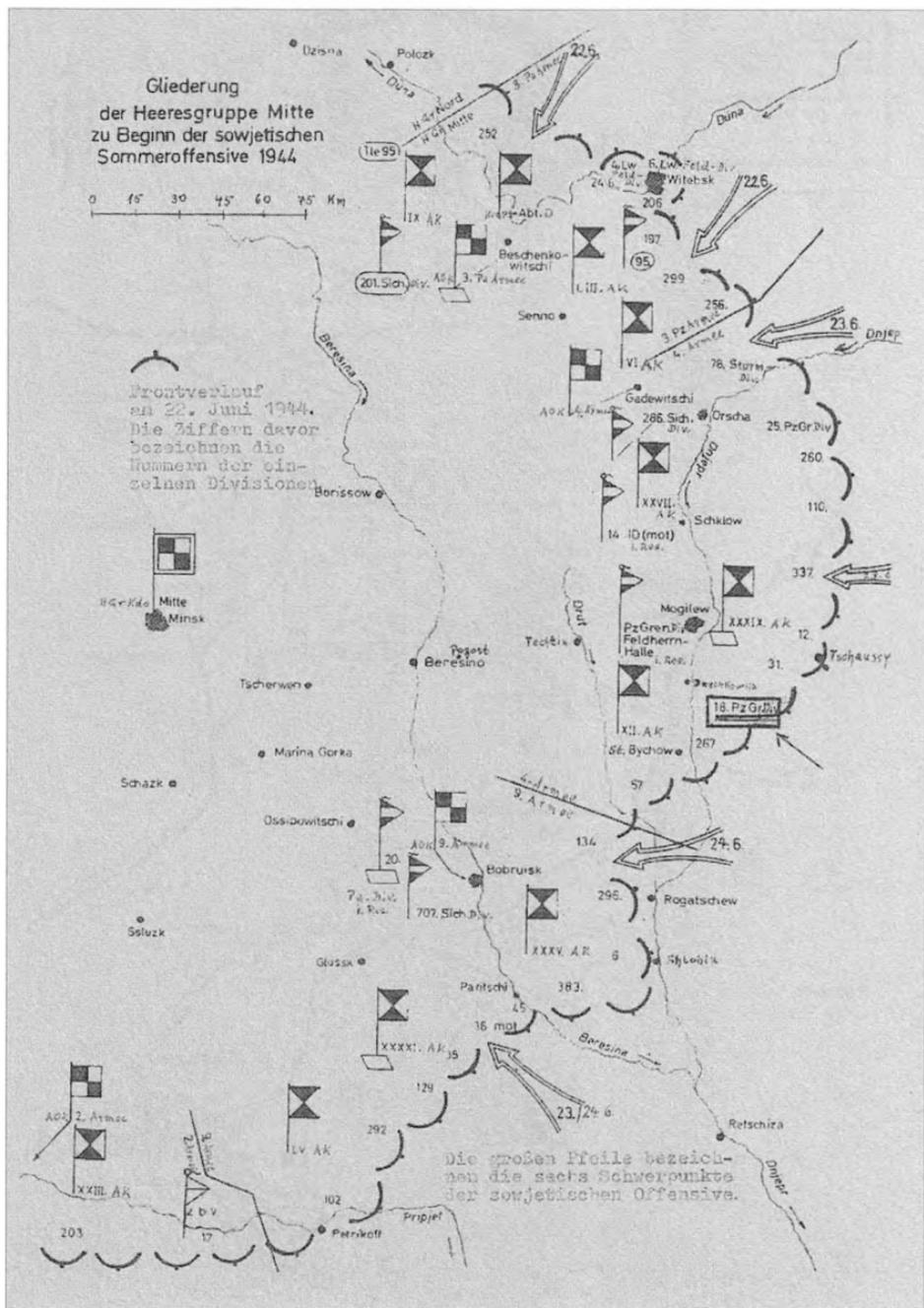
Gliederung
der Heeresgruppe Mitte
zu Beginn der sowjetischen
Sommeroffensive 1944

0 15 30 45 60 75 Km

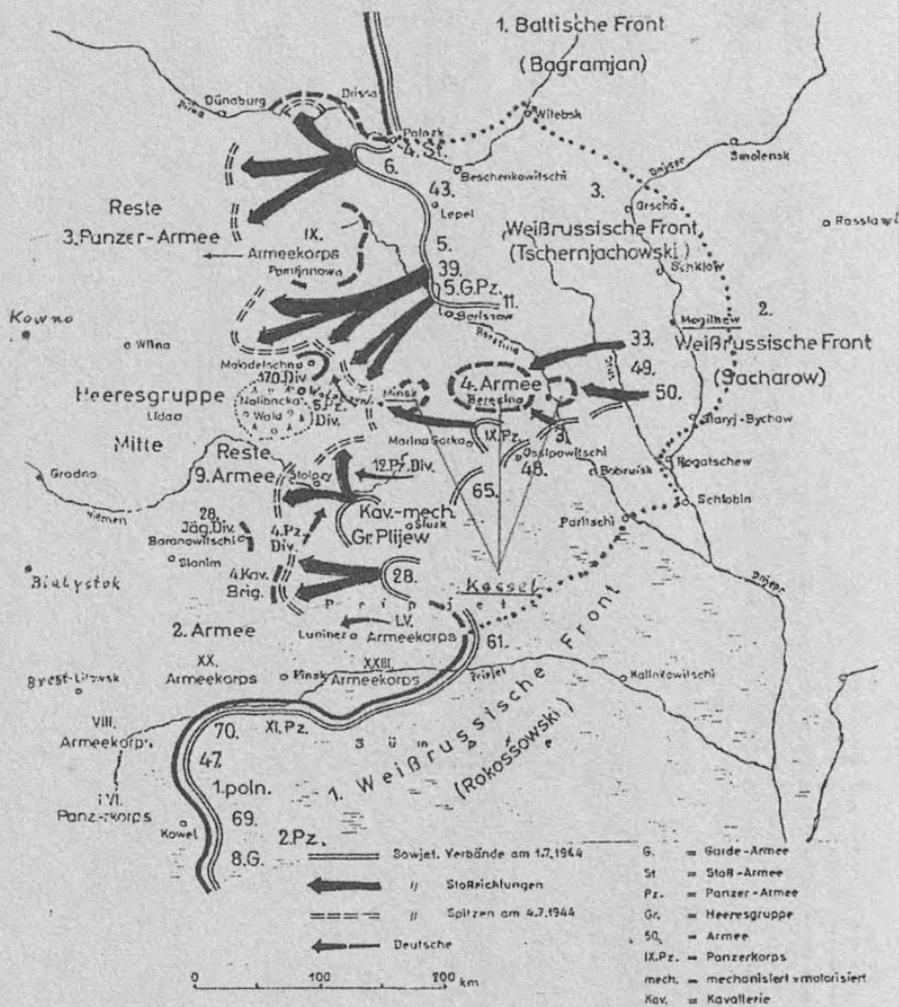
Frontverlauf
am 22. Juni 1944.
Die Ziffern davor
bezeichnen die
Nummern der ein-
zelnen Divisionen.



Die großen Pfeile bezeichnen die sechs Schwerpunkte der sowjetischen Offensive.

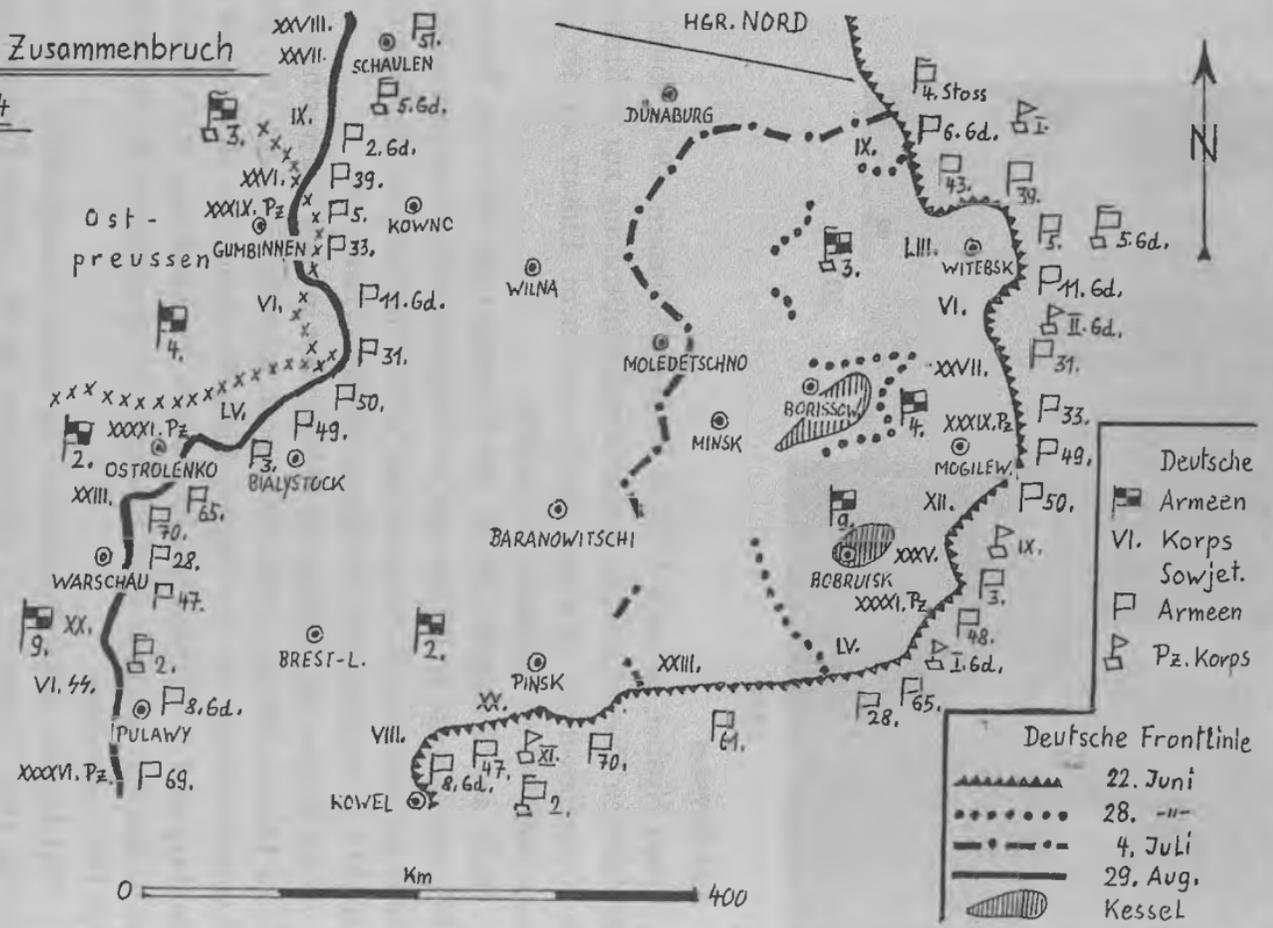


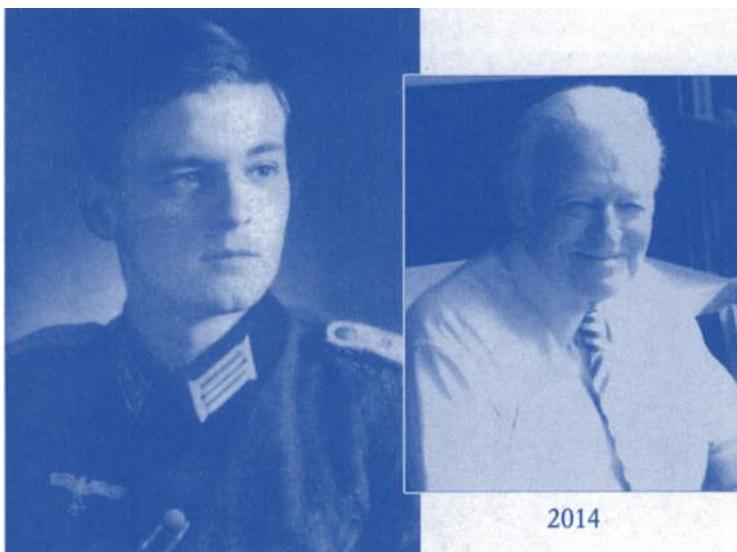
Frontverlauf am 22. Juni 1944
 bei Beginn der Sommeroffensive



Der Zusammenbruch

1944





1944

Zur Person

Claus Neuber, geboren 1924 in Freiburg/Schlesien. 1942 Abitur an der dortigen Oberrealschule, anschliessend Einberufung zur Wehrmacht als Kriegsfreiwilliger in einem Artillerieregiment. Einsatz an der Ostfront, seit 1943 als Leutnant der Reserve.

Nach dem Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte im Sommer 1944 zwei Monate im Rückkampf als Versprengter bei zwischenzeitlicher Flucht aus russischer Gefangenschaft. 1945 Versetzung an die Westfront. Bis 1946 in amerikanischer Gefangenschaft in Frankreich.

Nach Entlassung Tätigkeit als Hilfsarbeiter in einer Chemischen Fabrik in Hameln/Weser. 1948-1950 Apothekerpraktikant und 1951-1954 Pharmaziestudium an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Bamberg und der Technischen Hochschule Braunschweig. 1954 Pharmazeutisches Staatsexamen. 1955 Erteilung der Approbation als Apotheker. Seit 1957 verheiratet.

1961 Eintritt in die Bundeswehr als aktiver Sanitätsoffizier Apotheker. Bis 1968 Dezernent im Materialamt der Bw, danach Divisionsapotheker und Kommandeur des Sanitätsbataillons 4 der 4. Jägerdivision in Regensburg.

Ab 1972 Leiter des Dezernats für die Personalführung der Sanitätsoffiziere der Reserve im Personalamt der Bundeswehr in Köln/Porz-Wahn. Seit 1984 im Ruhestand in Bonn-Duisdorf.